P. o. germ. 1765 Osterloh

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lind

<36609157200014

<36609157200014

Bayer. Staatsbibliothek

Sch 34

39566

Oberlehrer Gesenius.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilians-pl. 16

Oberlehrer Gesenius.

Roman

von

[Adele] Osterloh.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilians-pl. 16

[1896]

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1896.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Kapitel.

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch —“

Betroffen von dem Klang seiner eigenen Stimme hielt der Sänger inne. Das Weihelied auf den heimatlichen Wald paßte auch zu schlecht auf die sonnige Landschaft, die ihn im vollen Glanz eines italienischen Frühlingstags umgab: ein sanft abfallendes Gelände, ein Gewirr von blühendem, duftendem Buschwerk, grau schimmernde Olivenbäume und, von dem hoch aufgeschossenen Grase, das den freien Platz bedeckte, fast überwuchert, alte Mauerreste, mächtige Steinquadern, im Halbkreis an einander gefügt; der Zusammenhang war häufig unterbrochen, aber noch immer war genug vorhanden, um eine Vorstellung zu geben von dem großartigen Bauwerk, das sich einstmals

hier erhoben hatte: dem Amphitheater zu Fäsulä. Der Mann, der jetzt auf dem Trümmerwerk stand, betrachtete es mit andächtiger Bewunderung. War es doch die erste Ruine aus der Römerzeit, die er sah, und hatte er sich doch nach all den Schätzen einer großen Vergangenheit gesehnt zehn, zwanzig Jahre lang und mehr noch, eigentlich seitdem er als Gymnasiast den ersten Geschichtsunterricht genossen hatte. Später hatte er sich als Student der Philologie in dieses sein Lieblingsstudium vertieft; nun war er schon längst lehrend thätig, und immer war diese Sehnsucht gewachsen. Italien, das Paradies auf Erden! Wer da einmal hinkommen könnte, um mit eigenen Augen zu sehen, was jene großen Völker, mit denen er sich tagtäglich beschäftigte, gebaut und geschaffen hatten, die Stätten, wo sie gewohnt und um die sie gekämpft hatten; dazu die zauberische Landschaft, das tyrrhenische Meer, die wilde Hadria und den ewig blauen Himmel. Es war ihm gar nicht einmal eingefallen, daß ihm das Glück je selbst beschieden sein würde, und nun war er da, freilich noch ganz am Eingange von Italien, an der Pforte der Herrlichkeiten. Das gelobte Land hatte ihm anfangs ein recht unfreundliches Gesicht gezeigt. Er hatte sich kurz in Mailand und Genua aufgehalten und war nun seit zwei Tagen in Florenz, und immer hatte es geregnet. Heute endlich war das Wetter

schön geworden, und da es ihn an dem herrlichen Sonntagmorgen nicht in der Stadt litt, war er nach Fiesole hinaufgestiegen. Hier oben nun überkam ihn mit einemmale das wonnige Bewußtsein, den heißesten Wunsch seines Lebens erfüllt zu sehen, so mächtig, daß er sich im Vollgefühle seines Glückes irgendwie Luft machen mußte. Und da hatte er denn gesungen. Aber gleich packte ihn seine deutsche Schüchternheit, und ängstlich schaute er sich um, ob ihn auch niemand gehört habe. Gott sei Dank! kein Mensch im weiten Umkreise. Mit einem Gefühle der Beruhigung schob er den großen, weichen Filzhut aus der Stirn und begann, das Amphitheater zu umgehen. Er achtete jetzt nicht mehr gar so viel auf die Steintrümmer zu seinen Füßen, sondern blickte in den blauen Himmel, der ihm wahrhaft italienisch blau vorkam, gerade wie er ihn hatte schildern hören; und unwillkürlich fing er wieder an zu singen, aber diesmal ganz leise, nur so vor sich hinsummend:

„Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen;
Will's mich etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?“

„Doch ich bleibe lieber hier,“ fuhr laut und volltönend aus der Tiefe eine schöne Baritonstimme fort. Abermals unsanft aus seinen Träumen geweckt, blickte sich der Reisende um und gewahrte zunächst unmittel=

bar vor seinen Füßen ein Paar Stiefel. Er war etwas kurzsichtig und hatte daher die Situation nicht sofort erfaßt, um so mehr als der Mensch, dessen Füße in den bewußten Stiefeln steckten, gar keine Anstalten machte, ein weiteres Lebenszeichen von sich zu geben. Erst wie er das Quadernfragment, aus dessen Spalten ein Busch hervorgewachsen war, umschritt, sah er, im Schatten des letztern ausgestreckt, einen jungen Mann liegen. Ein Paar lustiger brauner Augen lachte ihn etwas spöttisch aus einem sonnverbrannten Gesicht an und eine wohltönende Stimme sagte: „Sie sind ja sehr vergnügt!"

Der Angeredete, dem die Leichtigkeit des Umgangs, die man auf Reisen so schnell erwirbt, noch etwas abging, wußte nicht gleich eine passende Antwort zu finden.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie in Ihrem Gesange störte," fuhr der andere fort, „aber es machte mir wirklich Spaß, wieder einmal ein liebes, altes Lied aus der Heimat zu hören."

„Sie sind ein Deutscher?" fragte etwas überflüssigerweise der erste.

„Natürlich. Haben Sie denn das nicht sofort gehört?"

„Gehört, ja. Ihrem Aussehen nach würde ich Sie für einen Italiener gehalten haben."

„So. Ja, sehen Sie, wenn man sich schon so

lange, wie ich, im Süden herumtreibt, verliert man allmälich den norddeutschen Stubenteint. Darf ich Sie als Landsmann vielleicht auffordern, an meiner einfachen Collazione teilzunehmen?"

Jetzt erst bemerkte der Angeredete, daß sein Gegenüber neben sich auf der Stufe des Amphitheaters auf einem ausgebreiteten italienischen Zeitungsblatt ein großes Stück trockenen Brotes und eine Schnitte Salami liegen hatte; daneben war ein aufgeklapptes Taschenmesser.

„Danke sehr, ich habe selbst. Aber wenn Sie gestatten, setze ich mich zu Ihnen." Er prüfte erst sorgfältig das Erdreich, ob es auch nicht zu naß sei, und ließ sich dann nieder. „Sie fürchten nicht, sich zu erkälten?" fragte er. „Man hat mir so eingeschärft, ich möchte in Italien vorsichtig sein."

„Sie sind wohl zum erstenmal in Italien?" fragte der junge Mann, indem er mit prüfendem Blick den neuen Gefährten musterte. Der war ein Mann in der ersten Hälfte der dreißiger, etwas über mittelgroß und gut gewachsen; nur trug er den Kopf ein wenig vornüber geneigt, wie Leute, die viel schreiben und kurzsichtig sind. Und auf Kurzsichtigkeit deutete auch die Brille, aus der ein Paar sympathischer blauer Augen hervorleuchtete. Ein blonder, leicht ins Rötliche spielender Backenbart umrahmte das hübsche, blasse Gesicht. Alles in allem eine angenehme Er-

scheinung, und so deutsch wie möglich, dachte der Brünette, während sein Blick den grauen Filzhut und den spießbürgerlichen Ueberzieher streifte. „Wahrscheinlich ein Lehrer."

Dieser wiederum war ziemlich geneigt, sein Gegenüber für einen Maler zu halten. Sein ganzes Aeußere sprach dafür; der etwas vernachlässigte Anzug, das zerdrückte kleine Hütchen und das sorglose, lächelnde Gesicht mit der aufgestülpten kleinen Stumpfnase und der etwas aufgeschürzten Oberlippe, die offenbar zu kurz geraten war. Der Defekt wurde durch ein kleines schwarzes Schnurrbärtchen verdeckt.

„Ich bin erst seit ein paar Tagen in Italien," beantwortete der Blonde die an ihn gestellte Frage, „und ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, jemand gefunden zu haben, mit dem ich mich aussprechen kann. Es fiel mir so schwer, die Fülle von Eindrücken, die auf mich einstürmt, für mich zu behalten. Wie habe ich mich an den Kunstschätzen von Florenz ergötzt und dabei eine mitfühlende Seele an meine Seite gewünscht. Und heute! Welch wundervoller Tag! Welch paradiesische Gegend! Wenn ich die Blicke umherschweifen lasse, sehe ich im Geiste diese Trümmer sich zusammenfügen; das Amphitheater in seiner ganzen Großartigkeit, mit der Pracht seiner marmorbelegten Stufen steht wieder vor mir, und ich denke, wie gut es die Alten hatten, daß ihnen die Natur einen so

herrlichen Hintergrund für ihre Baudenkmäler bot. Dann fallen mir unsere Theater ein, inmitten der Stadt, von rauchgeschwärzten Straßen umgeben — der Gedankengang ist Ihnen vielleicht etwas befremdlich," unterbrach er sich und setzte, an der Annahme festhaltend, daß er zu einem Maler spreche, hinzu: „Für mich ist es das Nächstliegende. Ich bin gewissermaßen mit den Römern und Griechen aufgewachsen. Sie ziehen vielleicht vor, in diesen Trümmern nur eine malerische Staffage zu erblicken —"

„Meinen Sie?" entgegnete der andere lächelnd. „In Rom können Sie übrigens genug alte Theater inmitten der Stadt sehen, und die Straßen und Gassen der heiligen Roma waren seinerzeit noch viel schmaler und winkeliger als die unseren. Und was die landschaftliche Schönheit betrifft — nun, es ist ja ganz hübsch hier — die Aussicht nach Florenz herüber ist, beiläufig gesagt, weit schöner — aber das gute Fiesole hält doch keinen Vergleich aus zum Beispiel mit den Ruinen von Taormina — in Sizilien, wissen Sie — wo sich Meer und Gebirge zu einem einzig schönen Gesamtbilde vereinigen. Dort —" er hielt plötzlich inne, erhob sich ein wenig aus seiner halb liegenden Stellung und spähte nach dem Eingange hin. Der Blonde folgte der Richtung seiner Blicke. Jener machte ihm ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten. „Still! Es kommen mehr Besucher. Es macht mir

allemal Vergnügen, zu hören, welchen Eindruck ein historischer Ort auf Leute macht, die nichts davon verstehen. Ich wette, die fünfzig Centesimi Eintrittsgeld thun ihnen leid für die paar lumpigen Steine."

Die Erwartung des jungen Mannes wurde einigermaßen getäuscht, denn die Neuangekommenen sprachen vorderhand kein Wort. Es waren drei Personen, ein Herr, eine Dame und ein Mädchen von zwölf oder dreizehn Jahren. Gleichgiltig, beinahe mißmutig schritten sie durch das hohe Gras und hielten es kaum der Mühe wert, sich umzusehen. Das Mädchen rupfte im Vorübergehen Blätter und Blüten von den Zweigen, um sie sofort wieder wegzuwerfen. Dann nahm sie kleine Stücke des abbröckelnden Mauerwerks und schleuderte sie achtlos vor sich hin. So waren die drei in die Nähe der beiden Männer gekommen, ohne dieselben zu gewahren, und auch diese hatten noch nicht mehr wie die äußeren Umrisse der halb abgewandten Gestalten zu erkennen vermocht.

„Gehen wir?" fragte nach kurzem die Dame mit müder Stimme.

„Ja, gehen wir — wenn Deine Teilnahme für die Schönheiten von Fiesole erschöpft ist," antwortete etwas ironisch der Herr.

Die Dame zuckte unwillig mit den Achseln.

„Das Frühstück in der Aurora wird noch nicht

bereit sein," bemerkte sie. „Ich sagte Dir vorher, daß Du es zu spät bestellt hättest."

Die beiden schickten sich eben an, zu gehen.

„Halt, mein Fräulein!" rief plötzlich der jüngere der beiden Männer, indem er sich zu seiner ganzen Länge erhob und, nur durch einen großen Quaderstein getrennt, fast unmittelbar vor dem Kinde stand. „Hier wird nicht geschossen." Und er hielt ihm eines seiner Wurfgeschosse hin, das ihn, wie er behauptete, gerade an die Schläfe getroffen hätte.

Das Kind war erst höchlich erschrocken, dann machte es eine finstere Miene und trat einen Schritt zurück.

„Entschuldige Dich bei dem Herrn," sagte der Vater.

Das Mädchen sah ihn trotzig an und sagte nichts.

„Entschuldige Dich, Bella," wiederholte der Herr nochmals ohne Strenge, mehr einer lästigen Formalität genügend.

„Wofür?" entgegnete das Mädchen sehr entschieden. „Konnte ich wissen, daß diese Männer dort am Boden lägen?"

Inzwischen hatte sich die Dame den beiden genähert.

„Wie hübsch, William," rief sie ihrem Gatten zu, „ein Frühstück im Freien! So etwas sollten wir auch einmal arrangiren."

„Ja, es würde ganz vorzüglich für Dich passen," bemerkte der Herr in demselben ironischen Ton wie vorher.

„Warum nicht für mich?"

„Gerade für Dich, gerade für Dich."

Das Ehepaar machte keineswegs einen besonders liebenswürdigen Eindruck, und die beiden Männer würden wohl kaum daran gedacht haben, durch irgend ein weiteres Wort den Versuch einer Annäherung zu machen, wenn die junge Frau nicht von wahrhaft berückender Schönheit gewesen wäre. Sie stand nicht mehr in der ersten Jugend; ja, es war nicht ausgeschlossen, daß das große, hagere Mädchen, das noch immer mit demselben trotzigen Blick vor sich hinstarrte, wirklich ihre Tochter wäre; aber sie war jedenfalls gerade jetzt, gerade so, wie sie war, auf dem Höhepunkt ihrer Schönheit. Eine hohe, üppige Gestalt, weit entfernt von irgend welcher überreifen Fülle; jede ihrer Formen war weich und abgerundet, jede ihrer Bewegungen harmonisch und weich, zu weich fast, denn eine Art träumerischer Mattigkeit lag auf ihrem ganzen Wesen. Ihr Haar war von jenem unwahrscheinlichen Blond, jenem hellen, glänzenden Gelbblond, das wir häufig auf Puppenköpfen und bei ganz kleinen Kindern sehen, das aber bei erwachsenen Personen überaus selten angetroffen wird. Es harmonirte wunderbar mit diesem weißen Gesicht, auf dessen Wangen und

Kinn, wie angehaucht, ein rosiger Schimmer lag. Wie Apfelblüte, dachten im gleichen Augenblick die jungen Männer, doch sprachen sie sich erst später darüber aus, denn in so unmittelbarer Nähe der Schönen wäre dies nicht gut möglich gewesen. Es war auch nicht nötig. Die leuchtenden Blicke, die sich trafen, hatten genügt, den einen über die Empfindungen des andern aufzuklären. Nichtsdestoweniger war der ältere, schüchternere der beiden nicht wenig erstaunt, als sein Gefährte sich plötzlich mit einer kleinen Verbeugung ganz direkt an die Schöne wandte und mit einer Dreistigkeit, die den andern erbeben machte, sagte:

„Gnädige Frau, es würde uns eine hohe Ehre sein, wenn Sie unser allerdings sehr frugales Mahl teilen wollten."

Der Blonde glaubte nicht anders, als daß die vornehme Dame mit einem königlichen Blick den Unverschämten zu seines Nichts durchbohrendem Gefühle zurückbringen würde. Zu seiner Ueberraschung jedoch hellte sich das schöne, gelangweilte Gesicht zu einem kleinen, verbindlichen Lächeln auf, und die Dame erwiderte freundlich:

„Aber sehr gern, meine Herren; vorausgesetzt, daß ich Sie nicht allzu sehr beraube. Du erlaubst doch, William?"

„Bitte. Wenn Du nicht fürchtest, Deine neue Worthsche Toilette zu ruiniren."

„O, dem können wir vorbeugen," sagte schnell der Brünette und zog dienstbeflissen seinen Ueberzieher aus, um ihn über den Rasen zu decken. Der Blonde hatte inzwischen gewagt, auf einem breiten Blatte der Dame die eine seiner Orangen anzubieten, die mit graziösem Kopfnicken angenommen wurde. Jene streifte die langen dänischen Lederhandschuhe von den Fingern und bat den noch immer neben ihr stehenden Gatten um sein Taschenmesser. Die Gastgeber fühlten sich nun bewogen, auch den Ehemann zur Teilnahme aufzufordern, indem sie freilich nochmals die Dürftigkeit ihres Frühstücks entschuldigend betonten. Er verneinte mit etwas vornehmer Herablassung; sein Gesundheitszustand verbiete ihm derartige Extravaganzen. Er sah, wie die jungen Leute wahrnahmen, in der That sehr leidend aus. Das Gesicht mit scharfen, spitzen Zügen war abgezehrt und von einer ungesunden gelben Farbe.

„Mein Mann ist leidend," sagte die Dame, während sie mit dem Messer einen Teil der Orangenschale entfernte und dann ohne weiteres mit den weißen Zähnen in die Frucht biß und den süßen Saft aussaugte. „Das ist italienische Art," erklärte sie und warf die faserigen Ueberreste von sich, denn es war ihr nicht entgangen, daß der blonde Deutsche sie ob ihrer Art zu essen mit einem verwunderten Seitenblicke gestreift hatte.

„Ja, mein lieber Doktor oder Professor, oder was Sie sonst sind, hier gibt man sich mit einer so gemeinen Frucht, wie die Orange es ist, nicht so viele Mühe wie bei uns, und zerlegt sie nicht, wie Sie es thun, in saubere, kleine Scheibchen. Signorina Bella, bella Signorina, darf ich Ihnen vielleicht auch eine Apfelsine anbieten?“ Und er machte Miene, dem Mädchen eine der gelben Früchte zuzuwerfen. Sie schüttelte energisch mit dem Kopf und murmelte ein mürrisches „Nein!“

Es währte nicht gar lange, so war die ganze Mahlzeit aufgezehrt. Die schöne Frau hatte aufs heiterste geplaudert; man merkte es ihr an, daß dieses Intermezzo ihr viel Freude bereitete.

Als sie geendet hatten, näherte sich der Herr den jungen Leuten und sprach verbindlich:

„Ich fürchte, meine Herren, daß Sie bei Ihrer Gastfreundschaft recht schlecht weggekommen sind. Gestatten Sie mir, daß ich mich gleich revanchire und Sie einlade, zu einem Gabelfrühstück in der Aurora unsere Gäste zu sein. In einer Stunde, wenn ich bitten darf.“ Die jungen Männer verneigten sich dankend. „Mein Name ist Stevens,“ fügte er hinzu. Die beiden anderen waren etwas erstaunt, einen einfachen bürgerlichen Namen zu hören, und der Blonde zog sofort aus seinem Taschenbuch eine Visitenkarte, die er dem Herrn überreichte.

„Gymnasialoberlehrer Doktor Albert Gesenius.“

Der Brünette kramte gleichfalls in seiner Tasche. Es war außerordentlich viel darin: Steine, Briefe, Zeitungsausschnitte, beschriebene Blätter, aber eine Visitenkarte wollte sich nicht finden.

„Doktor Orthmann,“ sagte er. „Ich kann es Ihnen leider nicht gedruckt geben.“

Zweites Kapitel.

Um die Zeit bis zum Frühstück auszufüllen, beschlossen Orthmann und Gesenius, die übrigen Sehenswürdigkeiten Fiesoles in Augenschein zu nehmen. Sie stiegen zum Aussichtspunkte hinauf, besichtigten den Dom und überlegten, ob es noch Zeit sei, bis zur Badia zu gehen, aber ihre Gedanken waren nicht mehr ungeteilt bei dem, was sie sahen. Immer kamen sie wieder auf ihr Abenteuer zu sprechen.

„Wohlthun trägt Zinsen," meinte Orthmann.

„Woher Sie nur den Mut genommen haben, die Dame aufzufordern," sprach Gesenius kopfschüttelnd. „Wie eine Königin kam sie daher mit diesem vornehmen Gang, diesem melancholischen Zug um den Mund —"

„Gelangweilt sah sie aus!" rief lachend Orthmann. „Und darum dachte ich, etwas Zerstreuung würde ihr willkommen sein. Haben Sie bemerkt, wie gleich Leben in ihr Gesicht kam? Heute paßte es ihr gerade, ein andermal wären wir vielleicht schlecht angekommen. Ich mache mir darüber gar keine Illusionen. In acht Tagen kennt sie uns vielleicht nicht mehr."

„Glauben Sie, daß sie launenhaft ist?“ fragte Albert betroffen.

Orthmann zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß es nicht. Warum sollte sie denn nicht launisch sein? Schön, reich, une grande dame; die Wahrscheinlichkeit spricht dafür.“

Ein Schatten flog über Alberts Gesicht.

„Sie hat etwas so Hohes, so Erhabenes. Wie sie sich in ihrer ganzen Anmut und Würde zu uns herniederließ, kam mir einmal der Gedanke, es sei, als ob eine Göttin aus dem Olymp an dieser klassischen Stätte zurückgeblieben wäre und einen Hauch der alten Poesie über unsere prosaische Gegenwart ergösse.“

Der junge Mann sah den Sprecher verwundert an. Diese Naivität befremdete ihn offenbar. Er hatte bereits eine satirische Bemerkung auf der Zunge. aber er unterdrückte sie, um seinen neuen Bekannten nicht zu kränken.

„Sind Sie verheiratet?“ fragte er nach einer kleinen Weile.

Albert errötete.

„Nein.“

„Verlobt?“

„Auch nicht.“

„Na, dann nehmen Sie sich nur in acht.“

„Ich habe bisher überhaupt wenig in Damengesellschaft verkehrt,“ begann Albert, der das Bedürf-

nis fühlte, sich vor dem jüngeren, aber anscheinend erfahreneren Manne zu rechtfertigen. „Ausgenommen diejenige meiner Mutter und meiner Schwester, mit denen ich zusammenlebte; allein das zählt wohl nicht. Ich hatte nie Zeit dazu und auch nicht die Mittel. Meine Familie ist sehr arm. Ich mußte mit vielen Schwierigkeiten kämpfen während meiner Studienzeit, sowohl auf dem Gymnasium als auch auf der Universität. Nachhilfestunden zu fünfzig Pfennig tagsüber während der freien Zeit, und die Aufgaben machte ich abends und nachts. Sie wissen wohl, wie das bei solchen armen Schluckern geht. Aber es geht doch. Wenn man Glück hat, ein kleines Stipendium, Konviktessen; und so fristet man sich bis zu seinem Examen durch. Zu Vergnügungen bleibt natürlich keine Zeit. Ich habe das auch nie vermißt; mein Studium machte mich ja so glücklich. Dann schlägt man sich ein paar Jahre als Hilfslehrer durch; und wenn man schließlich eine feste Anstellung hat, sind die Jugendjahre vergangen, und man ist zu alt und zu schwerfällig geworden, um noch anzufangen. Jetzt freilich bin ich schon seit geraumer Zeit aus allen Sorgen heraus."

„Und nun könnten Sie auch ans Heiraten denken?" warf der andere ein.

„Ich könnte wohl. Aber warum? Ich habe nie das Verlangen darnach gehabt. Es fehlt mir nichts,

und ich fühle mich gerade so, wie ich jetzt lebe, wohl und zufrieden. Und da denke ich: Quieta non movere. Meine Schwester ist verheiratet. Meine gute Mutter, die die größten Opfer für meine Erziehung gebracht hat, versorgt mich aufs beste, und es würde mir sehr leid thun, ihr die Heimat zu rauben. Auch verstehen wir einander so gut. Sie ist eine einfache Frau, aber von klarem Verstande, ich kann alles mit ihr besprechen und mich nach ihrem Rate richten. Was haben wir zusammen für Pläne gemacht für meine Reise! Wie haben wir gemeinsam gespart und gesammelt und uns hundertmal gefragt, ob es genug sei. Und als ich dann das Ziel erreicht hatte, mein Gott! ich dachte, das Herz müßte mir zerspringen vor Glück! Nun möchte ich zehn Augen haben, um alles zu sehen, alles in mich aufzunehmen, nichts zu vergessen und an nichts achtlos vorüber zu gehen. — Von welcher Fakultät sind Sie denn?" unterbrach er sich plötzlich, denn es fiel ihm ein, daß er, von seinem Gegenstand fortgerissen, seinen Zuhörer beinahe vergessen hatte. „Ich glaube gehört zu haben, daß Sie sich als Doktor vorstellten?"

„Von Ihrer Fakultät, wenn auch nicht Philolog," antwortete der Angeredete. „Doctor archaeologiae Philipp Orthmann. Eine brotlose Wissenschaft, lieber Doktor; und auch ich bin nicht als Millionär auf die Welt gekommen. Mein Vermögen ist meine

Bedürfnislosigkeit: ein wandernder Cyniker. Mein Wohnsitz ist augenblicklich Rom, das deutsche archäologische Institut, auf dem kapitolinischen Hügel; sehr hübsch da oben, Sie müssen mich einmal besuchen, und dann zeige ich Ihnen Rom. Unsere Interessen werden so ziemlich parallel gehen. Ein guter Führer erspart Zeit und Geld; und ich schmeichle mir, ein guter Führer zu sein. Von Rom aus geht's nach Griechenland, später Kleinasien. Auf Ihrer nächsten Ferienreise besuchen Sie mich vielleicht in Athen!"

Der Lehrer schüttelte wehmütig mit dem Kopfe. „So schnell wird das nicht gehen." Dann griff er nach seiner Uhr.

„Ja, die Stunde ist um," sagte der andere. „Und es war Ihnen doch wohl ernst damit, als Sie die Einladung Mylords annahmen?"

„Ihnen vielleicht nicht?"

„O, natürlich. Ich frühstücke immer gern mit schönen Frauen, auch wenn es nicht gerade olympische Göttinnen sind."

Als die beiden Männer in das große Speisezimmer des Albergo Aurora eintraten, fanden sie ihre Gastgeber schon an einem Tisch am Fenster sitzend vor. Frau Stevens hörte ihren Eintritt nicht. Sie schaute mit demselben matten, schwermütigen Blick, den sie schon vorher an ihr bemerkt hatten, ins Weite.

„Wie languissante!" flüsterte Philipp. „Nun

wollen wir einmal sehen, ob es uns wieder gelingt, das schöne Bild zu beleben."

Das schien diesmal nicht so leicht zu sein. Sie nickte ihnen etwas herablassend zu, ohne sich aus ihrer hingegossenen Stellung zu erheben. Hingegen empfing der Gatte sie sehr freundlich. Er hoffe, daß er bei der Zusammenstellung des Menus ihren Geschmack getroffen habe; eine große Auswahl sei freilich nicht vorhanden und die italienische Küche sei nicht jedermanns Sache. Philipp versicherte, daß er dieselbe sehr wohl möge; und Albert sagte, er sei nicht verwöhnt, nur vor den in Oel zubereiteten Speisen fürchte er sich ein wenig.

„Ich weiß nicht," mischte sich die schöne Frau in das Gespräch, „warum man so viel Aufhebens um die italienische Nationalküche macht. Ich finde die Table d'hôte hier nicht anders als in Deutschland und Frankreich. Ueberall ist's immer so ziemlich dasselbe. Ich glaube, der ganze Unterschied beruht nur auf Einbildung."

„Auf Einbildung?" rief Herr Stevens gereizt. „Sehr gut! auf Einbildung. Natürlich, in den großen Hotels ist die Küche französisch oder kosmopolitisch, oder wie Du's nennen willst, und die Nationalgerichte kennst Du eben gar nicht. Wenn einmal eine Speise auf den Tisch kommt, die Du nicht von Jugend auf zu essen gewöhnt bist, so schiebst Du sie einfach bei-

seite und ziehst einen Mund. Da lernt man natürlich nationale Eigentümlichkeiten nicht kennen."

Die jungen Männer fanden, daß diese Antwort auf eine harmlose Bemerkung sehr scharf ausgefallen sei, und warfen einen halb ängstlichen, halb mitleidigen Blick auf die junge Frau; aber keine Miene in ihrem schönen Gesichte hatte sich verändert.

William Stevens ergriff nun die Flasche weißen Landweins, die vor ihm stand, und schenkte ein.

„Der Lieblingswein meiner Frau," sagte er dabei; „sie war ganz entzückt davon, als sie ihn hier vor zwei Jahren zum erstenmal trank. Ich habe einige Mühe gehabt, ihn heute wieder zu bekommen. Der Wirt hat nur noch wenige Flaschen, die er nicht gern hergeben wollte."

Frau Stevens nippte an dem Glase, dann schob sie es weg und sagte:

„Habe ich den Wein früher wirklich gut gefunden? Heute finde ich ihn abscheulich!"

Herr Stevens probirte.

„Es ist genau derselbe, den wir damals hatten. Der Geschmack ist vorzüglich. Dieser weiße Florentiner Wein ist nämlich eine Seltenheit, meine Herren!"

Diese lobten das besondere Aroma; die Dame aber meinte spöttisch:

„Wie man sich ein paar Jahre lang einen Geschmack merken kann, ist mir unbegreiflich."

„Was soll ich Dir kommen lassen?“ fragte Herr Stevens.

„Irgend etwas. Das einfachste, Landwein. Ich bin nicht verwöhnt. Also es gefällt Ihnen in Italien?“ fragte sie dann, sich an Albert wendend.

„O, ich bin entzückt!“ rief dieser begeistert. „Und das schönste habe ich ja noch gar nicht gesehen, Rom! das ewige Rom! Wie es mich dahin zieht, kann ich Ihnen gar nicht sagen; von Tag zu Tag mehr, seit ich in Italien bin. Es tritt mir immer lebendiger vor Augen, und ich glaube, wenn ich es endlich erblicke, wenn ich wirklich und leibhaftig auf dem Forum herumwandle, wenn ich an der Stelle stehe, wo Cäsar ermordet ward, wo Antonius seine berühmte Rede gehalten hat, wenn ich vom tarpejischen Felsen hinabschaue, ich glaube, es wird mir alles ganz bekannt vorkommen.“

„Am tarpejischen Felsen werden Sie gerade nicht viel sehen,“ bemerkte halblaut Philipp, und Herr Stevens sagte: „Im ganzen genommen ist Ihr ewiges Rom ein scheußliches Nest.“

„Wie kannst Du das sagen?“ fiel ihm Frau Stevens lebhaft ins Wort. „Ich finde es so schön, wenn sich jemand begeistern kann und wenn jemand noch mit Genuß reist.“

„Aber, gnädige Frau, es ist doch für alle Leute ein Genuß, zu reisen,“ rief Albert überzeugt.

„Meinen Sie?" fragte sie mit bitterem Lächeln. „Ich für meinen Teil begreife nicht, wie jemand das Reisen lieben kann; diese beständige Unruhe und Unbequemlichkeit, das Schütteln auf der Eisenbahn, Schmutz und Staub, und alle Tage andere Zimmer und andere Menschen und andere Gegenden. O, wie ich die schönen Gegenden hasse! Wie ich mich nach einer ruhigen Häuslichkeit sehne, nach einem stillen, regelmäßigen Leben. Das ist kein unbescheidener Wunsch, nicht wahr? Und doch wird er mir wohl immer versagt bleiben." Sie hielt einen Augenblick inne; Herr Stevens fand es aber nicht für nötig, auf diese Anklage zu antworten. „Wirklich," setzte sie hinzu, „ich kann nicht glauben, daß jemand gern reist."

„Und Du siehst es doch alle Tage an Papa," bemerkte Bella trocken.

Frau Stevens zog die Achseln ein wenig in die Höhe.

„Papa? Das ist krankhaft. Ja, William, dieses unstäte Hasten ist eine Krankheit; und Du, Bella, bist es, die am meisten darunter leidet. Dreizehn Jahre alt! und sie hat noch nicht ein Jahr lang ohne Unterbrechung die Schule besucht!"

Die letzten Worte waren an die jungen Leute gerichtet.

„Das holt sie alles ein," entgegnete Herr Stevens,

indem er die Hand auf den braunen Scheitel des Kindes legte, „wenn sie überhaupt schon etwas versäumt hat. Lernt man denn nur in der Schule? Das Leben ist die wahre Schule; und das, was Bella alles durch Anschauung und Umgang lernt, kann ihr kein Schulmeister eintrichtern."

„Du hast ja gesehen, wohin es führt und wie es herging, wenn sie einmal auf ein Vierteljahr in die Schule kam. Nachhilfestunden, Extraarbeiten, Strafen in der Schule und Thränen zu Hause."

„Die feste Grundlage für alles Wissen, die ein geregelter Elementarunterricht dem Kinde bietet und auf dem alles weitere basirt, dürfte allerdings in einem solchen Falle schwer vermißt und in späteren Jahren nur mit großen Opfern nachgeholt werden."

Es war Albert, der gesprochen hatte. Sein doktrinärer Ton schien Herrn Stevens, dessen Geduld bei diesem unliebsamen Gespräche schon auf eine harte Probe gestellt worden war, vollends in Aufregung versetzt zu haben.

„Natürlich!" rief er, mit der Gabel zornig herumfuchtelnd. „So seid ihr Schulmeister! Was nicht in euer System paßt, was nicht nach der gewohnten Schablone geht, das ist falsch, das ist verdammenswert! Es hat mich schon immer gewundert, daß sie mir nicht in Dingsda, in Bremen, schon einmal so einen Kaffern auf den Hals geschickt haben, um meine

Tochter zwangsweise für die höhere Bildung reif zu machen. Vielleicht besorgen Sie das, Herr Professor. Ich sage Dir, Valerie, die Göhre wird noch klug genug, klüger wie Du jedenfalls, wenn sie auch jetzt die assyrischen Könige nicht aufzählen kann und die zwanzig kleinen Propheten."

„Das wäre auch zu viel verlangt," meinte Philipp ironisch.

„Du hast einen regelmäßigen Bildungsgang durchgemacht," wandte sich William wieder an seine Frau, „und was weißt Du denn? Gar nichts. Ein bißchen Französisch, genug, um alle die Romane von Belot und Zola zu verschlingen, die nicht zu lesen Dir ohne Frage mehr nützen würde."

Frau Valerie that, als ob sie diese ganze Strafpredigt gar nicht gehört hätte. Sie drehte den schönen Kopf ein wenig nach der Seite ihrer Tochter zu, die sich während des Gesprächs über ihre Erziehung, das ihr offenbar höchst überflüssig erschien, ans Klavier begeben hatte. Sie hatte keine Ahnung vom Klavierspielen, aber sie paukte ganz ungenirt mit beiden Händen auf den quietschenden Tasten herum.

„Laß das, Bella!" rief Valerie verweisend. „Das schickt sich nicht an einem fremden Ort."

Bella jedoch kehrte sich nicht im geringsten an das Verbot, und es war eigentlich unnötig, daß ihr Vater ihre Partei ergriff.

„Warum kannst Du dem Kinde das Vergnügen nicht lassen? Es stört niemand, und so lange ich hier zahle, bin ich hier Herr!"

So fuhr das liebliche Kind mit seinem ohrenzerreißenden Konzerte fort. Philipp, dem die Katzenmusik denn doch etwas lästig wurde, der aber bereits gelernt hatte, daß man in dieser Familie mit vernünftigen Gründen nichts ausrichte, hatte auf ein anderes Mittel gesonnen. Er stand auf, stellte sich hinter Bella, folgte ein paar Augenblicke lang aufmerksam den Sprüngen ihrer dünnen Finger und sagte dann im freundlichsten Tone:

„Wie heißt denn das hübsche Stück, das Sie uns hier zum besten geben, Fräulein Bella?"

Sofort hörte sie auf, schlug heftig den Deckel des Klaviers zu und setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, wieder an den Tisch. Hier hatte, nachdem das Schulthema verlassen worden war, eine freundlichere Stimmung Platz gegriffen. Frau Valerie verteilte eben höchst eigenhändig das Roastbeef und reichte Albert mit einem so liebenswürdigen Lächeln den Teller hin, daß seine Hand zitterte, während er ihn in Empfang nahm. Dabei sprach sie von Florenz und den schönen Gärten, die es dort gebe, und das waren so unverfängliche Dinge, daß sich auch nicht die kleinste Meinungsdifferenz daraus entwickelte. Unglücklicherweise mußte Albert die Bemerkung machen, daß er am

gestrigen Abende das Theater besucht habe; er wolle eben alles kennen lernen.

„Welches Ballet gab man?“ fragte Frau Valerie.

Er nannte den Namen.

„Ah, das! Wie hat Ihnen die Sandini gefallen?“

„Die erste Tänzerin? Gut. Sie ist sehr hübsch.“

„Hübsch, die?!“ fuhr plötzlich Herr Stevens auf. „Die nennen Sie hübsch, eine alte Person von fünfzig Jahren, die herumhüpft wie ein Frosch! Das Ballet in Florenz ist dies Jahr überhaupt miserabel. In Mailand in der Scala mag's noch angehen; das Wahre aber ist Paris! Wenn Sie wissen wollen, was ein Ballet ist, dann müssen Sie nach Paris gehen.“

Albert dachte, daß ihm nicht gar so viel daran liege, zu wissen, was ein Ballet sei; aber er hütete sich, es zu sagen.

Frau Valerie erwiderte statt seiner:

„Ich weiß nicht, was Du in Paris so Großes gefunden hast. Die Ausstattung und die Maschinerien zum Beispiel sind hier weit besser.“

„So!“ Herr Stevens schlug mit der Faust auf den Tisch, daß alle Teller klirrten. „Etwa besser wie im Cirque d'été? Hast Du je anderswo etwas Aehnliches gesehen wie die Schwimmerinnen dort? Mitten in der Vorstellung, im Zeitraum weniger Minuten, füllt sich die ganze Bühne mit Wasser. Es ist großartig,

épatant! Und ein oder zwei Dutzend hübsche junge Mädchen kommen und produziren ihre Schwimm- und Tauchkünste. Und die ganze Bühne unter Wasser, sage ich Ihnen. Sieht man so etwas vielleicht anderswo wie in Paris?"

Albert öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, dann besann er sich eines Bessern und schwieg. Der junge Archäolog aber schob die Augenbrauen ein wenig in die Höhe und sagte mit überlegenem Tone:

„Ja, ja, Herr Stevens, ganz hübsch. In Rom freilich hatten wir das seinerzeit viel großartiger. Die Arena zehnmal größer, die Wassermenge dem entsprechend, und anstatt der Schwimmerinnen kamen ein paar vollständige Seeschiffe hereingefahren, und die Zuschauer hatten das Vergnügen, einer Seeschlacht en miniature beizuwohnen; auch alles im Zeitraum von ein paar Minuten."

Merkwürdigerweise blieb Herr Stevens ganz ruhig, nur Bella schob neugierig ihr schmales Köpfchen vor und fragte:

„Ist das auch wirklich wahr?"

„Natürlich," antwortete Philipp ruhig. „Ich würde mir nicht erlaubt haben, Ihnen ein Märchen zu erzählen."

Drittes Kapitel.

„Sie dürfen meinem Manne die Heftigkeit nicht so übel nehmen,“ flüsterte Valerie, während Albert ihr beim Anlegen ihrer Jacke behilflich war. „Es ist krankhaft. Sein Leiden ist daran schuld. Es verbittert ihm das Leben; und mir — und mir,“ setzte sie schmerzlich hinzu.

Albert hätte ihr gern versichert, daß er gar nicht zürne und nur die herzlichste Teilnahme mit ihr habe; allein er wagte es nicht. Er stand stumm, gebannt im Zauberkreis der schönen Frau; das feine Parfüm, das von ihr ausging, nicht aufdringlich und stark, aber doch ihre Person und alles, was mit ihr in Berührung kam, umschwebend, legte sich narkotisch betäubend auf seine Sinne. Nun reichte sie ihm ihre Hand, ohne Handschuhe noch, die weiße, weiche Hand. „Leben Sie wohl,“ sagte sie, „und vielleicht auf Wiedersehen. Wenn ich Sie recht verstanden habe, so

wollen Sie morgen früh schon nach Rom reisen. Wir beabsichtigen auch, in den nächsten Tagen dahin zu kommen, soweit sich bei uns etwas bestimmen läßt. Leider ist immer alles unberechenbar; von einer Stunde zur andern werden alle Pläne umgeworfen — um einer seiner Launen willen! Also leben Sie wohl und denken Sie nicht mit Unmut an unser Zusammensein zurück."

„Gnädige Frau," stammelte Albert verwirrt, „diese Stunde wird zu meinen schönsten Erinnerungen zählen!"

„Sie sind bescheiden," lachte sie, und zwischen den roten Lippen wurden die auffallend kleinen, schneeweißen Zähne sichtbar, „wirklich bescheiden. In Rom wohnen wir im Hotel Quirinal," fügte sie noch eilig hinzu. „Wenn Sie einmal den Versuch machen wollen, uns anzutreffen. Doch bis dahin haben Sie uns längst vergessen."

Ehe noch Albert Zeit gefunden hatte, zu beteuern, daß dies ganz gewiß nicht der Fall sein werde, rief Herr Stevens plötzlich ungeduldig nach seiner Frau: ob sie denn heute gar nicht mit ihrer Toilette fertig werde.

„Sogleich," rief sie, reichte Albert und Philipp flüchtig die Hand und rauschte hinaus. Herr Stevens verabschiedete sich kurz und höflich, wehrte mit einer Handbewegung die Danksagung seiner Gäste ab; Bella hielt jeden Abschied für überflüssig und hatte

bereits im Wagen Platz genommen. Dieser rollte nun langsam und ratternd bergab. Die jungen Leute schwenkten ihre Hüte, dann machten auch sie sich auf den Heimweg.

„Eine angenehme Familie," sagte plötzlich Orthmann ironisch und faßte in diese Worte sein Endurteil über die neue Reisebekanntschaft zusammen.

Albert antwortete nicht. Er blickte in Gedanken versunken vor sich nieder und achtete nicht einmal auf die blühende Landschaft, die sie durchschritten.

„Ich hatte immer Angst, daß er das Messer nach Ihnen werfen würde, weil Sie gewagt hatten, die Sandini hübsch zu finden."

„Die arme Frau!" sagte Albert halblaut. „Solch einen Wüterich zum Manne zu haben; sie so sanft, so mild, so weich."

„Na, na, lieber Doktor," meinte Philipp und zog bedenklich die kurze Oberlippe in die Höhe; „ohne Ihren Gefühlen zu nahe treten zu wollen, ich glaube, mit ihr ist auch nicht gut Kirschen essen."

Albert sah ihn ganz betroffen an.

„Entsinnen Sie sich, wie sie die Aufmerksamkeit ihres Mannes, den Wein betreffend, aufnahm? Da kann einem schon die Lust vergehen, jemand Artigkeiten zu erweisen."

„Aus wie viel Dornen sie wohl solch eine vereinzelte Rose herauspflücken muß! Haben Sie denn

nicht bemerkt, daß er um jede winzige, nichtige, jämmerliche Kleinigkeit die ärgsten Scenen macht? Er kann einfach nicht vertragen, daß ein Mensch anderer Meinung ist wie er. Wenn man wenigstens immer im voraus wüßte, welches seine Meinung ist. Nun, er ist krank, das ist die einzige Erklärung."

„Elend genug sieht er aus," sagte Philipp. „An Ihrer Stelle als Pädagog würde ich jedoch zunächst daran denken, daß er schlecht erzogen worden ist. Die Tochter wird übrigens einmal gerade so werden wie er; das unangenehmste Kind, das mir noch vorgekommen ist. Und so ein häßliches Ding Bella zu nennen!"

„War sie häßlich?" fragte Albert, der bloß für die Mutter Augen gehabt hatte.

„Ja," erwiderte Philipp, „es ist nicht zu leugnen, trotz der schönen Mutter. Sie mag ganz feine Züge haben, aber alles ist schmal und langgezogen; dazu der große Mund und die müden, ausdruckslosen Augen. Wenn Sie nun zuletzt auch wissen wollen, was ich über Frau Valerie denke — so hieß ja wohl die Dame?" — er sprach den Namen französisch aus, wie es Herr Stevens gethan hatte; „so stelle ich mir die Sache so vor: Herr Stevens hat sich seinerzeit sterblich in sie verliebt — schön genug dazu ist sie, nicht wahr? Er hat sie von Anfang an mit allen Reichtümern Indiens überschüttet; nun ist sie verwöhnt und anspruchsvoll geworden wie er selbst, und

das ärgert ihn. Die Dame muß nun el
den Luxus, den er ihr bietet, auch zuwe
schlechten Launen mit in Kauf nehmen —
befindet sich leidlich wohl dabei."

Albert hatte etwas ungläubig zugehört, be
letzten Bemerkung jedoch fuhr er auf:

„Nein, da irren Sie! Frau Stevens ist un
lich. Jedes ihrer Worte, jede ihrer Mienen spri
dafür. Der rührende Hauch von Sehnsucht, die sanfte Melancholie —" Er hielt plötzlich inne, betroffen von dem eigentümlichen Blicke, mit dem Philipp ihn von oben bis unten maß. „Sie sehen mich so merkwürdig an?"

„Ich dachte nur," begann Orthmann; dann stockte er plötzlich, als er in das ehrliche Gesicht seines Begleiters sah, und sagte bloß: „Also Sie wollen wirklich morgen auch schon abreisen?"

„Ganz bestimmt."

„Und es bleibt dabei, daß wir zusammen fahren und daß ich Ihnen Rom zeige, soweit es meine Zeit erlaubt und so lange Sie mich haben wollen?"

„Sehr gern."

So wurde es auch; und keiner von beiden hatte Ursache, den schnell gefaßten Entschluß zu bereuen. Fast vierzehn Tage verlebten sie gemeinschaftlich in Rom; sie schlossen Brüderschaft, und als Albert sein Bündel für die Heimfahrt schnüren mußte, trennten

, gute Freunde mit dem Vorhaben, einander schreiben und sich nie wieder aus dem Ge- verlieren. Das erstere allerdings hielt nicht an, als sie glaubten, zumal die unseßhafte eise Philipps die Korrespondenz sehr erschwerte. ndere Reisegesellschaft, mit der sie der Zufall in e zusammengeführt hatte, sahen sie nicht wieder. sprachen zuweilen im Scherze von dem Ehepaar Stevens, und Albert seinesteils dachte auch im Ernste gar oft an die schöne Frau. Fast täglich ging er am Hotel Quirinal vorüber, und einmal faßte er sich sogar ein Herz und fragte den vornehmen Portier, ob nicht eine Familie Stevens zurzeit da wohne. Dies Jahr seien sie noch nicht dagewesen, erhielt er zur Antwort. Natürlich glaubte er, daß diese stille Sehnsucht dem Freunde gänzlich verborgen geblieben sei. Er war daher etwas betroffen, als dieser eines Tages zu ihm sagte:

„Ich bin eigentlich froh, daß wir der liebenswürdigen Familie aus Fiesole nicht hier begegnet sind. Hier hätten wir sie doch nicht gebrauchen können, Gesenius, selbst Frau Valeria!“

Diesmal sprach er den Namen lateinisch aus.

„Valeria?“ stotterte Albert verlegen.

Woher wußte denn der Freund, daß er, Albert, sie in der Tiefe seines Herzens mit diesem Namen bezeichnete, wenn er mit ihrem Bild die klassischen Stätten belebte? Er sah sie als Kaiserin in der

Sänfte über das Forum tragen; sie trat ihm in den grauen Kaiserpalästen lichtstrahlend entgegen, sie nickte ihm von den Stufen des Kolosseums herab zu; so innig war ihr Bild mit allem, was er in Rom sah, verknüpft, daß es noch viel später, als er schon längst wieder in der Heimat war, unwillkürlich vor ihm auftauchte, so oft er in den Erinnerungen an seine italienische Reise schwelgte. Und das geschah sehr oft.

Viertes Kapitel.

Valeria!

Anderthalb Jahre waren seitdem vergangen, und doch stand ihm heute jede Einzelheit ihres Zusammentreffens vor Augen, als sei es gestern gewesen. Denn er hatte sie wiedergesehen. Gerade als er um eine Straßenecke bog, stand sie vor ihm. Er war so überrascht, so verwirrt, daß er fast vergessen hätte, zu grüßen; er blieb stehen und sah sie an. Glücklicherweise war an der betreffenden Ecke gerade ein so lebhafter Verkehr, daß sie einen Augenblick am Weitergehen gehindert war, und da hatte er eben noch Zeit, sich zu fassen und seinen Hut zu ziehen. Sie stutzte.

„Ah,“ sagte sie dann, und ein Lächeln des Wiedererkennens flog über ihre Züge, „der Herr Doktor aus Fiesole!“

„Ich freue mich außerordentlich, gnädige Frau,“ versicherte er und wollte eben nach dem Herrn Gemahl

fragen, als er bemerkte, daß sowohl sie wie ihre Tochter, die mit ihr ging, in Trauer gekleidet waren.

„Ich habe schwere Zeiten durchlebt, lieber Doktor," sagte sie, seinen fragenden Blick beantwortend. „Sehr bald nach unserem Zusammentreffen erkrankte mein Mann und starb nach längerem, schwerem Leiden. Wir haben traurige Tage durchgemacht, Bella und ich. Seitdem sind wir noch nirgends recht heimisch geworden. Doch ich erzähle Ihnen das einmal ausführlich, denn Sie werden mich besuchen, nicht wahr, um die alte Bekanntschaft zu erneuern?"

Albert war überglücklich, und diesmal konnte er sein Glück nicht für sich behalten. Er wunderte sich nur, daß seine Mutter die große Neuigkeit so ruhig aufnahm. Er hatte ihr seinerzeit schriftlich und mündlich von der Begegnung berichtet, sie hatte aber nicht sonderlich darauf geachtet, er hatte ihr so viele andere interessantere Dinge erzählt; die Dame war verheiratet, es war also ganz ohne Belang. Jetzt legte sie sich die Sache nun auf ihre Weise zurecht und dachte: „Ja, ja, alles, was ihn an sein geliebtes Italien erinnert, hat ganz besondern Wert für ihn."

Auch Frau Valerie war aufrichtig erfreut über das Wiedersehen. Nicht daß ihr der blonde Lehrer gerade einen tiefen Eindruck hinterlassen hätte, aber sie fühlte sich seit dem Hinscheiden ihres Mannes gar so einsam und verlassen. Sie hatte anfangs geglaubt,

daß sie den Tod des krankhaft heftigen und launischen Mannes wie eine Erlösung empfinden, daß Freiheit und Selbständigkeit sie glücklich machen würde. Nun wußte sie gar nicht, was sie mit dieser Freiheit anfangen sollte. Sie kam sich so hilflos vor; ihr Mann hatte trotz aller seiner quälenden Eigenschaften doch recht vorzüglich für sie gesorgt; sie wußte sich gar nicht allein zu behelfen, und die Stellung einer Witwe war doch recht schwierig. Eine eigentliche Heimat hatte sie nicht mehr. Mit ihren Verwandten vertrug sie sich nicht, und derjenige, auf den sie besonders gerechnet hatte, der Vormund Bellas, ein Vetter ihres Mannes, zog sich von ihr zurück. Sie konnte wenigstens die Mitteilung, daß er so plötzlich verreisen wolle, kaum anders auffassen. Es war freilich sein Beruf. Er war der Vertreter einer großen englischen Firma, für die er ganz Deutschland bereisen mußte; aber hier hatte er sein Absteigequartier, und sie war eigentlich seinetwegen hergekommen. Ein sehr angenehmer Vetter, der ihr zu Lebzeiten ihres Mannes immer in höchst amüsanter Weise den Hof gemacht und erklärt hatte, daß er, Harry, weit besser zu ihr passe und die reizende Valerie viel mehr zu würdigen wisse als der eigene Gatte; alles im Scherz natürlich; aber es hatte ihr sehr gefallen. Sie dachte in seiner Gesellschaft ein paar vergnügte Wochen zu verleben, und nun mußte er verreisen.

„Auf lange?“ fragte sie mißmutig.

„Je nachdem. Es kommt darauf an, wie die Geschäfte gehen.“

„Es sieht fast aus, als ob Sie mir ausweichen wollten, Harry,“ sagte Valerie etwas herausfordernd.

„Aber, liebste Cousine!“ begann er abwehrend, dann, sich eines andern besinnend, unterbrach er sich und fügte mit etwas oberflächlicher Galanterie hinzu: „Es könnte wohl sein. Man darf sich nicht zu lange Ihrem Zauber aussetzen. Denken Sie 'mal, wenn das Unglück wollte, daß ich mich in Sie verliebte — noch mehr, als es bis jetzt der Fall ist?“

„Nun?“ fragte sie mit nachlässiger Koketterie.

„Das wäre höchst pechös für mich, da ich Sie ja doch nicht heiraten könnte.“

„Und warum denn nicht?“ fragte sie noch einmal in demselben Tone wie vorhin.

„Aber, liebste Cousine! Eine Frau wie Sie zu einem Mann wie ich, der immer auf Reisen ist; das wäre ganz einfach ein Unglück! Sie hassen das Reisen; ich müßte Sie zurücklassen, die Hälfte des Jahres ohne meinen Schutz, ohne meine Aufsicht; aber, schönste Valerie, ich stürbe ja vor Eifersucht.“

„Das klingt wenig schmeichelhaft für mich,“ schmollte sie.

„Hm — wie Sie's nehmen wollen. Wenn ich auch kein solcher Barbar sein würde wie mein seliger Vetter,

um über das Grab hinaus meine Rechte zu wahren; bei Lebzeiten, sehen Sie, wäre ich ein Othello."

„Ach, lieber Harry," rief Valerie, „lassen Sie uns doch die Zeit nicht mit solch thörichtem Geschwätz verbringen! Es thut mir leid, daß Sie abreisen, wir haben uns stets so gut zusammen amüsirt. Was aber das Heiraten anbetrifft, so glauben Sie mir, daß ich dazu wahrhaftig keine Lust mehr habe."

„Das ist sehr vernünftig von Ihnen," erklärte Harry. „Ich habe Ihnen schon früher gesagt, daß ich es für eine unverantwortliche Grausamkeit halte, daß William Sie für den Fall Ihrer Wiedervermählung auf das geringste Pflichtteil herabgesetzt und so Ihr Einkommen auf ein Drittel reduzirt hat; aber ich kann es nicht ändern, das Testament ist rechtskräftig, und es bleibt mir nur übrig, Ihnen den guten Rat zu geben, sich Ihre goldene Freiheit zu wahren."

„Das will ich!" rief Valerie etwas ungeduldig. „Wenn sie nur etwas amüsanter wäre, die goldene Freiheit! Wissen Sie, wen ich heute besucht habe? Aus purer Verzweiflung! Die Neumayer."

„Wer ist denn das?" fragte der Vetter.

„Sie werden sich doch der Familie Neumayer entsinnen?" antwortete Valerie. „Der Mann war früher in unserer Firma angestellt. Er machte sich vor mehreren Jahren selbständig und hat sehr prosperirt. Da er immer noch in Geschäftsverbindung mit William

blieb, hat dieser ihn regelmäßig besucht, und es ist eigentlich nur eine Pflicht der Höflichkeit und Pietät, daß ich nicht gleich nach seinem Tode mit den Leuten breche."

Der Vetter, wie William, einer kaufmännischen Patrizierfamilie entstammend, sah mit großem Hochmut auf dergleichen Parvenüs herab.

„Ach, die Froschfamilie!" sagte er und machte eine bezeichnende Handbewegung, um die Kleinheit der Statur anzudeuten. „Sie waren sonst nicht so rücksichtsvoll, liebe Cousine."

In dieser Stimmung nun war es, daß Valerie Stevens Albert getroffen hatte. Sie kam in bester Laune nach Hause, wo sie der Vetter bereits zu einem letzten gemeinschaftlichen Abendessen erwartete. Er merkte sofort, daß ihr etwas Angenehmes widerfahren sei, und sie teilte ihm ihre Begegnung mit.

„'n Lehrer?" fragte er gedehnt.

„Nun ja," erwiderte Valerie eifrig, etwas gereizt durch Harrys Ton. „Und solch ein angenehmer, liebenswürdiger Mann, weit liebenswürdiger wie Sie."

„Ich zweifle nicht daran. Warum soll es denn nicht auch angenehme Lehrer geben? Ich habe zwar bis jetzt noch keinen kennen gelernt. Aber machen Sie den armen Mann nicht unglücklich, schöne Cousine, und entfachen Sie keine hoffnungslose Leidenschaft."

Auch Frau Neumayer, die sich beeilte, Valeries

Besuch zu erwidern, war über die unerwartete Bekanntschaft nicht sehr erfreut.

„Sie meinen doch den Gesenius vom Gymnasium, liebe Valerie?" sagte die kleine, dicke Frau mit ihrer gezierten Stimme.

„Ja. Ist er Ihnen bekannt?"

„Gewiß, meine Liebe. Er unterrichtete meinen Sohn. Ich mag gegen seine wissenschaftliche Tüchtigkeit nichts einwenden, aber es fehlt ihm leider, um mich so auszudrücken, an der gesellschaftlichen Bildung. Als wir uns veranlaßt sahen, unsern Edgar aus dem Gymnasium abzumelden, hat er sich recht wenig nett benommen."

„Ihr Edgar lernte wohl schlecht?" fragte Bella in ihrer schroffen Weise.

Frau Neumayer sah das vorlaute Kind höchst verwundert an.

„Davon versteht unsere Bella doch wohl noch zu wenig. Sie, liebe Valerie, werden mir aber recht geben, daß es ein Unterschied ist, ob ein junger Mann solche Dinge nur zu seinem Vergnügen lernt oder ob er sie später einmal lehren oder sonst gebrauchen wird. Unser Edgar wußte von vornherein, daß er sich dem Kaufmannsstande widmen würde und blieb nur seines Freiwilligenexamens wegen auf der Schule. Da müssen die Lehrer einen Unterschied zu machen verstehen. Dem Doktor Gesenius allerdings ging diese Fähigkeit

gänzlich ab. Er behandelte diese Frage mit einer Schwerfälligkeit —"

„Können Sie mir vielleicht hier eine gute Schneiderin empfehlen, Erna?" fiel Valerie der Sprecherin ganz unvermittelt ins Wort, denn die lange Auseinandersetzung über Edgars Bildungsgang war ihr höchst gleichgiltig. Frau Neumayer blieb einen Augenblick mit vor Staunen offenem Munde sitzen ob dieser neuen Rücksichtslosigkeit, dann faßte sie sich und gab die gewünschte Adresse.

Fünftes Kapitel.

Es war Albert etwas beklommen zu Mut, als er zum erstenmale Frau Stevens aufsuchte. Aber aufs angenehmste überrascht, kehrte er von ihr zurück. Sie war nicht die hoheitsvolle Göttin gewesen, als die sie durch seine Träume geschwebt war, der er nur mit verhängnisvollem Bangen nahte! Nein, sie hatte sich ihm als liebenswürdiges, hilfsbedürftiges Weib gezeigt, das Rat suchte und Vertrauen gab. Sie hatte ihm viel aus ihrer Vergangenheit erzählt, und er hatte daraus ersehen, daß sie ihr Zusammentreffen nun nicht mehr als ein flüchtiges und vorübergehendes betrachtete. Nach und nach erfuhr er ihre ganze Lebensgeschichte. Ihre Mutter war eine Amerikanerin, ihr Vater ein Deutscher, der in Indien Geschäfte hatte. Ihr Gatte war gewissermaßen ein Konkurrent ihres Vaters gewesen, aber glücklicher als dieser. Man hatte zwar in ihrem elterlichen Hause behaglich und sogar luxuriös gelebt; als aber ihr Vater starb, fand sich nur eine ganz geringe Hinterlassenschaft, die ihre

Mutter vollständig für sich allein brauchte. Sie, Valerie, wurde wenig davon betroffen, denn sie war damals schon verlobt. Ihr Gatte leitete seine Geschäfte meist von Bremen aus und mußte nur zwei- oder dreimal auf längere Zeit nach Indien zurückkehren. Noch in verhältnismäßig jungen Jahren zog er sich ins Privatleben zurück, teils weil er bereits ein Vermögen erworben hatte, hauptsächlich aber, weil ein immer heftiger auftretendes Leberleiden, das er sich in dem heißen Klima geholt hatte, ihn dazu zwang. Sie waren deshalb in allen möglichen Bädern gewesen, hatten dann zur Nachkur im Sommer und zum Vergnügen im Winter fremde Städte und Länder aufgesucht, bis sich schließlich eine solche Unruhe, eine solche Reiselust ihres Mannes bemächtigt hatte, daß sie ihr Heim in Bremen auflösten und ihre Möbel dort in Verwahrung gaben. So war sie heimatlos geworden und es geblieben. Albert hätte gern gewußt, ob sie ihren Gatten eigentlich aus Liebe geheiratet hatte oder nicht; aber er vermochte nicht, aus ihren Erzählungen einen bestimmten Schluß zu ziehen, und bemerkte nur, daß sie meist mit großer Bitterkeit von dem Verstorbenen sprach. Er erzählte ihr nun auch von sich, so viel oder so wenig es da zu erzählen gab. Sie zeigte auch kein großes Interesse daran, was er ganz natürlich fand; nur als er ihr von seiner guten Mutter sprach, mit der er zusammenlebe,

stellte sie ein paar Fragen und sprach den Wunsch aus, diese gewiß vortreffliche Frau kennen zu lernen. Er war ganz beglückt darüber und versprach, sie einmal mit zu ihr zu bringen.

„Nein, nein,“ rief Frau Stevens, „das würde sich doch nicht schicken! Ich bin die jüngere; es ist an mir, sie aufzusuchen.“

Frau Gesenius zeigte nicht die rechte Freude bei der Nachricht über die ihr zugedachte Ehre. In ihrem Innern fragte sie sich unablässig, was die Dame nur eigentlich hier wolle? Daß sie nicht lediglich kam, um sie, die alte, einfache Frau, kennen zu lernen, stand ihr außer allem Zweifel. Aber wenn sie Alberts wegen kam, was wollte sie von ihm? Albert war wie verwandelt seit ihrer Ankunft, das hatte sie genugsam bemerkt; strahlend vor Freude, wenn er sie gesehen hatte; und er suchte sie auf, so oft es nur anging. Die Sache hatte ihr wirklich schon ein wenig zu lange gedauert. Albert war doch kein Mann, seine Zeit mit einer leichten Liebelei zu vertändeln, er, der überhaupt sonst nie Augen für das weibliche Geschlecht gehabt hatte. Freilich hatte sie immer gehofft, daß auch einmal der Tag kommen würde, wo die Liebe in sein Herz einzöge, und wo er ihr eine liebe, bescheidene Schwiegertochter ins Haus führen würde, der sie dann von Herzen gern ihren Platz einräumen wollte. Aber so etwas war doch hier ganz aus-

geschlossen. Albert war viel zu klug und zu bescheiden, einen solchen Gedanken in sich aufkommen zu lassen; glücklicherweise, denn sie würde ihn schön heimgeschickt haben, die vornehme, reiche, elegante Dame! Vielleicht war es ganz gut, daß sie kam. Sie mochte sich wohl andere Vorstellungen von einem Gymnasiallehrer und seinem Heim gemacht haben. Was wird sie für Augen machen, wenn sie die Wohnung sieht! Schon der Zugang! Durch den Hof, der immer voll Droschken und abgeschirrten Wagen steht — denn zur Linken hat ein Fuhrwerksbesitzer seine Stallungen — dann die schmale, ausgetretene Treppe, die niedrigen Zimmer! Sie, Frau Gesenius, stieß sich natürlich an so etwas nicht. Im Gegenteil, sie hatte vor Freude geweint, als sie mit ihrem Sohn, dem Herrn Gymnasialoberlehrer, hier einzog in seine erste Dienstwohnung. Denn es war eine Dienstwohnung, wenn sie auch nicht im Gymnasialgebäude selbst lag. Dort waren alle verfügbaren Räume von den verheirateten Lehrern besetzt, und so hatte man das Nebenhaus dazu genommen. Die hinteren Fenster hatten sämtlich den Blick nach dem großen, großen Schulgarten mit seinen alten, ehrwürdigen Bäumen, und gerade vor ihrem Fenster lag das Lehrergärtchen mit seinen bunten Blumenrabatten und den vielen kleinen Beeten, deren jedes einer andern Familie gehörte. Es war wie auf dem Lande, wenn man einmal den garstigen

Hof überschritten hatte. Aber der Hof war ja das erste, was sie sehen würde, und Frau Gesenius hoffte und wünschte bei all ihrem guten Herzen, daß es der vornehmen Dame nicht zu wohl bei ihnen gefallen möge. Nicht als ob sie die Absicht gehabt hätte, ihr unfreundlich zu begegnen! O nein, das würde sie schon ihrem Sohne nicht angethan haben, der jetzt in der Nebenstube so seelenvergnügt vor sich hinpfiff und an seinem Schreibtisch rumorte.

Da klingelte es auch schon an der Korridorthür. Frau Gesenius erhob sich, um zu öffnen.

„Nein, nein, Mama!“ rief Albert, ihr zuvorkommend. „Der Besuch gilt Dir, ich mache auf.“

„Gilt er wirklich mir?“ flüsterte sie mit einem Lächeln, und Albert errötete.

„Ist Frau Gesenius zu sprechen?“ hörte sie draußen eine helle Stimme erklingen, und:

„Siehst Du, Mama!“ rief Albert hinein. „Mama will nämlich nicht glauben, daß der Besuch ihr wirklich gilt.“

„Aber, wem denn sonst?“ sagte dieselbe Stimme, und zugleich rauschte es in das Zimmer hinein, eine große, schöne Dame, ganz in Schwarz. Das schwarze Sammethütchen, das mit einer großen schwarzen Schleife unter dem Kinn zusammengebunden war, ließ das leuchtende Blond der Haare und die rosige Zartheit der Gesichtsfarbe doppelt hervortreten.

„Ich wollte doch gern die Frau kennen lernen, von der der Herr Doktor immer mit so viel Liebe spricht,“ sagte sie verbindlich, indem sie der alten Dame ein kleines, weiches Händchen, das in einem knappen grauen Glacéhandschuh steckte, entgegenreichte. „Es ist lebensgefährlich, zu Ihnen zu kommen,“ wandte sie sich sogleich wieder an Albert, „wirklich lebensgefährlich. Da war erstens ein Droschkengaul, der gerade geputzt wurde; dann mußte ich mich zwischen drei sehr großen Wagen durchwinden, und endlich versammelte sich um mich ein halb Dutzend sehr schmutziger Kinder, die alle höflich knixten und nicht übel Lust zu haben schienen, mich mit ihren schwarzen Händen zu berühren.“

„An solch glänzenden Besuch ist man eben hier nicht gewöhnt,“ entschuldigte Albert. „Hätten Sie mir gestattet, Sie abzuholen, wie ich Ihnen vorschlug —“

„Wenn man einmal oben ist, ist es übrigens sehr hübsch,“ unterbrach sie ihn. „Die schönen Bäume gerade vor den Fenstern, und der große Garten. Ach, wie mich das anheimelt! Wirklich, ich könnte Sie beneiden! Wenn man sich sieben Jahre lang immer in Hotels herumgetrieben hat, kann man den Wert eines gemütlichen Heims erst wahrhaft schätzen. Das ist wohl Ihre Wohnstube? Und hier“ — sie schritt ohne weiteres durch die angelehnte Thür ins Nebenzimmer — „Ihre Studirstube, nicht wahr?

Hu! ein ganzer Berg von Heften! Müssen Sie die alle durchsehen?"

„Gewiß."

„Ach, wie langweilig! Sie sind sicherlich ein sehr nachsichtiger Lehrer?"

„O nein," nahm statt seiner Frau Gesenius das Wort. „Albert ist sehr streng, und das ist notwendig, sonst haben die Schüler keinen Respekt. Die Jungen machen sich nur zu gern über ihre Lehrer lustig; aber bei ihm wagen sie's nicht."

„Wirklich?" Sie sah ihm mit komischem Ernst ins Gesicht.

„Aber er ist sehr gerecht," fuhr Frau Gesenius fort, „und darum haben sie ihn auch alle lieb."

„Wirklich?" sagte Valerie noch einmal. „Das ist mir unbegreiflich. Seine Lehrer kann man doch eigentlich nie leiden. Ich haßte sie alle, bis auf den französischen Lehrer. Der war verliebt in mich und machte mir die Cour. Was haben Sie denn hier auf Ihrem Schreibtisch stehen? Photographien? Ah!"

Albert sah sie erwartungsvoll von der Seite an, aber sie hatte schon wieder weggesehen.

„Ist Ihnen die Gegend nicht bekannt?" fragte er.

„Nein. Irgendwo in Italien, nicht wahr?"

„Es ist Fiesole, und das Florenz —"

„Ganz recht. Ich finde immer, auf den Bildern sehen die Städte alle gleich aus. Wenn man so viel

gereist ist, kennt man schließlich die eine nicht mehr von der andern. Doch — ganz richtig — hier ist der Lungarno und das Hotel, in welchem wir gewohnt haben. Gut, aber ein wenig geräuschvoll. Ehe ich's vergesse, Herr Doktor," unterbrach sie sich plötzlich. „Haben Sie sich überlegt, was wir mit Bella beginnen? Es ist die höchste Zeit, daß sie einen geregelten Unterricht genießt. Sie wollten sich nach einer Schule hier erkundigen."

„Hier?" fragte Frau Gesenius.

„Ja," antwortete Valerie ruhig. „Ihr Herr Sohn meinte, daß die Schulanstalten für Töchter hier besonders gut seien, und für mich ist es ganz gleichgiltig, wo ich bleibe."

„Haben Sie Freunde hier?" fragte Frau Gesenius noch einmal.

„Wenn man immer auf Reisen ist, schließt man keine neuen Freundschaften und wird den alten fremd. Nein, ich habe keine Freunde hier, weder hier noch irgendwo — außer Ihnen." Dabei reichte sie Albert die Rechte. „Denn ich darf Sie doch so nennen. Eine bekannte Familie habe ich noch: Neumayers. Sie kennen sie ja auch?" Das war wieder an Albert gerichtet. „Und sie gefallen Ihnen nicht besonders. Mir auch nicht; aber faute de mieux. Doch ich fürchte, ich habe Sie schon zu lange aufgehalten. Es war mir sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen, Frau Gesenius."

Damit verneigte sie sich, reichte der alten Frau die Hand und rauschte zur Thür hinaus.

„Auf morgen!“ flüsterte sie Albert zu.

„Nun, wie gefällt sie Dir?“ fragte Albert, nachdem sich die Vorsaalthür hinter der Besucherin geschlossen hatte.

Frau Gesenius zögerte einen Augenblick. Nicht, als ob sie sich kein Urteil gebildet hätte! Im Gegenteil, das stand ganz fest, und sie war auch entschlossen, es ihrem Sohne mitzuteilen. Aber es war eine heikle Sache, und sie mußte sich wohl überlegen, wie sie die Worte setzte, damit er gewarnt und doch nicht verletzt würde. Und das war schwer, besonders wenn er ihr, wie jetzt, so freudestrahlend, so siegesgewiß ins Auge sah.

„Sie ist sehr schön,“ sagte Frau Gesenius langsam, „sehr schön.“

„Nicht wahr? Ich habe Dir nicht zu viel gesagt; das wunderbare Haar, die prachtvolle Figur und die Haltung! wie eine Königin. Es war, als ob unsere ganze Wohnung von ihrem Glanze widerstrahlte! Und wie nett von ihr, Dich zu besuchen! Du mußt nämlich nicht denken, Mütterchen, daß ich sie dazu veranlaßt habe. Der Gedanke ging von ihr aus, bloß von ihr.“

„Das glaube ich,“ sagte Frau Gesenius; und sie dachte, wie wenig sie eigentlich bei diesem ganzen Besuche beachtet worden sei. Gerade zweimal, beim Kommen und beim Gehen, hatte die schöne Frau das

Wort an sie gerichtet, kaum der einfachsten Höflichkeit genügend. Aber es kam ihr kleinlich vor, das zu erwähnen. Sie wunderte sich bloß, daß es ihrem Sohne, der sonst so feinfühlig war, nicht aufgefallen sei. „Also Frau Stevens wird ganz hier bleiben?“ fragte sie, und die Worte kamen ihr mühsam von den Lippen.

„Es ist noch nicht bestimmt,“ erwiderte Albert, „aber ich denke es, ich hoffe, ich hoffe sehr.“

„Und, Albert,“ fragte die Mutter jetzt, die Frage, die sie schon den ganzen Nachmittag beschäftigt hatte und die ihr doch gar nicht von der Zunge wollte, „was soll denn daraus werden?“

Albert lachte vergnügt.

„Woraus denn, Mama?“

„Nun — nun —“ und wieder schnürte es ihr fast den Hals zusammen. „Du kannst doch die Dame nicht heiraten!“

Er faßte sie am Kinn und schaute ihr lachend in die treuen Augen.

„Mutterchen, Mutterchen, was Du Dir für Gedanken machst! Da ist ja gar keine Rede davon. Aber gesetzt den Fall, Frau Pastor Gesenius, warum sollte denn Ihr Sohn, der Herr Gymnasialoberlehrer Doktor Gesenius, diese Dame nicht heiraten können? Ist er vielleicht nicht gut genug für sie? Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie eine so niedrige Meinung von ihm hätten.“

Ob er nicht gut genug war!

„Das schon, aber — aber —“

„Also!“ triumphirte er, drehte seine Mutter ein paarmal im Kreise herum und lief dann in sein Zimmer. „Doch jetzt an die Arbeit. Der Herr Gymnasialoberlehrer haben noch sehr viel zu thun.“

Frau Gesenius schöpfte tief Atem. Es war ihr ganz wirbelig von dem Tanzen, von Alberts Fröhlichkeit und von innerer Beklommenheit.

„Aber, Albert,“ rief sie ihm noch durch die Thüre nach, „sie ist viel zu vornehm und anspruchsvoll!“

„Gar nicht anspruchsvoll ist sie. Das ist Vorurteil!“

„Und oberflächlich.“

„Weder sentimental noch gelehrt; das ist bloß ein Vorzug.“

„Und so reich.“

„Jetzt. Wenn sie sich wieder verheiratet, verliert sie zwei Drittel ihres Vermögens. Und wenn sie darauf einginge, Mutter,“ und Albert erschien noch einmal in der Thüre, „kann sie nicht oberflächlich und nicht anspruchsvoll sein und müßte den Mann, dem sie so viel opferte, sehr lieb haben.“

„Das wird sie nie,“ dachte Frau Gesenius; und doch schien Albert seiner Sache so sicher zu sein!

Sechstes Kapitel.

Frau Gesenius nahm sich fest vor, noch einmal, ehe es zu spät war, eingehend mit ihrem Sohne zu reden, nicht im Vorübergehen, in Eile und Hast, sondern in aller Ruhe und Bedächtigkeit. Allein die Zeit wollte sich gar nicht finden.

Albert war so viel abwesend wie noch nie, und kam er heim, so wartete seiner gewiß irgend eine Botschaft, irgend ein Schüler mit einem dringenden Anliegen, oder die Hefte hatten sich so angesammelt, daß Albert sich gleich in sein Zimmer einschloß und daß nicht daran zu denken war, daß man ihn stören dürfe.

„Heute nachmittag," dachte Frau Gesenius am Sonnabend nach Frau Stevens' Besuch, „heute wird er doch nicht wieder ausgehen!"

Nein, er ging nicht aus; wohl aber kam er ganz aufgeregt zum Mittagessen.

„Mama, es ist Dir doch nicht unangenehm? Frau Stevens wird Dich heute nachmittag besuchen. Sie möchte Dir ihre Tochter vorstellen.“

Ach ja, eine Tochter hatte sie ja auch; und schon ziemlich groß mußte sie sein, im fünfzehnten Jahre, bald erwachsen. Das wußte Frau Gesenius; und doch war sie fast erschrocken, als sie das Mädchen sah. In ihrer Erscheinung war sie zwar kaum ihrem Alter voraus, von mittlerer Größe, sehr schmal, mit langen Armen und langem Gesicht. Der Mutter ähnelte sie gar nicht, und hübsch war sie nicht im mindesten; freilich stand sie im allerungünstigsten Alter; möglich, daß sie sich noch vorteilhafter entwickeln würde. Aber das Benehmen! eckig und scharf, wie ihre äußere Person, ohne eine Spur von Kindlichkeit.

„Fräulein Bella,“ stellte Albert sie vor.

„Ich heiße Isabella,“ sagte sie kurz und übersah ganz, daß Frau Gesenius ihr zögernd die Hand hinstreckte.

Valerie fühlte sich ganz zu Hause. Sie lief in den Zimmern umher und machte ihre Tochter auf die Aussicht aufmerksam.

„Wie hübsch, Bella,“ sagte sie. „Nicht wahr, ganz idyllisch? Die niedrigen Zimmer, die altmodischen Tapeten und die gemütlichen, altmodischen Möbel, o, wie bequem man darauf sitzt!“ Sie warf sich auf den Lehnstuhl, der an dem Nähtisch der Frau Gesenius

stand. „Sie wissen gar nicht, wie gut Sie es haben; so ruhig, so friedlich, kein Staub und kein Lärm, nur blauer Himmel und grüne Bäume! Welch reizendes Idyll! Wer es doch auch so gut hätte!“

Ehe Frau Gesenius etwas erwidern konnte, nahm Bella das Wort:

„Das sagst Du jetzt, Mama. Wenn Du hier wohnen müßtest, würdest Du bald anders reden.“

Frau Gesenius hatte etwas Aehnliches bemerken wollen, nur würde sie es in eine verbindlichere Form gekleidet haben. Sie sah erstaunt das junge Mädchen an, das mit kaltem Blick die kleinbürgerliche Einrichtung musterte.

„Was geben Sie denn eigentlich für Stunden?“ fragte jetzt Frau Valerie, in Alberts Studirstube tretend.

„Verschiedene Fächer,“ erwiderte Albert. „Mit meinem Hauptgebiet stehe ich gewissermaßen auf dem Aussterbeetat.“

„Wieso?“ fragte Valerie.

„Alte Sprachen.“

Sie schien nicht zu verstehen.

„Es existirt jetzt bei uns in Deutschland eine große Bewegung, die sich gegen das humanistische Gymnasium und speziell gegen das Studium der alten Sprachen richtet, an deren Stelle sie die Naturwissenschaften und neue Sprachen zu setzen wünscht.“

„Ja, ja,“ sagte sie. „Mein Mann ärgerte sich auch immer darüber, daß die jungen Leute sich den Kopf voll Griechisch und Latein stopfen, anstatt ordentlich Englisch und Französisch zu lernen.“

Albert lächelte.

„Sie sind also wohl auch der Meinung, daß wir armen Lateinlehrer je eher, je besser abgeschafft werden müßten?“

„Sie könnten ja etwas anderes lehren,“ meinte sie einfach.

„Na, das geht doch nicht ganz so schnell.“

„Sie glauben wirklich,“ fragte sie plötzlich, ernster werdend, „daß Ihre alten Sprachen bald gar nicht mehr gelehrt werden?“

„Vorläufig sind wir noch nicht so weit!“ rief er lachend. „Ich danke Ihnen aber für Ihre freundliche Teilnahme.“

Sie gab ihm einen leichten Schlag auf die Hand.

„Das ist recht häßlich von Ihnen, mich so zu erschrecken. Sie wissen doch, daß ich von diesen Dingen nichts verstehe. Sie verdienen eigentlich gar nicht, daß ich Ihnen das, was ich Ihnen mitgebracht habe, auch wirklich schenke.“

„Sie haben mir etwas mitgebracht? Ihre Photographie?“ rief er eifrig.

Sie nickte.

„Bella, hol das Bild!“

Das Mädchen kam mit einem umfangreichen, in weißes Seidenpapier gehüllten Paket zurück. Frau Valerie löste geschickt die Fäden. Aus einem hellen Plüschrahmen, in dem große weiße Gänseblumen und flatterige Heckenrosen eingestickt waren, schaute ihr Bild hervor. Es war vorzüglich getroffen.

„Wie schön, wie schön!“ rief er.

„Und den Rahmen habe ich selbst für Sie gearbeitet,“ sagte Valerie.

Er wurde ganz rot vor Glück.

„Sie selbst für mich! Wie soll ich Ihnen danken, gnädige Frau? Dieser Mühe haben Sie sich für mich unterzogen, diese Zeit haben Sie mir geopfert?“

„Mama hat ja nichts anderes zu thun,“ warf Isabella kurz ein — eine kalte Dusche auf seine Begeisterung. Albert überhörte die dumme Bemerkung und fuhr fort, die Stickerei zu bewundern. Isabella fand das ungemein langweilig und überließ die beiden sich selbst. Frau Gesenius hatte es auch satt bekommen, das fünfte Rad am Wagen zu sein. Sie hatte den Vorwand zu diesem abermaligen Besuche abgegeben; gut. Einmal im Hause, bekümmerte sich die Dame nicht um sie; warum ihr also in übertriebenem Zartgefühl ihre Gegenwart aufdrängen? Sie ging in die Küche und traf einige Vorbereitungen für den Fall, daß Albert die Damen zum Abendbrot da zu behalten wünschte.

Isabella war allein in der Wohnstube. Sie schlenderte zwecklos in dem Raume hin und her und warf sich bald auf diesen, bald auf jenen Sessel, wobei sie bemerkte, daß sie sämtlich recht hart und abgesessen seien. Wie lächerlich von Mama, diese Einrichtung zu bewundern! Mama machte doch sonst keine Komplimente und sprach sich ziemlich rücksichtslos aus. Vielleicht gefiel es ihr hier wirklich. Sie hatte auch die kleine Sommerfrische, aus der sie eben kamen, anfangs entzückend gefunden, zwei Tage lang; dann war der Reiz der Neuheit verschwunden und sie hatte den gewohnten Comfort schmerzlich vermißt. Warum sie nur so oft mit dem Lehrer zusammenkamen, und was der Mama eigentlich an ihm gefiel? Vielleicht daß er das gerade Gegenteil von Papa war, dachte sie mit Bitterkeit. Sie hatte noch nie einen so jähzornigen Menschen wie Papa gesehen, und noch nie einen so sanften wie den Schulmeister. Solche Menschen konnte sie nicht ausstehen. An der Wand hingen ein paar alte Photographien von ihm. Wie philisterhaft er schon als Knabe ausgesehen hatte, so fromm, so bieder!

Das junge Mädchen gähnte laut. Auf dem Nähtisch lag ein Buch. Sie schlug es auf. Sie las eigentlich gern und hatte doch noch so wenig gelesen in ihrem Leben. Ach, Verse! Nun, immerhin.

„Nun, Tell, weil Du den Apfel triffst vom Baume —“

Und wie sie so las, gefielen ihr die Verse doch, und sie las weiter und immer weiter, so eifrig, daß sie anfangs ganz überhörte, wie Frau Gesenius das Zimmer wieder betrat. Erst als diese ihren Strickstrumpf vom Nähtisch nahm, blickte Isabella auf.

„Entschuldigen Sie," sagte sie kurz und legte das Buch schnell aus der Hand.

„Bitte. Was lesen Sie denn so eifrig?"

„Ein Theaterstück," sagte sie unbeholfen. „Von Tell."

„Ah, Schillers Tell. Gefällt es Ihnen?"

„Ja, sehr gut. Als wir in der Schweiz waren, habe ich die Tellsplatte am Vierwaldstättersee gesehen; wissen Sie, wo Tell aus dem Schiff abgesprungen ist oder vielmehr abgesprungen sein soll; denn es ist ja natürlich alles nicht wahr."

„Warum sollte es denn nicht wahr sein?" rief Frau Gesenius, die sich die Freude an ihren Lieblingshelden nicht durch historische Forschungen verkümmern ließ.

„Papa hat es gesagt," erklärte Isabella mit Bestimmtheit. „Haben Sie das Theaterstück auch gelesen?"

„Natürlich. Mehr als einmal. Schiller ist mein Lieblingsdichter."

„Ah!" Wie komisch. Sie hätte nie gedacht, daß die einfache Frau Bücher läse, und nun hatte sie gar Lieblingsdichter.

„Warum überrascht Sie das? Haben Sie Schiller nicht gern?"

„Ich? Natürlich!" gab sie kurz zurück. Sie hätte sich zu sehr geschämt, einzugestehen, daß sie so gut wie nichts von Schiller wußte. Um weiteren Fragen zu entgehen und weil ihr die Verse wirklich gefielen, nahm sie das Buch wieder in die Hand und fuhr ungenirt zu lesen fort. „Oder brauchen Sie das Buch jetzt?" fragte sie, nachdem sie bemerkt hatte, daß Frau Gesenius sie etwas erstaunt beobachtete.

„Nein. Ich lese nicht, wenn ich Besuch habe," entgegnete die alte Frau ruhig.

Dem jungen Mädchen schoß das Blut ins Gesicht, aber sie preßte trotzig die Lippen auf einander und las weiter. Sie war nicht gewohnt, sich hofmeistern zu lassen.

„Sie würden nicht so reden, Herr Doktor, wenn Sie wüßten, wie gering ich das Geld schätze," ließ sich eben die Stimme der Frau Valerie durch die sich öffnende Thür vernehmen. „Es war mir immer so gleichgiltig. Ich gebe gar nichts darauf. Fragen Sie Bella."

„Papa sagte immer, Mama wisse nichts Rechtes mit dem Geld anzufangen," sprach das Mädchen, und aus dem harten Ton ihrer Worte schloß Frau Gesenius, daß sie mit voller Absicht diese zweideutige Form für ihre Antwort gewählt habe.

Frau Stevens schien das nicht zu empfinden.

„Sehen Sie!“ rief sie. „Man hat, was man braucht. Wozu der Ueberfluß?“

Damit verabschiedete sie sich, und Albert erbot sich, die Damen zu begleiten. Frau Gesenius blieb wieder einmal allein mit ihren Gedanken zurück, und diese Gedanken waren nicht sehr erfreulicher Natur. Eines stand fest, noch heute abend mußte sie mit ihrem Sohne reden, sie würde auf ihn warten; sehr lange konnte es nicht dauern, und dann galt kein Vorwand, er mußte ihr Rede stehen. Sie nahm ihren Strickstrumpf und überlegte im stillen die Worte, die sie zu ihrem Sohne sprechen wollte, um ihn vor dieser bestechenden Weltdame, deren ganzes Wesen dem seinen so unendlich fern stand, zu warnen, sanft, aber eindringlich, und wenn es sein mußte, wenn die Liebe ihn schon zu sehr verblendet hätte, mit aller Offenheit, ganz rücksichtslos. Das war sie ihm schuldig. Darüber war es schon acht Uhr geworden. Sollte er wieder nicht zum Abendbrot kommen? Sie ging in die Küche und strich sich ein Butterbrot, aber es schmeckte ihr kein Bissen, sie hätte gern erst alles vom Herzen herunter gehabt. Halb neun, neun. Sie begann wieder zu stricken, aber nicht mehr ruhig wie vorher, sondern hastig und aufgeregt, und die Maschen wurden ungleich. Halb zehn, zehn. Schon begann die wohlgesetzte Rede sich in ihrem Gedächtnis zu

verwischen, da wurde draußen laut die Thüre aufgeschlossen, und: „Mutter, Mutter, bist Du noch auf?" rief er schon im Vorsaal so hell, so ungewohnt, so triumphirend, daß es sich wie ein Alp auf ihre Brust senkte. Und jetzt war er bei ihr, und seine Arme schlangen sich um ihren Hals und: „Mutter, sie ist meine Braut!" jubelte er. „Ich habe mich mit ihr verlobt!"

Da hatte die alte Frau über seiner jauchzenden Seligkeit ihre ganze Rede vergessen; sie küßte ihn herzlich und wünschte ihm Glück, viel Glück; und er bemerkte in seinem Wonnerausch gar nicht, welche Ueberwindung ihr das kostete und wie wenig sie mit dem Herzen dabei war.

Siebentes Kapitel.

Was hatte Valerie wohl bewogen, so schnell ihr Jawort zu geben? War es die einfache, warme Herzensgüte, die ihr bisher fremd geblieben und die so wohlthuend von Alberts ganzem Wesen ausströmte? War es eine flüchtige Laune? War es der Aerger über das abweisende Benehmen ihres ehemals so liebenswürdigen Vetters? War es das Bedürfnis nach Stütze oder bloß der Wunsch, der Langeweile, die sich zuweilen trostlos auf sie senkte, zu entgehen?

Es mochte wohl etwas von alledem zu dem schnellen Entschlusse beigetragen haben; Valerie hätte sich selbst nicht darüber Rechenschaft zu geben gewußt. Sie war gewohnt, zu handeln, wie es ihr gerade in den Sinn kam, ohne über das Warum zu grübeln.

Der Brautstand wurde so viel wie möglich abgekürzt. Man nahm sich nur die Zeit, die notwendigsten Vorbereitungen zu treffen; nach ein paar Wochen waren sie vermählt.

Valerie war glücklich, und Albert war berauscht von Seligkeit. Und wie der Rausch die Enthaltsamen am stärksten zu packen pflegt, so war es auch hier. Albert hatte trotz seiner sechsunddreißig Jahre wenig Erfahrungen in der Liebe. Nun war er ganz trunken von der Schönheit seiner Frau, ihrer Hingebung, ihrer Leidenschaft; denn sie war kein schüchternes Mädchen voll Bangen und keuscher Zurückhaltung. Sie war eine reife Frau, sie war sich ihres Reizes wohlbewußt, und sie fühlte auch, daß sie gerade eben noch auf ihrem Höhepunkte stehe, und daß die Zeit, wo sie zu gefallen und zu bezaubern vermochte, vielleicht nicht mehr allzu lange dauern werde. So wollte sie die Wonne, geliebt und angebetet zu werden, noch in vollen Zügen trinken.

Gleich nach der Hochzeit waren sie verreist. Albert hatte eigentlich geglaubt, daß sie von einer Hochzeitsreise absehen würden, da Valerie behauptete, des Reisens überdrüssig zu sein. Aber sie hatte darauf bestanden. Er war auch sehr froh, daß er ihren Wünschen ohne weiteres nachgegeben, denn unterwegs gerade verlebten sie selige Tage.

Von den Gegenden, die sie durchfuhren, sahen sie freilich nicht viel. Valerie hatte schon so viel Schöneres gesehen, und er hatte nur Augen für sie. Selbst die Menschen, mit denen sie zusammenkamen und flüchtig verkehrten, sah er nur darauf an, ob sie auch seine

Frau genügend bewunderten, ob sie sein Glück ganz zu fassen vermöchten.

Sie waren wirklich ein schönes Paar, und er konnte sich wohl neben ihr zeigen. In der Größe paßten sie ausgezeichnet zusammen. Das dunkle, leicht ins Rötliche fallende Blond seines Vollbarts bildete eine treffliche Folie für ihr leuchtendes Gelbblond, und seine lieben blauen Augen waren ganz dazu angethan, ihm aller Herzen zu gewinnen. Den Reiseanzug hatte sie ihm selbst bestellt beim Schneider ihres Vetters; auch den Hut hatte sie mit ihm ausgesucht, und sie war mit der Wahl zufrieden.

„Ganz gut, ganz gut,“ sagte sie, ihren Gatten betrachtend; „man sieht fast nicht mehr, daß Du ein Lehrer bist.“

Diese Bemerkung berührte ihn etwas unangenehm; aber es war gewiß nicht bös gemeint, und er unterließ, darüber Aufklärung zu erbitten. Wieder zu Hause angekommen, fand er manchmal selbst, daß sein Beruf recht störend sei. Zum Beispiel gleich frühmorgens: er mußte um acht Uhr in der Schule sein, und mit dem schönen, gemeinschaftlichen Frühstück hatte es sein Ende. Auf der Hochzeitsreise hatte ihm beim Morgenkaffee früh um elf Uhr seine junge Frau immer frisch und strahlend gegenüber gesessen. So zeitig konnte sie natürlich nicht ausgeschlafen haben, und so goß er einsam seine Tasse Kaffee hinunter.

Er sah sie gewöhnlich erst beim Mittagessen; und wenn er dann gern ruhig mit ihr geplaudert hätte, mußte er abermals in die Schule oder er mußte sich an seinen Schreibtisch setzen, Hefte korrigiren und sich für die nächsten Stunden vorbereiten. Da hatte er es sich nun sehr hübsch ausgemalt, wenn sie ganz still bei ihm säße mit einer Handarbeit oder einem Buche, so daß er immer ihr Gesicht sähe und, wenn er einmal eine Pause machte, ein paar Worte mit ihr reden oder einen Kuß auf ihren weißen Hals drücken könnte. Unglücklicherweise kam ihr alle Augenblicke irgend welche häusliche Angelegenheit in den Sinn. Sie stand auf, um der Köchin etwas zu sagen, oder sie fuhr mit einer ganz belanglosen Frage mitten in seine besten Gedankengänge und war sehr ungeduldig, wenn er ihr nicht gleich antwortete. Schließlich wie er sah, daß seine Arbeiten in ihrer Gegenwart so langsam vorrückten, machte er ihr eine Bemerkung darüber. Sie möge ihn nicht so häufig unterbrechen, und wenn sie etwas Wichtiges zu sagen habe, möge sie es vorher thun oder wenn er eine Pause mache.

Auf Kommando falle ihr nichts ein, erwiderte sie, und wichtig seien ihre Angelegenheiten ja alle nicht — für ihn wenigstens. Uebrigens habe sie auch gar keine Zeit, hier zu sitzen. Der Dekorateur sei da, und sie habe ihn bisher nur aus Rücksicht für

Albert so lange sich selbst überlassen. Aber nun wolle sie doch sehen, was er im Wohnzimmer treibe.

Der Dekorateur kam fortwährend. Es gab noch so viel zu thun, um das Logis wohnlich zu machen. So sehr Frau Valerie die altmodischen Möbel bewundert hatte, so eilig war es ihr damit gewesen, dieselben los zu werden. Sie wurden sämtlich Alberts Mutter zur Verfügung gestellt. Diese zog in die Stadt, in welcher ihre verheiratete Tochter wohnte. Daß sie der jungen Frau den Platz räumte, war natürlich, aber daß sie nicht in der gleichen Stadt blieb, that Albert leid, um so mehr, als er bei all seiner blinden Verliebtheit sah, daß der Grund dafür, den sie nicht aussprechen wollte, der war, daß sie mit ihrer Schwiegertochter ganz und gar nicht harmonirte. Valerie hatte es sich auch gar nicht angelegen sein lassen, der alten Frau näher zu treten. Wie viel Mühe hatte es ihn gekostet, sie zu überreden, daß sie ihr nach der Vermählung einmal schriebe; und welch kühlen, oberflächlichen Brief hatte sie schließlich zu stande gebracht!

Frau Valerie hatte ihre eigene, hübsche Einrichtung aus Bremen kommen lassen; und da gab es natürlich unendlich viel zu thun, um die vornehmen Möbel den bescheidenen Räumen anzupassen. Diese sahen wirklich jetzt mit dem Schwall von Teppichen und Portièren, Tischen, auf die man nichts stellen, und Vasen, in

die man kein Wasser füllen durfte, ganz besonders winzig aus.

„Wie bei den sieben Zwergen!“ rief Valerie, in die Hände klatschend. Sie fand das zu niedlich. Sie weidete sich an Alberts Erstaunen, an seinen komischen Fragen und an der Aengstlichkeit, mit welcher er den seidenen Möbeln und den zerbrechlichen Etagèren nahte.

Er fand, daß man sich in den Stübchen kaum rühren könne, und sie fand, daß noch immer allerhand fehle. Merkwürdig! wenn es dann da war, gestand er sich zu seiner eigenen Ueberraschung, daß der Gesamteindruck doch gewonnen habe. Und dabei nahm es sich gar so hübsch aus, wenn sie in ihren hellen, schleppenden Negligés durch die Putzstübchen ging. Gar zu gern hätte sie auch sein Zimmer umgemodelt, allein das gestattete er durchaus nicht. In den anderen Räumen kam er sich vor wie ein verwunschener Prinz im Märchen; und dieser Zustand, halb Befremden, halb Seligkeit, gefiel ihm recht wohl, in seiner Stube jedoch konnte er davon nichts gebrauchen; da trat die Wirklichkeit, die Arbeit in ihr Recht, und dazu bedurfte er der gewohnten Umgebung. Schließlich hatten der Dekorateur und Frau Valerie ihre gemeinschaftliche Thätigkeit beendet, die Möbel waren fünf- bis sechsmal umgestellt worden; jetzt war die Einrichtung fertig; „glücklicherweise,“ sagte er, den das Pochen und Hämmern häufig genug gestört hatte,

„leider,“ sagte sie. Sie wußte nun nicht recht, was sie mit dem langen Tage beginnen solle. Und da fing ihr die Tochter zu fehlen an. Sie hatten das Mädchen bereits während ihres kurzen Brautstandes in Pension gegeben, teils um ihm endlich einen geregelten Unterricht zu teil werden zu lassen, teils damit sie selbst ungestört ihr junges Glück genießen könnten. Isabella war auch vollständig einverstanden. Es hätte ihr widerstrebt, das Haus ihres Stiefvaters zu bewohnen. Stiefvater? Sie wollte ihn gar nicht als solchen anerkennen. Mit der größten Rücksichtslosigkeit hatte sie ihre Mutter bis zum Hochzeitstage selbst vor dieser Verbindung gewarnt und dann hatte sie Albert rundweg erklärt, daß sie ihn nie Papa nennen werde. Sie litt es auch nur widerwillig, daß er sie beim Vornamen rief und duzte.

„Ich werde mich doch nicht so lächerlich machen, meine Stieftochter Fräulein zu nennen,“ hatte er gesagt. „Wie Du es mir gegenüber halten willst, Isabella, ist mir gleich.“

Er war ein gewissenhafter, pflichttreuer Mann und hatte trotz seiner innerlichen Abneigung die besten Vorsätze, die Pflichten gegen die Tochter seiner Frau zu erfüllen. Sie machte es ihm aber allzu schwer; und es fiel ihm wie ein Stein vom Herzen, als sie endlich endgiltig in der Pension untergebracht war. Am Anfang ging auch alles gut; dann kamen Klagen,

zuerst vom Direktor, sie sei trotzig und verstockt; nachher von den Lehrern, sie lerne nichts und halte die ganze Klasse auf; zuletzt auch von ihr selbst: man gebe ihr zu viel zu thun, man behandle sie schlecht, man verhöhne und verspotte sie. Frau Valerie bemitleidete das arme Kind, und Albert suchte zu vermitteln, bis sich eines Tages der Direktor in höchsteigener Person einstellte und mit höflichem Bedauern und korrekt gedämpfter Empörung den Eltern mitteilte, er könne ihre Tochter nicht mehr behalten, sie füge sich nicht in den Rahmen seiner Schulanstalt und habe sich heute sogar zu Gewaltthätigkeiten hinreißen lassen, indem sie eine kleine, sehr begabte Mitschülerin, die sich wohl einige harmlose Neckereien erlaubt, geschüttelt und zu Boden geworfen habe. Zehn Minuten später stellte sich auch die Missethäterin ganz von selbst ein. Sie war heimlich davongelaufen und fest entschlossen, nicht in die Pension zurückzukehren.

Albert war außer sich, daß ihm als Schulmann in seinem eigenen Hause ein solcher Skandal passire. Natürlich blieb ihm nichts anderes übrig, als das Mädchen vorderhand bei sich zu behalten, bis weiteres über sie entschieden würde.

Achtes Kapitel.

Es ist immer ein großes Ereignis für das ganze Gymnasium, wenn ein Lehrer desselben heiratet. Die Heirat des Doktors Gesenius aber wurde ganz besonders viel besprochen. Die junge Frau war so vornehm, so reich, so schön, und, was die Hauptsache war: kein Mensch kannte sie. Die Schüler blickten mit besonderer Neugierde und sogar mit gesteigertem Respekt auf den Lehrer, der eine so königliche Gattin erobert hatte, und Frau Gesenius zählte unter den Primanern und Sekundanern eine ganze Schar glühender Verehrer. Sie war in den verschiedensten Sprachen und Versmaßen besungen worden, und eine schwungvolle Ode des Primus omnium, betitelt: „Ad Valeriam“, hatte die Runde gemacht. Als Valerie zufällig davon erfuhr, fühlte sie sich nicht wenig geschmeichelt, und sie setzte fortan allemal ihre holdseligste Miene auf, wenn ihr Weg sich mit dem eines Trüppleins der buntbemützten Jünglinge kreuzte.

Für das Lehrerkollegium war die Frage nach der Neuvermählten von praktischer Wichtigkeit. Man hielt auf dem Gymnasium sehr zusammen, und die Lehrerfamilien verkehrten mehr oder minder regelmäßig sämtlich mit einander. Darum war es nicht belanglos, ob sich das neu hinzukommende Mitglied den anderen anpassen oder ob es wenig mit ihnen harmoniren würde. Man war also sehr gespannt auf den ersten Besuch des jungen Paares und fand, daß derselbe ungebührlich lange auf sich warten lasse. An Albert lag die Schuld nicht. Er hatte schon wiederholt dazu gedrängt, allein Valerie hatte immer alle möglichen Ausreden. Ganz besonders sehnte er sich darnach, sie mit den Familien seiner besten Freunde bekannt zu machen, die ihm so viel Teilnahme gezeigt und sie bei ihrer Ankunft mit Blumen empfangen hatten. Um Valerie für die Betreffenden zu interessiren, erzählte er ihr häufig von ihnen und merkte gar nicht, daß gerade diese Erzählungen sie in ihrem Widerstreben bestärkten und sie von vornherein überzeugten, daß ihr die Leute mißfallen würden. Da war erstens der Doktor Berger, der Naturgeschichtslehrer, den sie schon von Ansehen kannte; ein großer, ungeschlachter Mensch mit rotem, bereits stark mit Grau durchsetztem Haar, einem struppigen Backenbart und sehr großen Händen. Er sei ein hervorragender Gelehrter, erzählte Albert, und habe einst von einer großen

Universitätscarrière geträumt. Aber es fehlten ihm die Mittel, ruhig zuzuwarten, und so mußte er annehmen, was sich ihm gerade bot, Stunden an Privatschulen, in Mädcheninstituten, zunächst mit dem Gedanken, daß das nur ein Interimistikum sei; denn er haßte die Lehrthätigkeit bei jüngeren Schülern. Schon gegen Ende seiner Studentenzeit hatte er sich verlobt mit einer Lehrerin, einem klugen, tüchtigen Mädchen, die aber so arm war wie er selbst. Sie wußten beide, daß diese Verlobung eine sehr weit aussehende Sache sei, und sie wollten in Geduld warten, bis er die ersehnte Professur errungen habe. Sie warteten und warteten; er gab Stunden, sie gab Stunden; in ihrer freien Zeit nähte sie an ihrer Ausstattung, und er schrieb wissenschaftliche Aufsätze. Diese wurden in Fachjournalen veröffentlicht und mit Anerkennung genannt. Das große Werk aber, von dem er träumte, konnte er nicht schreiben. Die Hilfsmittel gingen ihm ab, es gebrach ihm an Zeit und Sammlung. Er war ein eifriger Verfechter der Darwinschen Entwicklungstheorie, und wenn wieder einmal die Nachricht kam, daß irgendwo ein Glied in der Kette der Entwicklungsformen entdeckt worden sei, wenn ein Forscher aus dem Meeresgrunde ein noch ungekanntes, niederes Lebewesen ans Tageslicht befördert, ein anderer in einer neu erschlossenen Höhle eine interessante Versteinerung aufgefunden hatte, dann seufzte er. Das

hätte er ebenso gut entdecken können, wenn er nicht an die Scholle gefesselt wäre; nun gab es so viele, die ihm zuvor kamen und seine Forschungen in einsamer Studirstube überholten. Darüber verging Jahr auf Jahr. Da wurde ihm die Stelle am Gymnasium angeboten. Es war eine Thätigkeit, himmelweit verschieden von der, auf die er gehofft hatte, und doch so unendlich viel besser wie die, welche er bisher innegehabt hatte. Er griff zu, und wenige Wochen, nachdem er im Gymnasium eingezogen war, holte er sich seine treue Braut. Sie hatten beide in den langen Jahren gespart, sie mehr als er, denn seine Privatstudien hatten einen großen Teil seiner sehr wechselnden Einkünfte verschlungen. Es reichte aber doch noch nicht ganz zu ihrer bescheidenen häuslichen Einrichtung, und sie mußten mit einer kleinen Schuldenlast in die Ehe treten. So geringfügig die Summe auch war, so genügte sie doch, das junge Ehepaar zu bedrücken, denn sowohl er wie sie nahmen das Leben schwer. Es war ein ernstes Hauswesen; beide immer fleißig, immer arbeitsam, etwas düster, etwas verbittert; sie mit nüchtern klaren Ansichten, ohne irgend welche Ueberschwenglichkeiten; er leicht aufbrausend, leicht gereizt, immer überlastet von Schulsorgen, unbeliebt in den Klassen, unwillig im Unterricht, ein tiefer Gelehrter, ein miserabler Pädagog; ganz unfähig, in dieser Beziehung von seiner Frau zu lernen, die ein

ausgezeichnetes Lehrtalent besaß und mit eiserner Konsequenz die schlechtesten Klassen in Schach zu halten gewußt hatte. Das schlimmste aber war, daß der Gelehrte immer mit dem Lehrer durchging, daß es ihn unendliche Mühe kostete, sich an den Lehrplan zu halten, und daß immer und immer wieder ganz unabsichtlich ein Stückchen Entwicklungstheorie in die Klasse eingeschmuggelt wurde. Als das erstemal bei Besprechung der Affen eine Bemerkung über die Abstammung der Menschen von diesen Tieren eingeflossen war, hatte es in der Klasse ein großes Hallo gegeben. Die Lehre an sich mochte wohl den wenigsten neu gewesen sein, aber die Art und Weise, wie der Doktor Berger das ernst und schwerfällig vorgebracht und wie er, sobald er sich auf der Abschweifung ertappt hatte, sich bemühte, alles wieder zurück zu nehmen, war so komisch gewesen, daß ihm die Geschichte sofort einen Spitznamen eintrug, den er nicht wieder verlieren sollte und der ihm schweren Kummer bereitete.

Im zweiten Jahre ihrer Ehe war den Bergerschen Eheleuten ein Kind geboren worden, ein elendes, schwächliches Ding mit dünnen Beinchen und einem großen Kopfe, das aus zwei dunklen Augen so tieftraurig vor sich hinblickte, als habe es alle Leiden und Kämpfe seiner Eltern schon mit durchgemacht. Gabriele nahm sich des Kindes mit derselben Gewissenhaftigkeit an, mit der sie auch ihre Wirtschaft leitete,

aber in ihrer herben Art wußte sie mit solch einem unverständigen Wesen recht wenig anzufangen. Glücklicherweise beanspruchte das Kind wenig Pflege, es saß stundenlang stumm in seiner Ecke; und das war recht gut, denn Gabriele kränkelte seit der Geburt desselben beständig und wäre einer größern Arbeitslast kaum gewachsen gewesen. Hier hatte Gesenius, der Berger schon von der Universität her kannte, am häufigsten verkehrt. Die Unterhaltung, die sich fast immer um wissenschaftliche Dinge drehte und ihn über viele ihm ferner liegende Gebiete aufklärte, regte ihn lebhaft an, und es machte ihm großes Vergnügen, mit der klaren, scharfdenkenden Frau und dem immer leidenschaftlich Partei ergreifenden, immer mit Superlativen um sich werfenden Mann zu disputiren und sich von den beiden in seinen laienhaften Anschauungen zurechtweisen zu lassen.

Sehr verschieden von dem Bergerschen war der Haushalt seines andern Freundes, des Doktors Starke. Dieser war Ordinarius der Quinta und hatte in der Hauptsache den altsprachlichen Unterricht in den niederen Klassen unter sich; ein hübscher, eleganter junger Mann mit schön gebügelten Chemisettehemden und wohlgepflegtem blondem Backenbart, der am Kinn in eine etwas französisch geartete, nach vorn gestrichene Spitze auslief. Aus der kleinen Provinzialstadt, in der er vorher angestellt gewesen war, hatte er sich

eine junge Frau mitgebracht, ein frisches, einfaches Weibchen mit roten Backen und hübschem, etwas gewöhnlichem Gesicht. Er war sehr verliebt in seine rosige Emma, die trotz der drei kleinen Kinder, die sie bereits hatten, noch immer Zeit fand, für seine Bequemlichkeiten zu sorgen und ihn mit Aufmerksamkeit zu verwöhnen. Für seine Wissenschaft interessirte sie sich freilich gar nicht; aber er war selbst nicht so arg begeistert dafür und recht froh, wenn er nach Schulschluß nicht mehr daran zu denken brauchte.

Außer diesen beiden gab es noch mehrere andere verheiratete und ein paar unverheiratete Lehrer am Gymnasium. Zu den letzteren gehörte der Rektor selbst und der wegen seines beißenden Witzes gefürchtete deutsche Lehrer, der Doktor Blum. Der Konrektor war vermählt. Es war der Professor Doktor Kämpfer, der erste Religionslehrer, eine sehr einflußreiche Persönlichkeit; und er sowohl wie seine Gemahlin waren sich dieses Einflusses wohl bewußt. Gänzlich unabhängig, kinderlos und sehr vermögend, gestalteten sie sich ihr Leben so, wie es ihnen gut dünkte, streng mit sich selbst und anderen, mit einer Art ostentativer Einfachheit im Auftreten, wohlthätig gegen Arme, sehr reservirt gegen Fremde und herablassend gegen die Familien ihrer Kollegen.

Ihnen galt natürlich bei der offiziellen Tournée

der erste Besuch des jungen Ehepaares. Die Frau Konrektor hatte vom bloßen Sehen bereits einen wahren Widerwillen gegen die auffallende Blondine, die bei jedem Schritt eine Wolke von Duft um sich verbreitete. Sie hatte nicht nötig, irgend welche Rücksicht zu nehmen und war von unnahbarer Würde. Da Valerie gleichfalls nicht gewöhnt war, sich viel Mühe mit Leuten zu geben, die ihr gleichgiltig waren, so kam die Unterhaltung bald ins Stocken, und nach einigen vergeblichen Anstrengungen von seiten Alberts kürzte man den Besuch nach Möglichkeit ab. Albert und Valerie atmeten auf, nachdem sich die Thür hinter ihnen geschlossen hatte; die Frau Konrektor aber schritt zum Fenster und öffnete beide Flügel weit, um den weltlichen Duft, den die schöne Salondame hinter sich zurückgelassen hatte, zu beseitigen.

Beim Doktor Böhmig kamen sie auch nicht recht gelegen. Allerdings kam man dort nie gelegen. Er war in einem Dutzend Vereinen und hatte stets irgend welche Rede vorzubereiten, während sie zehn bis zwölf Pensionäre, die sie, um die Kosten des Haushalts zu verringern, bei sich aufnahmen, versorgen und beaufsichtigen mußte. Wie gewöhnlich öffneten ein paar dieser Zöglinge die Thür und wußten nun nicht, was in aller Welt sie mit dem eleganten Paar anfangen sollten, denn im Salon saßen gerade einige Elternpaare und unterhandelten über die Aufnahmebedingungen für

ihre Söhne, und im Studirzimmer des Doktors fand eine politische Beratung statt. Nach längeren Verhandlungen und nachdem man die Erlaubnis der Frau Doktor eingeholt hatte, entschloß man sich, das junge Ehepaar in den Salon zu führen, und die vielbeschäftigte Frau Doktor teilte nun kunstvoll ihre Aufmerksamkeit zwischen den Geschäften mit den Eltern und einigen konventionellen Phrasen mit der neuen Kollegin.

Inzwischen hatte sich die Kunde, daß Gesenius' Besuche machten, im Gymnasium weiter verbreitet. Frau Starke legte sofort frische Decken auf ihre Tische und zog den Kindern weiße Schürzen an, denn sie zweifelte nicht, daß Frau Gesenius lebhaftes Interesse an ihren Sprößlingen nehmen würde. Doktor Starke selbst war in seiner äußern Erscheinung jederzeit tadellos, und er war denn auch der einzige von allen, der Gnade vor Valeries Augen fand. Der Besuch verlief überhaupt ganz angenehm. Frau Emma hatte zwar eine unbändige Angst und einen ungeheuren Respekt vor der vornehmen Dame, aber Alberts Gegenwart und ihr eigenes frisches Naturell halfen ihr die Scheu überwinden. Sie plauderte von der wunderschönen Einrichtung, die Frau Gesenius haben solle, und bewunderte laut den wunderschönen Hut, den Frau Gesenius trug — das alles sehr zum Aerger ihres Mannes, der ihr Gebaren schrecklich kleinstädtisch fand. Valerie lächelte etwas gönnerhaft und antwortete

nicht viel; mit dem weltmännischen Doktor Starke jedoch kam sie bald in ganz eifrige Unterhaltung, und alles wäre aufs beste abgelaufen, wenn nicht sehr zur Unzeit die Kinder erschienen wären, ohne daß irgend jemand nach ihnen verlangt hätte, und mit erschreckender Offenheit dem guten Onkel Albert gestanden, daß ihnen Mama soeben die besten weißen Schürzen umgebunden habe, weil die neue Tante käme, daß ihnen die neue Tante aber gar nicht gefalle — und das alles so laut, daß der Betreffenden kein Wort davon entgehen konnte. Georg Starke saß wie auf Kohlen und setzte nachher seine Frau ziemlich unsanft zur Rede, wobei er mit solcher Verehrung und Bewunderung von der neuen Kollegin sprach, daß Emma in helle Thränen ausbrach. Sie besaß neben ihren vielen guten Eigenschaften zwei schlechte: erstens war sie etwas empfindlich und zweitens hatte sie eine nicht geringe Anlage zur Eifersucht. Frau Valerie aber fand, daß sie ein Gänschen sei, und sprach diese Meinung ihrem Gatten gegenüber ganz unverhohlen aus, was wiederum diesen im Interesse seiner Freunde tief betrübte.

Gabriele Berger war allein zu Hause. Auch sie war durch die Fama von dem bevorstehenden Besuch unterrichtet worden, aber sie hätte es für unter ihrer Würde gehalten, irgend welche Vorbereitungen zu treffen. Der kleine Junge wurde nicht, wie die

Starkeschen Kinder, in die Küche gesteckt, er blieb in seiner Spielecke und behielt auch die schwarze Lederschürze um, die er tagtäglich trug. Die Mutter nahm, wie immer, wenn Fremde zugegen waren, gar keine Notiz von ihm, und er begnügte sich, die Ankömmlinge mit offenen Augen anzustarren, ohne irgend welche Annäherungsversuche zu machen. Frau Berger war eine kleine, hagere Person mit scharfen, regelmäßigen Gesichtszügen und dünnem hellbraunem Haar, das sie in einem Netze trug. Sie war stets sauber und peinlich ordentlich gekleidet, aber ohne jedwede Rücksicht auf die herrschende Mode. Von ihrer langen Lehrerinnenthätigkeit her hatte sie die Gewohnheit beibehalten, sehr gut und in langen Satzperioden zu sprechen, was Valerie sehr ermüdend fand.

Albert entschuldigte, wie er es auch bei den anderen gethan, daß es ihnen nicht möglich gewesen sei, als Brautleute Besuche zu machen wegen der kurzen Dauer ihrer Verlobung.

„Es ist Ihnen besser ergangen als uns," nahm Gabriele das Wort. „Wir sind mehr Jahre verlobt gewesen als Sie Wochen."

„Wie schrecklich!" rief Valerie.

„Die Verhältnisse gestatteten uns nicht, früher an eine Verbindung zu denken. Ich möchte einer so langen Verlobung natürlich nicht das Wort reden; aber ein Gutes bringt sie mit sich, daß man sich

ganz gründlich kennt, ehe man den wichtigsten Schritt des Lebens thut."

„Und das halten Sie bei uns für unmöglich?" fragte Albert halb im Scherz.

„Ganz gewiß," bestätigte Gabriele ernsthaft.

„Und nun denken Sie gewiß, daß wir sehr leichtfertig gehandelt haben?" fragte Albert, den scherzhaften Ton festhaltend.

„Darüber würde ich mir doch nicht zu urteilen erlauben," erwiderte Gabriele. „Sie, Frau Doktor, haben wohl genau gewußt, welch schöne und auch schwere Aufgabe Sie übernahmen, als Sie sich entschlossen, die Frau eines Lehrers zu werden. In diesem Berufe, dessen Mühsale und Beschwerden nur allzu oft unterschätzt werden, ist der Frau —"

Hier wurde sie unterbrochen. Die Thür ward heftig aufgerissen und dröhnenden Schrittes, puterrot im Gesicht, mit zornfunkelnden Augen trat der Doktor Berger ins Zimmer. Er hielt in der Hand einen geöffneten Brief und wandte sich, ohne die Anwesenheit der beiden anderen zu berücksichtigen oder zu bemerken, an seine Frau.

„Diese Frechheit! Diese unglaubliche Unverschämtheit! Da gibt mir eben der Briefträger diesen Brief —"

„Friedrich!" mahnte sie. „Du vergißt, daß wir nicht allein sind."

„Verzeihen Sie," sagte er mit einem zerstreuten

Gruß an Frau Gesenius, die ihm schon bekannt war. „Aber wenn Sie wüßten! Diese bodenlose Frechheit! Lies selbst, Albert.“

Das Briefchen erschien Albert außerordentlich harmlos. Es war „Geehrter Herr Doktor“ überschrieben, und eine Frau M. Randolph bat in höflichen Worten um Entschuldigung für ihren Sohn, der eine Aufgabe nicht zu liefern im stande gewesen sei.

„Ich begreife wirklich nicht —“ meinte Albert, das Blatt zurückgebend.

„So!! Das wäre also nichts? Diese Beschimpfung!“ schrie Berger.

„Welche Beschimpfung?“

„Nun, da — da!“ rief Berger, auf den Zettel deutend. „Ach so — da steht's ja gar nicht, aber hier — hier —“ Dabei hielt er ihm das Couvert unter die Nase.

Jetzt mußte sich Albert zusammennehmen, um nicht zu lachen, denn da stand mit großen, deutlichen Buchstaben seines Freundes Spitzname: „Herrn Oberlehrer Doktor Affenberger,“ in einem Worte geschrieben, sicher in aller Unschuld von der Mutter des Gymnasiasten, die den Naturgeschichtslehrer nie anders hatte nennen hören.

„Ich begreife nicht,“ meinte Frau Gabriele in ihrer kühlen Ruhe, „daß Du den Brief überhaupt angenommen hast.“

„Er war doch an mich. Hier steht meine Adresse, und hier — nun, das bin ich doch!“

„Wenn Du der Doktor Affenberger bist, so hast Du keinen Grund, Dich so aufzuregen, und wenn Du es nicht bist, so hast Du fälschlicherweise einen Brief an Dich genommen, der Dir nicht zukommt, und wirst ihn der Absenderin mit der Bitte, sie möge das unbefugte Oeffnen verzeihen, zurücksenden.“

Weder diese ruhige Klarlegung der Sachlage durch Frau Gabriele, noch Alberts gutgemeinte Beschwichtigungsversuche vermochten den gekränkten Mann zu beruhigen. Das Ehepaar Gesenius aber zog vor, sich zu empfehlen, ohne zu warten, bis Gabrielens Gleichmut den Sieg über das cholerische Temperament ihres Gatten errungen haben würde, wie dies meist in dergleichen Fällen zu geschehen pflegte.

Neuntes Kapitel.

Bei Tische gab Valerie ihrer Tochter einen ausführlichen Bericht über die Besuche, und sie verfehlte nicht, die grellsten Farben aufzutragen. Sie besaß im allgemeinen wenig Sinn für das Komische und auch ein eigentliches Erzählertalent ging ihr ab, alles jedoch, was ärmlich und „mesquin“ war, erregte ihren Spott aufs unbarmherzigste, und ihre Tochter stimmte ihr darin bei. Albert hatte schon wiederholt versucht, ihr Einhalt zu thun, zu begütigen und zu entschuldigen; endlich wurde es ihm zu arg, und er sagte in ernstem Tone:

„Ich finde es recht unpassend von Dir, Valerie, hier vor einem Kind über die Frauen meiner Kollegen herzuziehen.“

„Bah!“ machte Valerie. „Bella ist kein Kind. Bella ist meine beste Freundin.“

„Wünschen Sie vielleicht, daß ich fortgehe?“ fragte Isabella spitz, indem sie Messer und Gabel weglegte.

„Bleibe!“ befahl er. „Ich überlasse es Deiner Mutter, was sie Dich hören zu lassen für gut findet.“

„O, alles!“ lachte Valerie. „Bella ist daran gewöhnt. Sie ist seit ihrem siebenten Jahre erwachsen.“

„Leider,“ sagte Albert ernst. „Ich gebe Dir zu bedenken, daß Du es doch vielleicht einmal bereuen dürftest, Dich über die Leute, mit denen Du im Verkehr stehen wirst, lustig gemacht zu haben.“

„Hm!“ meinte Valerie. „Ich glaube, wir freuen uns beiderseits nicht sehr auf den Verkehr.“

„Und ich hoffe mit Bestimmtheit, daß ihr beiderseits eure Meinungen ändern werdet.“

Es war das erstemal, daß er so scharf mit seiner Frau sprach und ihr ernstliche Vorwürfe machte; es wurde ihm ganz weh dabei ums Herz, so leid that es ihm. Valerie nahm, nachdem sie die ersten wegwerfenden Antworten erteilt hatte, alles ganz ruhig hin, als ob es sie gar nichts angehe, nur Isabella sagte statt ihrer vorlaut:

„Was Mama anbetrifft, so wird sie ihre Meinung ganz sicher nicht ändern, darauf können Sie sich verlassen.“

„Darüber steht Dir gar kein Urteil zu,“ sagte Albert, ärgerlich über die Einmischung.

„Ich kenne Mama besser als Sie,“ entgegnete das Mädchen gleichmütig, „und ich wollte Ihnen das nur sagen, damit Sie sich keiner Täuschung hingeben.“

Albert blieb stumm. Im Grunde glaubte er es selbst. War es ihm doch heute gerade zum klaren Bewußtsein gelangt, wie wenig seine Frau zu den anderen passe, wie sie ihnen ohne alles Verständnis gegenüberstehe, ihnen und — das war der schlimmste Teil der Entdeckung — auch ihm selbst, der er doch so völlig zu jenen gehörte. Er hatte sich nur gescheut, sich das einzugestehen; und nun kam, wie so häufig, Isabella und lieh mit einem ihrer harten Aussprüche seinen schlimmsten Befürchtungen Worte. Sie hatte eine wahre Sucht, unangenehme Dinge zu sagen und verborgene Wunden aufzudecken. Am gleichen Tage sollte er noch einmal diese Erfahrung machen.

Er hatte angefangen, um seiner Frau die Zeit angenehm zu vertreiben und zugleich Isabella zu beschäftigen, des Abends vorzulesen, und zwar wählte er dazu gut geschriebene Bücher mit geschichtlichem oder biographischem Hintergrund, die ihn selbst angesprochen hatten. Am ersten Abend fand Valerie das recht gemütlich, am zweiten hörte sie zerstreut zu und gähnte häufig, und am dritten Abend erklärte sie, das Buch sei so langweilig, daß sie nächstens einschlafen werde. Er nahm ein anderes, das zu seinen Lieblingswerken gehörte, doch auch dieses fand keine

Gnade vor ihren Augen. Entmutigt schlug er das Buch zu und sagte betrübt:

„Es will mir wirklich gar nicht gelingen, Deinen Geschmack zu treffen.“

„Und das ist doch so leicht,“ entgegnete Isabella schnell. „Sie müssen nur allemal das wählen, was Ihnen nicht gefällt.“

Er hätte das Mädchen schlagen mögen, so erbitterte ihn diese unverschämte Antwort — und doch war wieder ein Körnchen Wahrheit darin. Er war überzeugt, daß mit Isabella der Geist des Unfriedens in sein Haus eingezogen sei. Ihre Gegenwart verbitterte ihm das Zusammensein mit Valerie; ihr kalter, harter Blick vergällte ihm jede Liebkosung seiner Frau, ja, es widerstand ihm, diese vor den Augen ihrer Tochter zu küssen. Valerie fand denn auch, daß er weit weniger liebenswürdig und zärtlich sei wie früher, und sie legte es mit ihren liebenswürdigsten Mienen und verführerischsten Toiletten darauf an, ihn aus seiner Gleichgiltigkeit aufzurütteln. Und wie gut gelang ihr das! Wie schnell konnte sie in einer einsamen Stunde allen Kummer, den Aerger über ihre Tochter, die Bitternis, die gegen sie selbst aufzukeimen begann, verscheuchen, — wenn sie es wollte. Und jetzt wollte sie noch.

Sie war im übrigen sehr zufrieden, die Gesellschaft ihrer Tochter zu haben. Ihr erzählte und klagte sie

alles, ihre Langeweile, ihre kleinen Enttäuschungen; und sie fuhr fort, heimlich mit ihr über Dinge und Personen zu lachen, die sie in Alberts Gegenwart nicht lächerlich machen durfte. Dabei nahm es mit Isabellens Studien trotz Schulwechsels einen recht schlechten Fortgang.

Einmal kamen sie dazu, wie das Mädchen gerade in blinder Wut ihre Bücher fortschleuderte.

„Ich kann nicht lernen, ich kann es nicht!“ knirschte sie dabei zwischen den Zähnen.

Albert hatte sich schon so oft über die mangelhaften Fortschritte geärgert, daß er ihr diesmal einen strengen Verweis erteilte.

„Diese Trägheit steht Dir wirklich recht schlecht an. In Deinem Alter dürfte man wohl ein Verständnis für die Notwendigkeit des Lernens voraussetzen.“

Sie schaute ihn aus ihren weit geöffneten Augen ganz seltsam an, verwundert und feindselig zugleich; aber sie erwiderte kein Wort, erst als ihre Mutter hinzufügte: „Du hast lange genug die Freiheit genossen und nichts gehabt als Vergnügen,“ da murmelte sie vor sich hin: „War das meine Schuld?“

In diesen Worten und im Ausdruck ihres Gesichtes lag etwas, das Albert doch stutzig machte. Vielleicht trug sie doch nicht die Schuld, und man hatte mit dem Unterricht in den Schulklassen auch

noch nicht das Richtige getroffen. Nach einer flüchtigen Rücksprache mit seiner Frau teilte er dem Mädchen mit, daß er ihr werde Privatstunden geben lassen. Sie war einverstanden.

„Einen Teil derselben übernehme ich selbst, weil ich augenblicklich etwas freie Zeit zur Verfügung habe," setzte er hinzu. Da schrie sie auf. Nun und nimmermehr werde sie Stunde bei ihm nehmen, nie, nie, nie! Es werde sich schon noch jemand finden, der für Geld und gute Worte einer so großen, dummen Schülerin Unterricht zu erteilen geneigt sei. Es fand sich auch wirklich bald jemand. Und obgleich sowohl Isabella selbst wie ihre Mutter anfangs alle möglichen Einwände machten, blieb Albert in dieser Frage fest, und Gabriele Berger übernahm den Unterricht. Lehrerin und Schülerin traten sich nicht gerade mit den freundschaftlichsten Gesinnungen gegenüber.

Gabriele sah in dem Mädchen bloß die verwöhnte Tochter ihrer hochmütigen Mutter, und Isabella belächelte mit dieser die pedantische Gouvernante. Aber merkwürdig schnell gelangten beide zu einem guten Einverständnis mit einander. Bei allem Unterschied der äußeren Lebensverhältnisse hatten ihre beiderseitigen Charaktere, herb und unzugänglich wie sie waren, doch viel Verwandtes, und es konnte nicht fehlen, daß die Berührungspunkte an den Tag traten. Die Hauptsache aber war, daß Frau Berger sofort

herausfühlte, was bisher niemand bemerkt hatte, nämlich daß Isabellas angebliche Unlust zum Lernen nichts anderes war, als Kummer und Scham über ihre Unwissenheit und die Unfähigkeit, mit den Mitschülerinnen gleichen Schritt zu halten. Oft genügte ein Wort der Erklärung, um tausend Schwierigkeiten zu heben, aber dieses eine Wort war bisher ungesprochen geblieben, weil man es als bekannt und selbstverständlich voraussetzte. So machte Isabella dank dem Mitgefühl und dem erzieherischen Takt ihrer Lehrerin ungemein rasche Fortschritte.

Zehntes Kapitel.

Philipp Orthmann war mit der Herausgabe eines großen Werkes beschäftigt, das die griechischen und römischen Theater und Amphitheater behandelte. Es sollte nicht nur eine wissenschaftliche Beschreibung, Abbildungen und genaue Messungen sämtlicher auf uns gekommener derartiger Bauwerke enthalten, sondern — soweit dies nach den vorhandenen Quellen möglich war — sowohl die Angabe ihrer Entstehungszeit, als auch eine Schilderung ihrer innern Einrichtung und der Spiele, die darin stattgefunden hatten, einschließen, um so zugleich einen kulturgeschichtlichen Beitrag zum Bilde jener Zeiten zu liefern. In Fachkreisen setzte man große Hoffnungen auf diese Arbeit, denn Philipp erfreute sich trotz seiner Jugend bereits eines gewissen Rufes. Seit Abgang von der Universität schon mit den Vorstudien beschäftigt, hatte er in den letzten Jahren Italien und Griechenland,

Kleinasien und Nordafrika, Spanien und das südliche Frankreich bereist und gedachte eben an die Ueberarbeitung des Materials zu gehen, als der Zufall ihn auf die Fährte einer nach unbekannten Handschrift des Sueton brachte, die wichtige Aufschlüsse über die Gebräuche und Sitten der römischen Kaiserzeit zu geben versprach und ihm daher von erheblichem Nutzen sein konnte. Die Handschrift war nachweislich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nebst einer Anzahl anderer Bücher aus dem Nachlasse eines berühmten Gelehrten der Bibliothek einer mitteldeutschen Stadt vermacht worden, und zwar derselben, in welcher Gesenius zur Zeit ihrer Begegnung als Gymnasiallehrer angestellt war. Letzteres kam Philipp plötzlich am Tage nach seiner Ankunft dort in den Sinn. Er war bis dahin vollauf von seinen Angelegenheiten in Anspruch genommen gewesen, indem er sich dem Direktor der Bibliothek vorgestellt, dessen Erlaubnis zu Nachforschungen erwirkt und auch bereits benützt hatte. Nun saß er abends allein im Gasthof — und wie zufällig fuhr ihm der Gedanke an Gesenius durch den Kopf. Ob der wohl noch hier war? Fünf volle Jahre waren seit den Tagen von Rom und Fiesole vergangen; und die beiden Männer hatten sich vollständig aus dem Gesicht verloren. Er ließ sich das Adreßbuch geben. Richtig. „Gesenius, Dr. phil. Oberlehrer.“ Es war auch noch dieselbe Wohnung an-

gegeben, nach der er ehemals seine Briefe adressirt hatte.

„Also sehen wir einmal nach, was der alte Knabe macht!“

Auf Philipps Klingeln öffnete Gesenius selbst. Er starrte den Besucher etwas verstört an und schien im ersten Augenblick nicht recht zu wissen, an welche Stelle in seinem Bekanntenkreise er ihn einreihen sollte, und doch glaubte Philipp, sich nicht bedeutend verändert zu haben. Etwas männlicher war er geworden, und die bescheidenen Anfänge des Schnurrbarts von ehemals hatten sich zu schönster Vollendung entwickelt. Gesenius hingegen hatte sichtlich gealtert. Die Gesichtszüge waren schärfer, die Stirn war nicht mehr so glatt, und um die Augenwinkel hatten sich leichte Furchen eingegraben. Er sah auch nicht mehr so heiter aus wie in Rom. Dort hatte er offenbar sein Feriengesicht zur Schau getragen, und jetzt war Schulzeit, Arbeitszeit.

„Du kennst mich wohl gar nicht mehr?“ fragte Philipp endlich, da Gesenius noch immer ratlos die Thürklinke in der Hand hielt.

War es der Ton seiner Stimme, war es das charakteristische Lächeln, das die Oberlippe in so eigentümlicher Art schürzte: jetzt wußte Albert plötzlich, wen er vor sich hatte.

„Natürlich!“ rief er erfreut. „Orthmann! Herz-

lich willkommen! Die Ueberraschung, Dich hier zu sehen, ist freilich groß. Was führt Dich denn in unsere unklassische Stadt?"

„Ganz klassische Gründe. Ich will Dir ein wenig ins Handwerk pfuschen," antwortete er.

„Mir? Das ist ja höchst interessant. Erzähle. Du — Du willst doch nicht etwa griechische Stunden geben?"

Philipp lachte.

„Nein, das will ich wirklich nicht. Konkurrenz ist ganz ausgeschlossen. Ich teile Dir auch sehr gern Näheres über meine Pläne mit, aber offen gestanden würde ich das lieber in der Stube thun als hier zwischen Thür und Angel."

Albert schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

„Verzeihe! Wie kann man so zerstreut sein! Meine Frau hat ganz recht, wenn sie mir verbietet, die Thüre selbst zu öffnen."

„Deine Frau! Du bist verheiratet?" rief Philipp erstaunt, während er dem Freunde in sein Studirzimmer folgte.

„Seit vier Jahren. Ich habe es Dir doch geschrieben."

„Den Brief habe ich nie erhalten; und so muß ich meinen Glückwunsch, über dessen Ausbleiben Du Dich seinerzeit gewiß verwundert hast, sehr post festum

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

anbringen. Ich gratulire Dir, Gesenius, gratulire Dir von Herzen, um so mehr," fügte er mit leichter Neckerei hinzu, „als ich wirklich einmal fürchtete, Du habest Dich ernstlich in die blonde Sirene oder Kirke oder — wie soll ich sie nennen? — vergafft. Ich meine die stolze Dame aus Fiesole mit dem galligen Mann und der angenehmen Tochter."

„Frau Stevens eben ist meine Frau," erwiderte Albert.

Philipp hatte die Ueberzeugung, daß er in diesem Augenblick ein außerordentlich dummes Gesicht mache.

„Ich bedaure herzlich," sprach er, nachdem er sich notdürftig gefaßt hatte, „eine so voreilige Aeußerung gethan zu haben, und bitte Dich, meine Unbedachtsamkeit zu verzeihen." Dabei streckte er Albert die Rechte hin, die dieser ergriff, ohne indes ihren warmen Druck zu erwidern. „Was ich gesagt habe, kann ich leider nicht ungesagt machen, doch Du weißt selbst, wie wenig ich Frau Stevens — Deine Frau — kenne, und daß meinen Worten keine Bedeutung beizumessen ist. Im Grunde genommen," setzte er mit einem Versuch, die fatale Sache ins Scherzhafte zu ziehen, hinzu, „darfst Du mir's gar nicht übelnehmen, wenn ich mir Frau Valerie als einfache Lehrersfrau nicht vorzustellen vermag. Aber die Liebe vollbringt Wunder, und es ist nun an Dir, mir das durch den Augenschein zu beweisen. Gestattest Du mir Unwürdigem,

daß ich Frau Doktor Gesenius meine Aufwartung mache?“

Albert zögerte.

„Gewiß — warum nicht?“ sagte er dann langsam.

„Du zürnst mir?“ fragte Philipp, dem bei der kühlen Zurückhaltung des Freundes unbehaglich zu Mute ward.

„Nein, wirklich nicht. Ich werde meiner Frau Deinen Besuch melden. Du bleibst doch noch länger hier, nicht wahr?“

Jetzt wurde Philipp stutzig. Es schien nicht sowohl, als ob Albert ihm zürne, sondern als ob er überhaupt einer Begegnung zwischen ihm und Valerie vorbeugen wolle.

„Das ist unbestimmt. Natürlich möchte ich nicht stören,“ antwortete er kühl.

„Sie leidet häufig an Kopfschmerzen. Ich darf ihr nicht zu viel zumuten,“ erklärte Albert unsicher.

„Wie Du denkst,“ erwiderte Philipp kurz und erhob sich, um sich zu empfehlen. Ehe er aber noch Zeit gehabt hatte, diesen Entschluß auszuführen, ward im Nebenzimmer das Rascheln eines Frauengewands hörbar, die nur angelehnte Thür ward aufgestoßen, und in derselben erschien groß, schlank, stolz, mit zornig blitzenden Augen ein junges Mädchen.

„Guten Tag, Herr Doktor,“ sagte sie mit hochmütigem Kopfnicken. „Mama würde untröstlich sein,

wenn sie hörte, daß Papa in übertriebener Sorge um ihre Gesundheit sie des Vergnügens beraubt hätte, Ihre Bekanntschaft zu erneuern."

Diese verbindlichen Worte wurden in einem so unverbindlichen, spöttischen Tone gesprochen, daß Philipp sich sofort darüber klar war, daß sie nichts weniger als eine Liebenswürdigkeit für ihn bedeuteten. Die junge Dame hatte offenbar das ganze Gespräch mit angehört und war mit dem Verhalten ihres Stiefvaters nicht einverstanden. Diese Anschauung wurde auch durch die merkwürdig verlegene Haltung Alberts bestätigt. Philipp selbst war so überrascht von der unerwarteten Erscheinung, daß er sie einen Augenblick wortlos anstaunte. Sie hatte sich, genau betrachtet, nur wenig verändert, dasselbe schmale Gesicht mit den dünnen Lippen und der feinen Nase, dieselben langgezogenen Züge, und doch hätte er sie ohne die Bestätigung aus ihrem eigenen Munde nicht wieder erkannt. Sie war in den paar Jahren ein fertiges Weib geworden, voll Temperament und Entschlossenheit. Wie gut ihr die Zornesröte stand und das stolze Leuchten der Augen.

„Vielleicht schenken Sie uns gleich heute abend die Ehre Ihrer Gesellschaft?" fuhr sie mit derselben spöttischen Höflichkeit fort, die ihre ersten Worte begleitet hatte.

Er verneigte sich stumm. Er konnte noch gar

nicht fassen, daß das eckige Kind von damals und die junge Dame, die ihm mit überlegenem Lächeln gegenüberstand, eine und dieselbe Person sei.

„Du vergißt, Isa," warf Gesenius ein, „daß heute abend Neumayers kommen. Bekannte meiner Frau," setzte er erläuternd zu Philipp hinzu.

Ein Schatten flog über ihr Gesicht. Sie hatte es thatsächlich vergessen; aber sie wollte nicht zurückgehen, schon um dieser letzten Bemerkung willen nicht.

„Nein," sagte sie. „Was schadet das?"

„Gerade Neumayers," wiederholte Albert halblaut.

„Was ist mit Neumayers?" fragte sie herausfordernd. „Glaubst Du, daß Doktor Orthmann sich für zu gut hält, mit Mamas Bekannten zusammen zu treffen?"

„Du scheinst mich durchaus nicht haben zu wollen, Gesenius," meinte Philipp lächelnd. „Vielleicht bin ich Ihnen nicht gut genug?"

„Dann hätte ich Sie nicht eingeladen," erwiderte Isabella kurz.

„Sehr richtig. Ich nehme also Ihre liebenswürdige Einladung — mit oder gegen den Willen Ihres Herrn Stiefvaters — mit Dank an. Einen Frack führe ich aber nicht bei mir."

„Sie bekommen auch kein Souper vorgesetzt." Damit verließ sie das Zimmer.

Philipp schaute ihr nach.

„Sie hat sich gewaltig verändert, Deine Fräulein Tochter,“ meinte er, und das Wort Tochter wollte ihm gar nicht über die Lippen. „Ich war ganz erstaunt, sie so erwachsen zu finden.“

„Bald neunzehn,“ sagte Albert.

„Ist's möglich! Ich hätte nicht gedacht, daß sie so hübsch werden würde.“

„Ist sie hübsch?“ fragte Albert sinnend.

Elftes Kapitel.

Philipp leistete der Einladung, die ihm auf so eigentümliche Weise zu teil geworden war, nicht ungern Folge. Er empfand eine gewisse Neugier, Frau Valerie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und es reizte ihn, einen näheren Einblick in die Verhältnisse des Hauses Gesenius zu thun. Er fand die Gesellschaft bereits vollzählig im Salon versammelt vor. Der ziemlich große, niedrige Raum wurde einzig und allein durch eine Riesenlampe, die auf einem hohen Bronzefuß in der Ecke des Zimmers stand, erleuchtet. Sie verbreitete, durch einen mächtigen, rosenroten Schirm gedämpft, ein poetisches Dämmerlicht, das, wie er sich später überzeugte, den meisten der anwesenden Personen in seiner Verschwommenheit sehr zum Vorteil gereichte. Am Anfang hielt es allerdings schwer, sich unter den schattenhaften Gestalten zurecht zu finden. Da war zunächst eine kleine, kurzhalsige

Dame mit rundem, wohl konservirtem Gesicht, die in würdevoller Haltung auf dem Diwan thronte. Ihr voller Busen war in knisternden schwarzen Atlas gezwängt, der unter dem dicken Kinn mit einer Diamantbrosche zusammengehalten wurde.

„Frau Neumayer,“ stellte Albert vor. Der Gemahl war kaum größer als sie und hatte außer einem sehr großen Diamantknopf in der Mitte der Chemisette nichts Bemerkenswertes an sich. Die beiden jungen Leute jedoch, die zur Seite Isabellas saßen, glaubte Philipp schon irgendwo gesehen zu haben. Sie waren einander nicht ähnlich und sahen doch eigentlich einer accurat wie der andere aus. Die nichtssagenden, blasirten Gesichter, die engbrüstigen Jaquets, die übermäßig langen Schnabelschuhe ohne Absätze, die zu kurzen Hosen von auffälligem Muster, und vor allem die großen Krawatten, die eine orangegelb, die andere kardinalrot; jetzt fiel es Philipp ein, wo er sie gesehen hatte: in den „Fliegenden Blättern“! Zwei Gigerl, wie sie leibten und lebten. Er begriff nun auch, warum Albert ihn und diese Familie für eine schlecht zusammenpassende Gesellschaft erachtet hatte. Isabella aber schien die Unterhaltung mit den jungen Herren recht wohl zu behagen. Sie hörte mit ungeteiltem Interesse zu, wie der eine derselben mit lauter, schnarrender Stimme erzählte, auf welch angenehme Weise er den gestrigen Sonntagnachmittag verbracht habe.

„Ich fuhr gegen fünf Uhr in die Société, unsere erste Gesellschaft, wissen Sie“ (das zur Orientirung für Philipp), „ließ meinen Wagen gleich warten“ (um zu zeigen, daß er eine eigene Equipage besitze), „spielte eine Stunde Skat, verlor zehn Mark“ (seine Mittel erlaubten ihm das!), „fuhr ins Theater in dings — dings — Cavalleria, hörte es zum sechstenmale“ (aha, auch Kunstkenner!). „Nach dem Theater fuhr ich in den Klub, aß zu Abend, spielte noch eine Stunde Whist —“

Philipp schenkte der weitern Erzählung keine Aufmerksamkeit mehr, sondern benützte die Zeit, diejenige genauer zu betrachten, die ihn von allen am meisten interessirte. Frau Valerie hatte sich wenig verändert. Ihr Haar strahlte noch immer im gelben Goldglanz. Wenn etwas daran erinnerte, daß sie inzwischen um fünf Jahre älter geworden, so war es wohl nur die zunehmende Fülle der runden, weichen Körperformen. Aber auch der Ausdruck in ihren Zügen war derselbe geblieben. Das Glück ihrer zweiten Ehe — wenn sie ein solches gefunden, schaltete Philipp vorsichtig ein — hatte den unzufriedenen, leidenden Zug um den Mund nicht wegzulöschen vermocht. Sie war sehr liebenswürdig zu Philipp und weit ungezwungener als ihr Gatte, der auch heute abend etwas Gedrücktes und Gereiztes zugleich hatte.

„Sie waren also überrascht, mich hier wieder zu

treffen, Herr Doktor?“ fragte sie. „Nun, wie finden Sie, daß ich in meine neue Umgebung passe?“

„Ich finde,“ erwiderte Philipp galanter als seine Gewohnheit war, „daß Sie Ihre eigene Umgebung mit sich gebracht und ihr den Stempel von Vornehmheit aufgedrückt haben, der Ihnen eigen ist, gnädige Frau.“

Valerie lächelte befriedigt. Isabella machte eine unwillige Bewegung. „Wie er sich über uns lustig macht!“ dachte sie. Sie hörte nicht, was ihre Mutter erwiderte, denn eben wandte sich Frau Neumayer an sie.

„Ehe ich's vergesse, liebes Fräulein. Sind Sie Sonnabend in acht Tagen frei? Mein Mann und ich wollten Sie bitten, mit uns in die Société zu gehen — unsere erste Gesellschaft.“

Philipp dankte mit einem Kopfnicken für die Auskunft, die ihm bereits zum zweitenmale zu teil wurde.

„Es findet ein kleiner Ball statt.“

„Ich danke,“ antwortete Isabella; „ich besuche alle Sonnabende die Vorträge im Lyceum.“

„So versäumen Sie einmal einen,“ bat der jüngere Neumayer, Edgar, der, im Gegenteil zu seinem Bruder, mit einem sanften und weichen Sprechorgan begabt war.

„Sie sind allzu pflichteifrig, liebes Kind,“ meinte Frau Neumayer, und Hugo fügte kreischend hinzu:

„Fräulein Stevens ist riesig gelehrt. Man möchte sich vor ihr fürchten, wenn sie nicht so liebenswürdig wäre.“

Philipps Verwunderung mochte sich wohl allzu deutlich auf seinem Gesichte malen, denn Isabella antwortete sofort:

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Neumayer, Doktor Orthmann glaubt weder das eine noch das andere von mir.“

„Sie hat sogar lateinisch gelernt,“ fuhr Edgar fort.

„Wie Sie daran Geschmack finden konnten, ist mir wirklich unfaßlich,“ schnarrte Hugo. „Unsereins ist froh, wenn er sein bißchen Latein glücklich vergessen hat.“

„Die Mühe wird nicht groß gewesen sein,“ dachten im gleichen Augenblick Isabella und Gesenius, und ihre Blicke trafen sich.

„Mit diesen alten Sprachen werden die jungen Leute recht zwecklos gequält,“ ließ sich Frau Neumayer vernehmen. „Sie entschuldigen, Herr Oberlehrer. Es gibt natürlich noch immer viele, die derselben zu ihrem Broterwerb bedürfen. Bei unseren Söhnen ist das natürlich nicht der Fall.“

„Wir müssen tüchtig englisch und französisch lernen. Diese Sprachen braucht man tagtäglich im Geschäft und in der Gesellschaft, während lateinisch —“

„Ja, es ist wirklich recht selten, daß man solch einen alten Lateiner in Gesellschaft trifft,“ bemerkte trocken Orthmann.

„Hahaha, sehr gut!“ lachte Hugo laut. „Sie sind also meiner Meinung, besonders das Englische —“

„Wir sind ganz von unserem Gegenstand abgekommen,“ begann inzwischen Frau Neumayer wieder. „Reden Sie doch Ihrer Tochter zu, Valerie. Junge Mädchen sollen sich amüsiren.“

„Wem sagen Sie das, Erna? Ich habe das größte Mitleid mit dem armen Kinde, das hier in unserer Einsamkeit ohne Freundinnen und Bekannte wahrlich eine traurige Jugend verbringt!“

„Sie leben so ungesellig?“ fragte Philipp erstaunt. „Habt ihr denn nicht Verkehr mit Deinen Kollegen, Gesenius? Im Gymnasium pflegt man doch sonst zusammen zu halten?“

„Die Leute passen leider nicht zu unserer Valerie, die gewohnt war, in der großen Welt zu leben,“ lispelte Frau Neumayer und schloß die Augen, was sie immer that, wenn sie etwas Bedeutsames sagte. „Es mögen brave, liebe Menschen sein, aber ohne alle Manieren. Sie nehmen mir das nicht übel, Herr Oberlehrer? Da ist zum Beispiel der große Rothaarige, Ihr Protégé, Bella —“

„Doktor Berger.“

„Er ist wirklich unmöglich in Gesellschaft.“

„Meine Kollegen sagen meiner Frau nicht zu," erklärte Albert kurz.

„Und ich ihnen nicht," ergänzte Valerie.

„Wir wollen dahingestellt sein lassen, wer in den meisten Fällen die Schuld trug," schnitt Albert weitere Erörterungen ab. „Entscheidet euch lieber, ob ihr die freundliche Einladung der Frau Neumayer annehmen wollt oder nicht."

„Wir? Es handelt sich bloß um Bella."

„Wir würden uns selbstverständlich glücklich schätzen, wenn Sie Ihr Fräulein Tochter begleiteten, gnädige Frau," nahm höflich Herr Neumayer das Wort, zum erstenmal an diesem Abend.

„Ich? O, ich könnte gar nicht daran denken," antwortete Frau Valerie mit jener resignirten Miene, die Philipp von früher her an ihr kannte.

„Und warum denn nicht, liebe Valerie?"

„Tausend Gründe. Erstens kann ich das Kind nicht allein lassen."

„Ihr habt Familie?" fragte Philipp.

„Einen kleinen Knaben von drei Jahren. Ich wüßte nicht, warum Du ihn nicht Sonnabend ebenso gut dem Stubenmädchen überlassen könntest wie die anderen Abende," bemerkte Albert unfreundlich.

„Und dann mein Mann," fuhr sie, die Zwischenrede überhörend, fort. „Auch habe ich keine Toilette."

„Keine Toilette!" rief Albert. „Du hast, wenn

ich nicht irre, fünf oder sechs seidene Kleider im Schranke hängen."

„Da irrst Du eben," bemerkte sie, auch ihrerseits etwas scharf. „Sprechen wir nicht mehr davon, liebe Erna. Ich möchte euch nicht die Schande anthun, in einer Robe aus der Zeit meines seligen Mannes zu erscheinen — wenn sie auch in Paris gemacht ist." Der letzte Satz wurde von einem Seufzer begleitet.

„Wie Du willst," sagte Albert achselzuckend. „Das rote Kleid mit dem Perlenbesatz wenigstens ist ganz neu."

Frau Valerie ließ verächtlich die Mundwinkel fallen.

„Ja das. Es ist gründlich verpfuscht. Wie immer, wenn man sparen will. Zweihundert Mark fix und fertig. Natürlich sitzt es nicht. Ich gebe gar nichts auf Toilette. Aber ein Kleid, das nicht sitzt, kann ich nicht anziehen. Doch lassen wir das, schon mit Rücksicht auf die Herren. Ihnen, Herr Doktor, müssen solche Gespräche vollends befremdend sein," wandte sie sich verbindlich an Philipp. „Haben Sie die letzten Jahre noch immer auf Reisen zugebracht?"

„Doktor Orthmann ist nämlich Archäolog," erklärte Gesenius.

„Ah," machte Frau Neumayer etwas unsicher, und:

„Altertümer, wissen Sie," fügte Valerie hinzu.

„So, so," nickte Herr Neumayer, und Hugo erhob seine krähende Stimme und fragte gönnerhaft:

„Was haben Sie denn da eigentlich zu thun?"

„Lauter unnütze Dinge, Herr Neumayer," erwiderte Philipp mit dem überhebenden Lächeln, das Isabella so sehr an ihm haßte.

„Das ist mir auch immer so vorgekommen," sagte sie laut. „Ein Archäolog erscheint mir wie ein Rentier mit wissenschaftlichem Hintergrunde."

„Sehr schmeichelhaft!" Philipp verneigte sich dankend. „Nur daß zu einem Rentier Renten gehören und die meinen leider sehr spärlicher Natur sind. Also würden Sie in meinem Falle vielleicht besser thun, zu sagen: ein Vagabund mit wissenschaftlichem Hintergrund."

Die Herren lachten. Frau Neumayer nahm eine würdevolle Miene an, um zu zeigen, daß derartige Scherze nicht nach ihrem Geschmacke seien, und Isabella sagte ziemlich schroff:

„Das müssen Sie selbst am besten wissen."

Philipp schlug mit komischem Pathos die Augen gen Himmel auf.

„Ob ich es weiß! Ich war mir schon immer klar darüber, daß es viel nützlichere Beschäftigungen auf der Welt gäbe als die meine, zum Beispiel Brot zu backen und Schuhe anzufertigen. Und doch konnte ich mich nicht entschließen, das eine oder das andere zum Beruf zu erwählen."

Philipp war selbst erstaunt über den tiefgehenden

Eindruck, den seine etwas selbstgefälligen, aber doch harmlosen Worte hervorbrachten, und den Frau Valerie durch einen plötzlichen Aufbruch zum Abendbrot zu bemänteln suchte. Es fiel ihm vor allen Dingen auf, daß bei dem Worte „Schuhe anfertigen“ Frau Neumayer die Augen verächtlich geschlossen und den Kopf so hoch erhoben hatte, als es ihr kurzer Hals gestattete.

„Das hättest Du nicht sagen sollen,“ flüsterte ihm Gesenius später zu. „Frau Neumayers Vater war Schuhmacher oder vielmehr Schuhwarenfabrikant, wie er sich später nannte, und sie hört das Wort Schuhe nicht gern.“

„Es thut mir wirklich leid, die Dame unabsichtlich gekränkt zu haben,“ meinte Philipp; „aber wer konnte das ahnen bei so viel Manieren!“

Bei Tisch fristete sich die Unterhaltung etwas mühsam hin. Das Brüderpaar Neumayer wetteiferte, Philipp die Adressen sämtlicher fashionablen Restaurants der Stadt zu geben, für die er sich gar nicht interessirte; und er gähnte laut, als sich endlich in der zwölften Stunde die Thür hinter ihm geschlossen hatte. Er war zu müde, um sich noch Gedanken zu machen über die Leute, mit denen er den Abend verbracht hatte: es lohnte sich auch nicht der Mühe. Wie flach und oberflächlich sie waren! Isas schroffe, abweisende Art hätte vielleicht einen gewissen pikanten Reiz für ihn gehabt. Aber es mochte wohl nicht gar

viel an ihrer gerühmten Bildung und Strebsamkeit sein, sonst hätte sie kaum solches Gefallen an dem seichten Brüderpaar gefunden. Der einzige, mit dem er sich gern unterhalten hätte, sein Freund, war schweigsam und unzugänglich gewesen. Wie die Schicksale doch den Menschen umformen! Oder wie thöricht der Mensch sein Schicksal formt!

Zwölftes Kapitel.

Philipps Urteil über die Familie Gesenius änderte sich nicht wesentlich, als er derselben näher trat. Valerie war immer schön und auch fast immer liebenswürdig zu ihm. Allein ihre Schönheit blendete ihn nicht, und ihrer Liebenswürdigkeit mangelte die Wärme und Innerlichkeit, sie mutete ihn manchmal eher wie leichte Koketterie an. Albert hatte mit der Zeit einen freundschaftlicheren Ton angeschlagen, er war auch heiterer und nahm großen Anteil an Philipps Nachforschungen, so daß dieser ihm täglich von dem Stand der Dinge Bericht erstattete. Meist war nicht viel Erfreuliches zu melden, und Hoffnungen und Enttäuschungen wechselten beständig. Gesenius, der die Sache erst mit wahrer Philologenbegeisterung ergriffen hatte, fing an, den Mut sinken zu lassen.

„Ich würde es aufgeben, Orthmann," riet er.

„Da kannst Du tage- und wochenlang suchen und findest schließlich doch nichts, oder wenn es gut geht, eine unbekannte Abschrift eines bekannten Werkes. Wenn Deine Zeit wirklich so knapp bemessen ist, wie Du sagst, so gib es auf.“

Philipp nickte nachdenklich.

„Ich bin an einen bestimmten Termin gebunden und habe mich ausdrücklich der Verlagsbuchhandlung gegenüber verpflichtet, bis Ostern die erste Lieferung meines Werkes fertig zu stellen, und doch will es mir nicht in den Kopf, daß ich auf eine voraussichtlich so wichtige Quelle verzichten soll.“ Eines Abends kam er ganz erfreut zu Albert. „Meine Aktien steigen!“ rief er ihm schon von weitem zu. „Heute habe ich es schwarz auf weiß verzeichnet gefunden, daß im Jahre siebenzehnhundertundzweiundfünfzig der Nachlaß des Professors Textor der hiesigen Sammlung einverleibt worden ist. In demselben ist auch ein Werk des Suetonius, allerdings ohne Angabe seines Inhalts, aufgeführt.“

„Bravo!“ rief Albert.

„Und das ist noch nicht alles. Ich habe zwei andere Bücher aus dem gleichen Nachlasse thatsächlich vorgefunden.“

„Bravo, bravo!“ rief Albert noch einmal. „Allerdings,“ fügte er bedächtig hinzu, „dürfen wir nicht vergessen, daß seit siebenzehnhundertundzweiundfünfzig

eine lange Zeit verflossen ist, daß Krieg und Revolution über unsere Stadt hingegangen sind —“

„Daß ein Flügel der Bibliothek im Jahre achtzehnhundert so und so viel durch eine Feuersbrunst eingeäschert worden ist und so weiter und so weiter. Ich weiß es, ich weiß das alles, und doch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Ich zögere sogar, jetzt an meinem Werke weiter zu arbeiten, denn Du kannst Dir vorstellen, welche Fülle neuer Gesichtspunkte sich mir eventuell erschließen könnte.“

„Würdest Du mir nicht einmal Näheres über Dein Werk mitteilen?“ fragte Albert.

„Mit dem größten Vergnügen!“ rief der junge Archäologe eifrig. „Sobald Du Zeit hast, mir zuzuhören.“

„Immer; gleich heute abend, wenn Du willst. Wir essen zusammen Abendbrot und sind ganz ungestört, denn meine Frau geht mit Isa auf den Ball.“

„Und Du begleitest sie nicht?“

„Wozu? Sie sind gut aufgehoben im Schoße der Familie Neumayer, und mir sind Bälle ein Greuel.“

„Deine Frau wollte doch nicht mitgehen.“

Albert lächelte ironisch.

„Einleitung zur Toilettenfrage, weiter nichts. Da kommen sie eben ins Wohnzimmer. Willst Du die Damen einmal in ihrem Glanze sehen? Man darf doch eintreten?“ Dabei schob er auch schon die Thüre auf.

Philipp bemerkte, daß Alberts Augen flüchtig aufleuchteten, als er seine schöne Frau erblickte. Sie war eine wahrhaft königliche Erscheinung in ihrer langen Schleppe, im Schmuck ihres wunderbaren Blondhaars, in dem, wie Tautropfen verstreut, einzelne Brillanten funkelten. Sie schien aber nicht sonderlich zufrieden, etwas angegriffen, etwas mißgelaunt, wie es schöne Frauen zuweilen nach den Anstrengungen einer komplizirten Toilette sind.

„Hör doch endlich auf,“ rief sie ungeduldig dem Stubenmädchen zu, das sie in einem Uebermaß von Diensteifer beständig mit einer brennenden Kerze in der Hand umkreiste, „Du wirst mich noch mit Stearin betropfen. Es ist ein wahres Elend, wenn man keine eingerichtete Kammerzofe hat und alles selbst besorgen muß.“ Dazu ein tiefer Seufzer. „Weißt Du noch, Bella, wie gut die Malvine das verstand? Sie war eine Perle! Und wie schön sie frisirte!“

Das junge Mädchen antwortete nicht und zuckte nur stumm mit den Achseln. Sie sah weder geärgert noch freudig erregt aus. Ihr Gesicht zeigte den gewöhnlichen gleichmütigen Ausdruck. Sie trug ein Kleid aus schwerer mattrosa Seide, mit dicken Ranken von Heckenrosen besetzt. Es war sehr einfach gemacht, und ihre schmale, mädchenhafte Erscheinung verschwand ganz neben der glänzenderen ihrer Mutter. Valerie war sich dessen selbst bewußt, und sie war nicht zufrieden

damit. Sie war überzeugt, daß Bella vorteilhafter aussehen könne; nur wußte sie nicht, woran es eigentlich fehle, und daß ein einziger Strahl jugendfroher Heiterkeit dem Gesichte die Frische und Anmut geben würde, die ihm mangelte.

„Sie haben sich also doch noch entschlossen, den Ball zu besuchen, Fräulein Stevens, trotz der Lyceumsvorträge?“ fragte Philipp.

„Wie Sie sehen. Man muß nicht zu pedantisch sein,“ erwiderte sie unfreundlich.

„Sehr richtig. In Ihrem Alter sollte man überhaupt bloß an das Vergnügen denken.“ Und nun schloß er ein Kompliment über das schöne Aussehen der Damen daran, das dank seiner Ungeübtheit etwas plump und ungeschickt herauskam.

Valerie lächelte ein wenig; Isabella aber sagte barsch:

„Sie halten mich hoffentlich nicht für so dumm, derartige Redensarten für bare Münze zu nehmen?“

Philipp hatte seine Bemerkung, wenn auch nicht ganz aufrichtig, soweit sie Isa betraf, aber doch ganz gut gemeint. Ihre Schroffheit jedoch reizte ihn, und er entgegnete malitiös:

„Gnädiges Fräulein, schon Schopenhauer sagt, daß die Höflichkeit eine Scheidemünze sei, deren Unechtheit ein jeder kenne, der Geber und der Empfänger.“

Sie stampfte mit dem Fuße.

„Ich wünsche aber nicht, Scheidemünzen zu sammeln!“

„Dem werden Sie heute abend schwerlich entgehen können.“

„So verzichte ich wenigstens auf Ihren Beitrag.“

Er verneigte sich stumm, und sie rauschte mit hochmütigem Kopfnicken zum Zimmer hinaus. Valerie hatte sich inzwischen in einen goldgestickten Umhang hüllen lassen. Sie seufzte ein paarmal und jammerte, wie schwer es sie ankomme, unter lauter fremde Menschen zu gehen, sie sei der Geselligkeit in den letzten Jahren so vollständig entwöhnt worden, früher freilich! — aber einer erwachsenen Tochter gegenüber habe man Verpflichtungen!

Isabella, schon in der Thüre stehend, drehte sich um.

„Wenn es Dir ein Opfer ist, zu gehen, Mama, so bleiben wir.“

Man könne jetzt nicht mehr zurücktreten, meinte Valerie, und nahm ihre Märtyrermiene an.

Isa zuckte mit den Achseln.

„Erst hast Du mir tagelang zugeredet, daß ich wirklich meinte, es geschähe Dir ein Gefallen.“

Noch ein tiefer Seufzer und Valerie war verschwunden.

Albert atmete ebenfalls tief auf.

„Nun wollen wir's uns gemütlich machen,“ sagte er. „Wir gehen doch in meine Stube?“

Er ließ das Abendbrot dahin kommen, und da, während sich die Damen im Ballsaal im Tanze drehten, wurden in dem stillen Gemache bei dem Scheine der Petroleumlampe die Schatten der alten Griechen und Römer wieder lebendig. Die Arenen bauten sich wieder auf, die großen, mächtigen Theater mit ihren höher und höher aufsteigenden, marmorbekleideten Sitzen, die von köstlichen Purpurdecken überhangen sind. Eine hohe Fontäne in der Mitte der Bühne sprüht Erfrischung und Wohlgerüche; goldglänzende Pflanzen umschlingen sie mit ihren phantastisch geformten Blättern. Und nun nahen sie alle, die die Kunde von dem Schauspiel herbeigelockt hat, die Senatoren in ihrer Amtstracht, die Priester im Ornat, die keuschen Vestalinnen; sie nehmen auf der untersten Reihe Platz, recht nahe dem Schauspiel, damit ihnen nicht das geringste entgehe. Mitten unter ihnen, in der prächtigsten Loge, der Kaiser mit seinem Gefolge, prunkvoll und majestätisch, wie ein zur Erde herabgestiegener Sohn der Götter, die Kaiserin in üppiger Schönheit; fremde Fürsten in den Trachten ihrer Länder; Vasallen Roms; und hinter ihnen auf den höheren Sitzen Tausende römischer Bürger im Festgewande, der weißen Toga, das Haupt mit grünem Kranze umflochten; noch entfernter die Frauen; und in den höchsten Rängen, nicht festlich geschmückt, im Werkeltagsgewand, die Plebs, das nie-

dere Volk, das nichts besitzt, das nichts sein nennt von dem überschwenglichen Reichtum, der ringsum ausgebreitet ist, und für das doch genug abfällt von dem, was es allein begehrt: panem et circenses. Wir sind in Rom. Es sind nicht die erhabenen Tragödien, wie sie einst Hellas begeisterten, die uns hier geboten werden. Eine Pantomime mit einem schönen Tänzer, für den die ganze vornehme Frauenwelt schwärmt, Gladiatorenkämpfe, Tiergefechte, Löwen aus Afrika oder Bären aus Germanien, Panther und Tiger. Es sind keine Scheinkämpfe, es geht auf Leben und Tod; ob es sich um Kriegsgefangene oder Sklaven, um Verurteilte handelt oder um solche, die freiwillig den furchtbaren Eid der Gladiatoren geschworen haben. Und wenn einer der Kämpfenden tödlich verwundet hinweggetragen wird oder, von seinem Gegner besiegt, es stolzen Mutes verschmäht, mit erhobenem Finger die Zuschauer um Gnade zu bitten, dann jubelt das Volk, und die Frauen wenden nicht die Augen weg von dem grausigen Spiele, sondern sehen ruhigen Blickes das rote Blut durch die Rinnen der Arena rieseln; und die Dichter loben begeistert den guten Kaiser oder den großmütigen Prätor, der freigebig dem Volke solchen Hochgenuß verschafft. Die helle Sonne des Südens strahlt durch das bunte Zeltdach auf die erregte Menge, und ringsum blüht die Natur in überquellender Fülle und Schönheit.

„Ach, Gesenius, die Aussicht, die man von diesen Theatern hat, ist meist wunderbar schön! Die Alten, sagt man, seien unempfänglich für die Reize der Natur gewesen, und aus ihren Dichtungen muß man notgedrungen zu diesem Schlusse gelangen. Aber doch haben sie mit echt künstlerischem Verständnis ihre Bauwerke der landschaftlichen Umgebung angepaßt. Du warst seinerzeit schon entzückt von Fiesole, und das ist nichts, gar nichts gegen so viele andere, die sizilischen zum Beispiel."

Und nun begann er eines oder das andere jener Theater eingehender zu beschreiben, nicht bloß die kahlen Mauerreste, die sich jetzt da vorfinden, sondern so, wie sie in den Zeiten des Glanzes gewesen waren, und die Spiele, die den Quellen nach gerade in diesem oder jenem stattgefunden hatten. Es waren ganze Kapitel aus Philipps Buch, die der andere zu hören bekam, und wie gerne lauschte er ihnen. Der junge Archäolog war völlig von seinem Studium eingenommen. In Wort und Bild wollte er das klassische Altertum wieder aufleben lassen, so wie es vor seinem innern Auge stand. Dieses Aufgehen in dem Gegenstand, in der Zeit, deren Erforschung er sich zum Berufe gemacht, hatte ihm natürlich eine gewisse Einseitigkeit gegeben. Vielen Interessen, die den Menschen von heute mit Recht näher liegen, stand er kalt und fremd, ja bisweilen ablehnend gegenüber. Dazu hatten

die vielen Reisen, die er, auf sich allein angewiesen, unter erschwerenden Umständen zu machen gezwungen war, die Anerkennung, die er bei seinen Fachgenossen fand, ihm eine gewisse Festigkeit und Sicherheit im Auftreten gegeben, die bisweilen an Selbstüberschätzung streifte und ihm jedenfalls von Menschen, die für seinen Beruf und seine Fähigkeiten kein Verständnis besaßen, stets dafür ausgelegt wurde. Albert Gesenius war ihm von Anfang an mit vieler Sympathie entgegengetreten, die ganze Art ihrer Bekanntschaft hatte gleich einen freien Ton in ihren Verkehr gebracht. Allerdings hatten die Jahre der Trennung die beiden Männer einander merklich entfremdet, und sie würden selbst ohne den erkältenden Zwischenfall Zeit gebraucht haben, unter den neuen Verhältnissen in der alten Weise zu verkehren. Ein paar Stunden ungestörten Zusammenseins, ein Wiederbegegnen auf geistigem Gebiet vollbrachte mit Blitzesschnelle, was noch vor kurzem unmöglich geschienen hatte. Mit warmer Teilnahme, der etwas von wehmütiger Resignation beigemischt war, folgte Albert den Ausführungen des jüngeren Genossen. Er empfand gleich wie Philipp; er hatte ursprünglich ähnliche Ziele gehabt, und nur durch äußere Umstände war er genötigt worden, das, was Philipp als Ergebnis seiner Forschung, als Goldbarren heimbrachte, in zahllosen kleinen Goldkörnchen und Goldstäubchen zersplittert auszugeben. Aber diese

edlen Atome waren nicht zwecklos vergeudet. Sein Forschungstrieb, gepaart mit Begeisterung und Wärme, hatten Albert zu einem hervorragenden Lehrer gemacht. Er klammerte sich nicht pedantisch an tote Buchstaben, um dadurch dem Zögling die Stunden, die zu einer Quelle geistiger Erfrischung, einem Ausflug in das Land des Ideals werden sollen, zu einem verhaßten Martyrium, einer toten Wortklauberei zu machen. Ein Strahl von dem Glanze reiner Schönheit und sonnigen Frohsinns, der auf Hellas ruht, fiel in die graue Schulstube, wenn Albert Gesenius auf dem Katheder stand und die gewaltigen Epen Homers erklärte, oder wenn er mit seinen Schülern die Oden Horaz', des lebenslustigen Römers, besprach. Da lasen sie nicht nur Worte und Verse; durch eine kurze Schilderung versetzte er seine Zuhörer in die Umgebung, aus der heraus solche Poesie erst zu verstehen ist.

Natürlich war er immer der Gebende. Darum that es ihm so wohl, seinem Freunde gegenüber der Empfangende zu sein und neue Anregungen in sich aufzunehmen. Er wurde nicht müde, zuzuhören, sowie Philipp nicht müde wurde, zu erzählen; und so achteten sie, ungestört in dem stillen Hause, nicht darauf, daß Stunde um Stunde verrann. Plötzlich ward es im Vorzimmer laut. Albert sprang auf.

„Wie, ihr seid schon wieder da?“ rief er erstaunt.

Valerie und Isa, in ihre langen Ballmäntel gehüllt, standen vor ihm.

„Schon? Es ist bald drei Uhr.“

„Und Du bist noch auf?“ meinte Frau Valerie gähnend.

„Die Zeit ist so schnell vergangen; wir waren so in unser Gespräch vertieft,“ erklärte Albert.

„Wir? Ist denn der Doktor Orthmann auch noch da?“

Dieser trat soeben ins Wohnzimmer, um sich zu verabschieden, ganz unbefangen; es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er sich eigentlich bei Frau Gesenius wegen dieser nächtlichen Einquartierung entschuldigen müsse.

„Was haben Sie denn so lange zusammen getrieben?“ fragte Isa.

„Das kommt Ihnen wohl recht erstaunlich vor,“ meinte Philipp. „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, während Sie mit den vielen Herren, die Sie ohne Zweifel umdrängt haben, fröhlich plauderten und sich — von was denn eigentlich? — unterhielten, haben wir die alten Römer zu ihren Festen begleitet und sie bei ihren Spielen belauscht.“

„Da werden Sie offenbar nicht viel Interessanteres gehört haben als ich; denn ich vermute, daß unsere Feste ebenso geistreich sind wie die der alten Römer, nur weniger blutig. Und ich freue mich schon bei

dem Gedanken, daß in zweitausend Jahren vielleicht ein paar gelehrte Männer sich ebenfalls darüber den Kopf zerbrechen werden, wie wir heute abend getanzt und was wir heute abend gesprochen haben.“

Ehe Philipp etwas erwidern konnte, war das junge Mädchen verschwunden. Es war auch ganz gut so, denn im Grunde genommen hätte er für den Augenblick gar nichts zu erwidern gewußt.

Dreizehntes Kapitel.

„Wie hat es euch denn gestern gefallen?" fragte Albert am nächsten Tage seine Frau und seine Tochter.

„Wenn man nicht so fremd wäre!" seufzte Valerie, die abgespannt und ermüdet auf einer Chaiselongue ruhte, mit Duldermiene; und „Gar nicht," antwortete Isa kurz.

„Das thut mir sehr leid," meinte er mit höflichem Bedauern. „Ich hatte erwartet, daß ihr euch recht gut unterhalten würdet."

„Warum?" fragte Isa geradezu.

Warum? Das mußte sie doch besser wissen als er. Albert konnte sich natürlich nicht recht vorstellen, wie man sich auf Bällen amüsire, aber so viel er davon gehört hatte, thaten das die jungen Mädchen alle.

„Du warst doch immer engagirt," sagte Valerie languissante. Sie hatte den ganzen Abend neben Frau Erna auf dem Sofa gesessen und zugesehen.

„Ja, die jungen Neumayers waren sehr liebenswürdig und stellten mir alle ihre Freunde vor, lauter Edgars und Hugos, einige etwas größer wie sie selbst, einige etwas schöner, einer nach Patchouli duftend und einer nach Haaröl; alle machten die gleichen Komplimente und alle fragten die gleichen Fragen, und alle lächelten gleich dumm, wenn ich einmal eine andere Antwort gab, als sie erwartet hatten. Und ich finde, an zwei solchen Exemplaren hat man gerade genug; warum auf den Ball gehen, um ein Dutzend davon zu sehen?"

So lautete das Urteil, das Isa über den Sociétéball abgab. Das Urteil ihrer Tänzer über sie fiel nicht viel günstiger aus. Die eleganten Freunde der jungen Herren Neumayer fanden die Flamme der beiden Brüder sehr unbedeutend und wenig angenehm.

„Man muß sie eben näher kennen," meinte Hugo, den seine Mutter unablässig von dem großen Vermögen des verstorbenen Herrn Stevens unterhielt. Im stillen ärgerte er sich selbst über den ungünstigen Eindruck, den Isabella im Ballsaale gemacht hatte.

Es ließ sich nicht leugnen, daß der Sociétéball für alle Teile eine Enttäuschung gewesen war. Frau Valerie hatte natürlich auch dort nicht verfehlt, Aufsehen zu erregen, wie überall, wo sie sich zeigte. Alle Blicke lenkten sich auf sie, als sie wie eine Fürstin durch den Saal rauschte. Man schaute ihr nach, man

flüsterte, man fragte, wer sie sei. Ganz unbekannt; man wußte es nicht. Wohl hatte sie der eine oder der andere schon auf der Straße gesehen, doch ohne ihren Namen zu kennen; gewiß eine Fremde. Um so interessanter. Schließlich fand sich ein Besserunterrichteter.

„Es ist eine Lehrersfrau."

Allgemeine Enttäuschung.

„Von hier?"

„Ja."

„Auch das noch! Und der Mann?"

„Am Gymnasium."

„Wo ist er denn?"

„Nicht mit hier."

„Hm!" (Mit einer ausgesprochenen Mißbilligung.)

„Mit wem ist sie denn gekommen?"

„Mit Neumayers. Haben Sie denn nicht den kleinen Neumayer ihr zur Seite stolziren sehen?" (Seinen Arm hatte sie aus ästhetischen Gründen abgelehnt.)

„Mit Neumayers? So — so —" (Sehr gedehnt.)

Damit war die schöne, auffallende Frau abgethan. Die Tochter hatte man überhaupt nicht bemerkt.

Mit Neumayers! Die Familie war in der Société nur ungern gesehen. Man wußte selbst nicht recht, wer sie da hereingebracht hatte, da eigentlich alles gegen sie eingenommen war. Der Vater war ein

harmloser Mensch und immerhin als Kaufmann von einer gewissen Bedeutung. Wenn man gerecht sein wollte, durfte man ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er es verstanden hatte, sich aus kleinen Anfängen durch eigene Kraft herauf zu arbeiten. Die Frau war schon unangenehmer mit ihrer gemachten Vornehmheit. Aber nun gar die Söhne! die weiter kein Verdienst hatten als das, sich in ein im besten Gange befindliches Geschäft hineingesetzt zu haben, und die es so vorzüglich verstanden, sich mit ihren lauten Protzenmanieren überall unausstehlich zu machen. Ihr Kreis war darum, wenn sie auch in der Société, „unserer ersten Gesellschaft", verkehrten, ein äußerst beschränkter geblieben, und so kam es, daß Isabella aus der großen Anzahl von Herren, die sich da im Tanze drehten oder an den Wänden herumstanden, nichts als Edgars und Hugos kennen lernte.

Als sich dann später die Kunde von dem großen Reichtum des jungen Mädchens in den Herrenreihen weitersprach, war es zu spät, und mancher, der blasirt über das unscheinbare, mißlaunige Gesichtchen hinweggesehen hatte, bereute nachträglich, die Gelegenheit zur Bekanntschaft mit einem so exquisiten Goldfischchen ungenützt vorübergelassen zu haben.

Vierzehntes Kapitel.

Schmutzig und bestaubt kroch Philipp Orthmann aus einem verborgenen Winkel der Bibliothek.

„Gefunden, um es sogleich wieder zu verlieren," sagte er zu dem jungen Hilfsarbeiter, der seine Nachforschungen mit besonderer Teilnahme unterstützt hatte. „Ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen. Leider habe ich es jetzt schwarz auf weiß, daß alles umsonst ist. Existirt hat das Manuskript. Es ist siebenzehnhundertundzweiundfünfzig eingetragen und noch siebenzehnhundertundsechsundneunzig als vorhanden aufgeführt worden. Aber hier, sehen Sie, Revision vom Jahre achtzehnhundertundsiebenzehn ein Fragezeichen beim Suetonius, wie bei so vielen anderen, im nächsten Katalog mit der Bemerkung ‚fehlt' versehen, und in den späteren überhaupt nicht mehr erwähnt."

„Ich bedaure sehr, Herr Doktor," antwortete der junge Mann. „Der Fund würde uns alle mit großer

Genugthuung erfüllt haben. Kann ich Ihnen sonst noch mit irgend etwas dienen?"

„Ich wüßte nicht womit," meinte Philipp mit resignirtem Lächeln, „ausgenommen — Sie hätten etwa eine Kleiderbürste. In dieser zivilisirten Stadt möchte ich mich nicht gern mit dem Staub der Jahrhunderte auf der Straße zeigen, und ich gedenke noch einen Abschiedsbesuch zu machen."

„Sie wollen schon abreisen?"

„So schnell als möglich. Ich habe bereits mehr Zeit verloren, als ich verantworten kann."

Der erwähnte Besuch galt Albert. Der Herr Oberlehrer sei allein zu Hause, sagte das Dienstmädchen, während sie Philipp in das Studirzimmer geleitete, aus dem seltsamerweise Gelächter und fröhliches Sprechen erschallte. Wie sich die Thür öffnete, sah Philipp staunend ein ganz unerwartetes Bild vor sich. Albert lief wie toll im Zimmer herum, auf seinen Schultern saß ein entzückendes Kind mit langen, hellblonden, seidenglänzenden Locken — Alberts Kind. Es fiel ihm ein, daß er es noch gar nie gesehen hatte. Wie die meisten jungen Männer, interessirte er sich nicht für Kinder, und weder Gesenius noch Valerie hatten in sonst üblicher Elternverblendung vorausgesetzt, daß er es thue. Bei seinem Eintritt wurde Albert sichtlich verlegen.

„Meine Frau ist ausgegangen," sagte er ent-

schuldigend, „und da habe ich mir Harry ein wenig hereingeholt."

„Laß Dich nicht stören. Wie heißt sie?"

Albert lachte.

„Sie? Es ist ein Knabe. Harry."

„So, englisch?"

„Auf Wunsch meiner Frau. Komm, Harry," rief er, sich wieder an das Kind wendend, „wir wollen dem Onkel zeigen, wie Du reiten kannst!"

Allein Harry hatte gar keine Lust, dem Onkel zu zeigen, wie er reiten könne, und strebte mit aller Gewalt darnach, seinen hohen Sitz zu verlassen. Dabei verlor er das Gleichgewicht, und ehe sein Vater ihn noch festzuhalten vermochte, glitt er zu Boden und brach sogleich in ein jämmerliches Geheul aus, weniger wegen der ganz unbedeutenden Verletzung, die er sich zugezogen hatte, als weil sein weißes Kleidchen durch das Blut, das ihm aus der Nase quoll, erheblich befleckt worden war. Das war auch der größte Kummer der schnell herbeigeeilten Wärterin.

„Die gnädige Frau wird schelten, daß ich das Kind ohne Aufsicht zum Herrn Doktor gelassen habe," klagte sie.

„Man vertraut mir Harry nicht an," meinte Albert mit einem Anflug von Bitterkeit, „und es scheint, man hat recht. Ich bin wohl ein wenig zu derb für solch zartes Geschöpf."

Damit war der Zwischenfall erledigt und Philipp kam auf den Zweck seines Besuches zu sprechen.

„Du willst schon wieder abreisen!“ rief Albert betrübt. „Wie leid mir das thut! Ich kann Dir gar nicht sagen wie leid!“ In seinem Tone lag so viel Herzlichkeit und so viel Trauer, daß es den jungen Mann fast befremdete. „Wir hätten noch so viel mit einander zu besprechen gehabt, und nun ist die schöne Zeit für immer zu Ende.“

„Für immer? O nein. Ich werde bald wieder kommen, sobald mich mein Weg irgendwie in die Nähe führt. Wir wollen einander nicht wieder fremd werden, Gesenius! Und wenn Du's noch einmal mit einer Korrespondenz versuchen willst, diesmal lasse ich Dich nicht im Stich. Nur lange Briefe darfst Du von mir nicht erwarten, aber ich lese sie gern. Und Du bist ja so ein Held der Feder.“

„Ich werde nicht viel zu berichten haben. Hier geht alles seinen ruhigen Gang —“

„Schreibe mir, was ihr macht; Du, Deine Frau, Dein Fräulein Tochter und auch der kleine Held von vorhin. Ich habe euch jetzt in eurer Häuslichkeit gesehen und kann mich in eure Mitte versetzen. Deine Damen sind ausgegangen?“

„Valerie ist bei Frau Neumayer.“

„Ihrer Intima?“

Albert lächelte gutmütig.

„Ach, nein. Früher mochte sie sie sogar durchaus nicht leiden; aber sie empfindet manchmal Sehnsucht nach einem hübsch eingerichteten Hause und einem gut servirten Diner.“

„Und das kann man ihr im Gymnasium nicht bieten?“

„Nicht wie sie's gewohnt war. Sie muß viel entbehren, und Du darfst sie darum nicht zu streng beurteilen.“ Er schien das Bedürfnis zu fühlen, die stummen Anklagen, die manchmal in seinem Benehmen gelegen hatten, zu verwischen, damit Philipp einen möglichst guten Eindruck zurückbehalte. „Wie hat Dir Isa gefallen?“

Diese direkte Frage setzte Philipp etwas in Verlegenheit. Er hätte sie kaum sich selbst zu beantworten gewußt, so oft sich seine Gedanken auch mit dem jungen Mädchen beschäftigt hatten, abstoßend und anziehend zugleich, aber mehr abstoßend — jedenfalls nicht gleichgiltig.

„Sie hat sich Dir leider nicht von der liebenswürdigsten Seite gezeigt,“ setzte Albert hinzu, das Zögern des andern bemerkend.

„Hat sie denn überhaupt eine liebenswürdige Seite?“ fragte Philipp und wurde in seiner Verlegenheit noch etwas derber, als ohnehin seine Art war. „Ich glaube, es hält verteufelt schwer, mit der jungen Dame auszukommen.“

„O nein, nein!“ rief Albert sehr eifrig, „lange nicht so schwer als —“ plötzlich stockte er, besann sich und vollendete den Satz anders, als er ursprünglich beabsichtigt hatte; „lange nicht so schwer, als ich anfangs glaubte. Ich habe sie auch sehr verkannt, und sie mochte mich nicht leiden. Weißt Du, daß sie sich meiner Vermählung mit Valerie mit aller Macht widersetzte? Sie stellte sich gänzlich fremd zu mir, nannte mich Sie und Herr Doktor, und es dauerte sehr lange, bis wir einander näher traten. Wie sie mich das erstemal Papa nannte, ich weiß es noch, als ob es gestern gewesen wäre.“ Er wurde ganz weich bei der Erinnerung daran. „Es war im zweiten Jahre meiner Ehe. Valerie und ich waren den Abend vorher bei Bergers in Gesellschaft gewesen. Ein unglücklicher Abend! Alles ging schief. Valerie hatte keine Lust gehabt, mitzukommen, und war in der denkbar schlechtesten Laune. Sie berührte keinen Bissen, weil das Essen ihr nicht gut genug gekocht schien; sie tadelte den Wein, sie war abweisend und schroff gegen sämtliche Damen vom Gymnasium — sie kann sich manchmal nicht beherrschen, unmöglich! Eine Bemerkung, die ich ihr darüber zuflüsterte, erbitterte sie nur noch mehr, so daß ich einsah, es würde unnütz sein, weiter mit ihr davon zu sprechen. Am Abend hatte ich so gut wie möglich zu vermitteln gesucht, es war mir schlecht gelungen. Als ich am

nächsten Tag allein in meiner Stube saß, war ich sehr traurig gestimmt; es ging mir nahe, daß Leute, die ich schätzte und die mir lieb waren, die sich stets aufs freundschaftlichste gegen mich benommen hatten, unverdienten Kränkungen ausgesetzt gewesen waren, und zwar von meiner eigenen Frau. Und — schilt mich weibisch! — ich konnte nicht verhindern, daß Thränen mir in die Augen traten. Plötzlich steht Isa neben mir, anders wie sonst, zaghaft und scheu. Ich trockne mir schnell mit der Hand die Augen. ‚Papa,‘ sagt sie leise, ‚sei nicht betrübt. Mama hat es nicht so bös gemeint — und — und —‘ Sie kommt nicht weiter, denn sie weiß selbst ganz genau, daß das, was geschehen, nicht wieder gut zu machen ist, aber sie will mich trösten, und Papa, Papa! hat sie mich genannt. ‚Du gutes Kind!‘ rufe ich, und mit einemmal ist aller Kummer verflogen. Merkwürdig, nicht wahr? Die Ursache war geblieben, aber so wohl hatte mir ihre Sympathie gethan, so wohl.“ Er schwieg einen Augenblick. Plötzlich lauschte er auf und seine Züge verklärten sich. „Da ist sie. Nicht wahr, das ist ihre Stimme?“

Richtig, sie war es.

„Wir sind wieder da, Papa,“ rief es aus dem Nebenzimmer, „und haben uns eben Thee bestellt, denn wir sind ganz ausgefroren! Ah, Sie, Herr Doktor! Kommen Sie nur herüber, Sie sollen auch eine Tasse bekommen.“

Das junge Mädchen war im Reitkleide, das deutliche Spuren eines Rittes auf durchweichter Landstraße trug. Ihre Wangen waren gerötet; eine frische Munterkeit, wie sie Philipp noch nie an ihr bemerkt hatte, pulsirte in ihrem ganzen Wesen. Neben ihr stand Hugo, in hohen, schmutzbespritzten Stiefeln, mit knapp anliegenden Beinkleidern, unendlich komisch aussehend.

„Sie reiten, Fräulein?" fragte Philipp verwundert und nahm ihrer Aufforderung gemäß am Theetisch Platz.

Sie bejahte.

„Gnädiges Fräulein reiten sogar ganz vorzüglich," bestätigte galant ihr Kavalier.

„Ob gut oder schlecht, jedenfalls reite ich außerordentlich gern. Es ist mein liebstes Vergnügen!" rief Isa. „Bis jetzt habe ich nur in der Reitbahn reiten dürfen; es war heute erst mein zweiter Ritt ins Freie. Das ist doch etwas ganz anderes. Ich darf Ihnen eine Tasse Thee anbieten, nicht wahr?"

„Wenn ich bitten darf. Es ist mein Scheidetrunk."

„Orthmann ist gekommen, um Abschied zu nehmen. Er reist noch heute abend nach England," erklärte Albert.

Hugo setzte die Theetasse vom Mund ab.

„Nach England! Da könnte ich Sie fast beneiden.

Ein herrliches Land, großartig — dieser Verkehr — und die underground-railways — und das Roastbeef dort. Nirgends in der Welt bekommen Sie solche Stücke Fleisch zu sehen. Wenn Sie eher davon gesprochen hätten, würde ich Ihnen Empfehlungen für London gegeben haben. Wir sind dort sehr gut eingeführt, und Empfehlungen sind in England alles."

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Neumayer. Ihre Empfehlungen würden mir für die Geschäfte, denen ich dort nachgehe, nur wenig nützen; auch werde ich London vermutlich nur vorübergehend berühren, um die Sammlungen dort kennen zu lernen."

„Was haben Sie denn für Geschäfte in England?" fragte Isa neugierig.

„Es hängt mit einem Werk zusammen, das ich schreibe," antwortete Philipp ablenkend.

„Mit Ihren Amphitheatern?"

„Ja, mit meinen Amphitheatern."

„Was kann denn England mit Ihren griechischen Amphitheatern zu schaffen haben?" forschte Isa weiter.

„Mit den griechischen nichts, aber mit den römischen," erwiderte Philipp und setzte in herablassend lehrhaftem Tone hinzu: „Da bekanntlich England lange Zeit hindurch unter dem Namen Britannia römische Kolonie war, und da zweitens bekanntlich die Römer, wo sie hinkamen, Spuren ihrer Bauthätigkeit hinterlassen haben, so liegt es auf der Hand, daß

auch in England dergleichen zu finden sind. Ich gebe in meinem Buch einen Ueberblick über sämtliche derartige Bauten, ergo, das heißt also —"

„Und dazu müssen Sie überall in der Welt herumreisen?"

„Ueberall, wo die Griechen und Römer gewesen sind."

„Wenn Sie Ihr Werk vollendet haben, werden Sie das Wanderleben wohl aufgeben?" fragte Hugo.

„Wahrscheinlich nicht," meinte Philipp. „Mich als Kustos in einer großen Stadt festzusetzen, dazu habe ich vorderhand nicht viel Lust. Ich lasse mich von der Woge treiben und habe so eine Ahnung, daß sie mich mein Lebenlang immer in der Welt herumwerfen wird."

„Bis Du Dich einmal verheiratest," meinte Albert.

„Ich mich verheiraten!" lachte Philipp; und die beiden jungen Leute konnten nicht umhin, in sein Gelächter einzustimmen beim Anblick des komischen Entsetzens, das sich in seinen Zügen malte. „Der Ehe habe ich gleich abgeschworen, als ich mich dem Dienste der Antike widmete."

„O, ein Damenfeind?" fragte Hugo und zog die dünnen Augenbrauen in die Höhe.

„Nein, das gerade nicht," meinte Philipp. „Ich glaube wenigstens nicht. Die Wahrheit ist, daß ich überhaupt nicht viel Damenbekanntschaften habe —"

„Abgesehen von Frau Here und Frau Aphrodite,“ schaltete Albert ein.

„Und diese Damen sind bei all ihrer Schönheit doch schon ziemlich bejahrt. Und dann, Herr Neumayer,“ wandte er sich wieder an diesen, „welches junge Mädchen sollte sich auch entschließen, mich zu heiraten? Auf was müßte sie nicht alles verzichten! Keine stilvolle Einrichtung! Die könnte man doch nicht überall mit herumschleppen; ganz abgesehen davon, daß sich in den kleinen Nestern, in die ich häufig verschlagen werde, gar kein Haus fände, wo man sie aufstellen könnte, keine Moden von Paris! Es wäre auch niemand da, sie gebührend zu bewundern; keine Bälle, keine Kaffeekränzchen, keine ordentliche Köchin; denn wie ich höre, sollen auch die Dienstmädchen sehr wählerisch sein, und es dürfte sich nicht leicht eine finden, die auf den Ruinen von Karthago oder Troja ihre Kochkünste zum besten zu geben geneigt wäre. Kein Theater, keine Konzerte, nicht einmal Lyceumsvorträge. Sagen Sie selbst, Fräulein Isabella, das wäre doch zu viel verlangt?“

Isa hatte das Gefühl, daß diese ganze Rede bloß ihr gegolten habe, daß er ihr ein letztesmal die ganze Oberflächlichkeit, deren er sie für fähig hielt, habe vorhalten, sie ein letztesmal habe kränken wollen. Aber er sollte nicht die Genugthuung haben, daß ihm dies gelungen sei.

„Ja," erwiderte sie sehr ruhig und sehr überzeugt, „das wäre entschieden zu viel verlangt."

„Du hast da eine Menge Dinge angeführt," sagte Albert jetzt ganz harmlos, „die Isa zum Beispiel sehr gut entbehren könnte."

„Ich!" fuhr Isa auf. „Warum sollte ich weniger Ansprüche machen wie andere junge Mädchen?"

„Wo Sie doch berechtigt sind, deren mehr zu machen," mischte sich galant Hugo in das Gespräch, ohne daß er aber einer Antwort gewürdigt worden wäre.

„Sie glauben also nicht," fragte Philipp weiter, „daß sich eine Frau finden würde, die so viele Opfer brächte?"

Isa schüttelte mit dem Kopfe.

„Nein. Das heißt," fügte sie nachdenklich hinzu, „das Mädchen müßte Sie eben sehr lieb haben, dann vielleicht." Es klang sehr zweifelnd.

„Aber das kommt Ihnen unwahrscheinlich vor?" meinte Philipp und blickte ihr lachend in die Augen.

„Ja," sagte sie mit innerster Ueberzeugung. „Mein Gott, ich kann mich doch nicht in die Herzen anderer versetzen!"

Jetzt lachten sie alle.

„Na, sehen Sie," rief Philipp lustig, „so wird es schon am besten sein, ich mache mir gar keine Illusionen!"

Fünfzehntes Kapitel.

Isa war allein im Wohnzimmer. Sie kniete auf dem niedrigen Tabouret, das am Fenster stand, stützte den Ellenbogen auf das Fenstersims und preßte den Kopf gegen die Scheiben. Es war März. Die Tage nahmen bereits merklich zu. Bald würde der Frühling seinen Einzug halten. Der Schnee schmolz. Große, schmutzige Tropfen perlten langsam von der Dachrinne herab, schmale schwärzliche Bäche rannen in den Gartenwegen, und an den Wegrändern blickte schon das braungrüne Gras des vergangenen Jahres durch die Lücken der Schneedecke. In der Mitte der Rasenrundells war der Schnee noch dicht, aber Ruß und Kohlenstaub hatten das klare Weiß arg verunziert. Von den hohen, kahlen Bäumen herab klatschten ebenfalls dicke Tropfen und höhlten Löcher in die Schneedecke, die wie ebenso viele große Schmutzflecke auf ihrem Gewand erschienen. Wo es deren recht viele gab, vereinigten sie sich allmälich und bildeten

kleine Seen, die immer weiter und weiter sickerten. Mitten auf dem breiten Hauptwege stand ein Schneemann, ehemals der Stolz der Sexta. Jetzt waren ihm die Arme abgeschmolzen; der Besen, den er so fest umklammert gehalten, war ihm entglitten und hatte dabei die Hälfte seines kunstvoll geformten Körpers mit herabgerissen. Das eine der großen Kohlenaugen stak noch in seiner Höhle und weinte schwarze Thränen über die Vergänglichkeit alles Schönen.

Man konnte, ungehindert durch Blätterwerk, den ganzen Schulgarten übersehen. Eine hohe Mauer im Hintergrund grenzte den Garten in seiner ganzen Breite ab, dahinter gabelten die Ruten der nachbarlichen Lindenbäume in die dicke graue Luft; rechts die Hoffront der Häuser von einer einmündenden Straße, und über dem allem grau und farblos der bleierne Winterhimmel. Und immer mehr verwischte die sinkende Dämmerung das Bild zu einem einzigen melancholischen Grau. So trostlos, so hoffnungslos! „Wie mein Leben," dachte Isa. Sie war in einer schrecklich melancholischen Stimmung — ganz grundlos, wie das so manchmal kommt. Sie stellte die traurigsten Betrachtungen an über ihr junges Leben, das so fahl und leer war. Ohne Zweck und ohne Freude. Nicht die geringste Pflicht, die einfachste Arbeit, die ihr obgelegen hätte. Natürlich, sie füllte ihre Tage aus. Sie nahm Stunden. Sie zeichnete ein wenig,

sie spielte ein wenig Klavier; allein ihre Leistungen befriedigten sie selbst nicht, sie hatte kein Talent. Sie stickte, sie häkelte, sie las, sie ritt, sie lief Schlittschuh. Das war eigentlich noch das schönste. Luft, viel Bewegung, viel körperliche Anstrengung; aber nun taute es, mit der Eisbahn war's aus.

Dieses ewige Einerlei! Das würde nun so fortgehen, Jahr für Jahr, keine Veränderung. Sie hätte nicht einmal gewußt, ob sie eine solche fürchten oder ersehnen sollte. Nicht einmal etwas wünschen konnte sie, sie hatte ja alles; und was sie nicht hatte — ja, was gab es denn eigentlich, das sie nicht hatte oder nicht kaufen konnte?

Etwas wünschen und verlangen,
Etwas hoffen muß das Herz,
Etwas zu verlieren bangen
Und um etwas tragen Schmerz.

Sie hoffte nichts, sie wünschte nichts, und was gäbe es wohl auf Erden, das ihr so teuer wäre, als daß sie es zu verlieren gebangt hätte? Nichts — nichts —

„Was machst Du denn hier ganz allein im Dunkeln?“

Es war Valerie, welche aus dem Gymnasialkaffee zurückkam, einer Einladung, die ungefähr alle Vierteljahre einmal von der Frau Konrektor aus an sämtliche Lehrersfrauen erging und der unbedingt Folge

geleistet werden mußte; beinahe das einzige Band, das Valerie noch mit ihren Kolleginnen verknüpfte.

„Schon wieder da, Mama?“ fragte Isa, ohne sich zu erheben. „Wie hast Du Dich unterhalten?“

„Es war langweilig, wie immer. Die Frau Konrektor sprach über ihre Armen, Frau Böhmig über ihre Pensionäre und Frau Berger über ihre Erziehungsgrundsätze. Wie immer.“

„Und Du über Deine Toiletten?“

„Ich? Ich glaube, ich habe gar nicht gesprochen. Frau Berger läßt Dich übrigens grüßen. Am meisten ennuyirte mich die kleine Starke, die fortwährend von ihren Kindern erzählte; der Hans hat einen Schnupfen, und die Grete lernt ein Verschen zu Papas Geburtstag, und alle drei brauchen neue Kleider, die sie natürlich selbst machen muß, und photographiren möchte sie sie lassen, aber es kostet so viel Geld, sie hat noch nicht das Nötige zusammen. Du kennst sie ja, und so kannst Du Dir vorstellen, was das für wichtige Dinge sind.“

„Ja,“ sagte Isa. Sie war heute nicht aufgelegt, darüber zu lächeln, wie sie's so oft gethan. Diese angespannte Thätigkeit im kleinsten Kreise schien ihr heute fast beneidenswert.

„Und denke nur, sie wollten mir einreden, Papa überarbeite sich, er schreibe irgend ein Werk oder einen Aufsatz und sitze oft bis spät in die Nacht hinein darüber. Als ob er das nicht einzig und allein zu

seinem Vergnügen thäte! Was weiß ich, was er in seiner Studirstube treibt!"

„Er arbeitet an einem Artikel, in dem er die Vorzüge der humanistischen Bildung darlegt."

„So. Ehe ich's vergesse. Du sollst das nächstemal mitkommen. Die Töchter vom Professor Seifert waren auch da. Sie schwärmten den ganzen Nachmittag von dem langen Hilfslehrer. Du kannst Dich zu ihnen setzen und mitschwärmen, wenn Du willst."

„Ich?" fragte das junge Mädchen höhnisch und setzte mit ihrer harten Stimme hinzu: „Es muß eigentlich ganz hübsch sein, einmal zu schwärmen. Was meinst Du, Mama?"

Valerie antwortete nicht. Sie wußte nicht, was sie aus dieser Frage machen sollte. Das Verständnis für ihre Tochter mangelte ihr zuweilen. Sie lächelte nichtssagend und rief nach der Lampe.

Aber Isa war nun einmal aus ihrer Wortkargheit herausgetreten und fuhr fort:

„Ich stelle mir vor, daß es sehr angenehm sein muß, wenn man die Fähigkeit besitzt, solchen schmalbrüstigen, kurzsichtigen Jüngling im Geiste zu einer Idealgestalt umzuwandeln. Wie schön muß einem da die ganze übrige Welt erscheinen, und darauf kommt es doch bloß an, nicht wie sie ist, sondern wie wir sie sehen —"

„Wen?" fragte Frau Valerie kopfschüttelnd.

„Die Welt,“ erwiderte Isa, beharrlich ihren Gedankengang verfolgend. „Mir kam sie heute ganz grau vor, und ich wette, den Schwestern Seifert ist sie völlig rosenfarben erschienen.“

„Rosenfarben? Wem?“ fragte Albert, der, soeben aus seinem Studirzimmer tretend, die letzten Worte gehört hatte. „Wenn ihr einen sehen wollt, dem sie heute rosenfarben und schön und gut erscheint, so seht mich an, und zwar ist das einzig und allein dadurch veranlaßt, daß meine braven Jungens Prüfungsextemporalia gemacht haben wie noch nie. Eine wahre Musterklasse! Ich könnte sie gleich alle umarmen. Das wird 'mal eine Oberprima, wie wir sie noch nicht gehabt haben!“

„Auch der Prinz?“ fragte Isa, die in den Schülern ihres Stiefvaters so ziemlich Bescheid wußte.

Er machte eine abwehrende Bewegung.

„Die einzige Ausnahme! Ein prächtiger Mensch ist dieser junge Prinz und gar nicht unbegabt für andere Fächer. Wie er aber die Maturitätsprüfung bestehen will, ist mir unerfindlich. Wenn er sich im Aufsatz und der mündlichen Prüfung nicht sehr viel besser zeigt, glaube ich kaum, daß ich seine Versetzung zulassen kann.“

„So viel Latein, wie er in seinem Leben braucht, wird er wohl wissen,“ meinte Frau Valerie.

„Mehr als das,“ lachte Albert.

„Dann wird er Dir später keine Vorwürfe wegen des Fehlenden machen, und Du setzest Deine Ansprüche herab und läßt ihn in Gottesnamen durchkommen,“ schlug Valerie vor.

„Vollständig der Anschauung Deiner Freundin Erna entsprechend, als es sich um ihre Söhne handelte. Das wäre eine schöne Maxime, die Anforderungen je nach dem spätern Lebensgang der Betreffenden höher oder niedriger zu stellen. Das Ziel ist uns vorgeschrieben —“

„Und Du bist ein Pedant,“ fiel Valerie ein.

„Ja wohl. Pedant oder nicht, heute gräme ich mich um keinen Nachzügler.“

„Was hat denn Schütz?“ fragte Isa. Das war ein Schüler, auf den Gesenius besonders viel hielt.

„Die Eins natürlich.“

„Und Steiner?“

„Hätte auch die Eins bekommen, wenn der dumme Kerl nicht einen unglaublichen Bock geschossen hätte, bei einer Regel, die er im Schlafe weiß, non dubito mit ut konstruirt! Da sieh einmal,“ ganz aufgeregt holte er die Blätter herbei, „und hier ist Wagner; auch die Eins, und hier —“

„Das wird ja sehr amüsant, wenn ihr jetzt die Aufgaben noch einmal gemeinschaftlich durchseht,“ meinte Valerie spöttisch.

Und Isa mußte selbst im stillen über sich lächeln.

daß sie, der noch vor einer halben Stunde das ganze Leben gleichgiltig erschienen war, sich, fortgerissen durch den Eifer eines andern, für die Schulhefte einiger wildfremder Knaben zu interessiren begann. Wie ihr Vater an jedem einzelnen derselben Anteil nahm, wie er sich um jeden sorgte, es war fast komisch, und doch mißfiel es ihr nicht. Sie hatte sich für nichts und für niemand zu sorgen.

Nach dem Abendbrot wollte sich Albert, wie es seine Gewohnheit war, gleich in sein Zimmer zurückziehen. Valerie hatte sich schon auf die Chaiselongue hingestreckt und einen Band Gyp zur Hand genommen.

„Könntest Du nicht bei uns bleiben, Papa?“ fragte Isa.

„Ich muß arbeiten.“

„Du hast schon genug gearbeitet. Du siehst ganz blaß aus.“

Albert machte ein erstauntes Gesicht. Wie sonderbar, daß sich jemand um sein Aussehen kümmerte! Es that ihm jedoch wohl, zum Dableiben genötigt zu werden, und er blieb.

„Soll ich Dir vielleicht Thee bestellen?“ fragte Isa.

Diesmal wandte auch Valerie den Kopf verwundert nach ihrer Tochter um.

„Es ist solch frostiges Wetter,“ entschuldigte sich diese.

Draußen heulte jetzt ein heftiger Sturm und fegte die weichen Schneemassen von den Dächern.

„Wie bedaure ich die armen Menschen, welche jetzt auf der Straße sein müssen," meinte Albert, dem es, von so ungewohnter Fürsorge umgeben, in seinem warmen Wohnzimmer gar behaglich zu Mute ward.

„Oder auf dem Meere," sagte, von ihrem Buch aufblickend, Valerie.

„Für die Schiffahrt ist jetzt böse Zeit," bemerkte Albert. „In der Zeitung sind mehrere Schiffbrüche verzeichnet."

„Wo?" stieß Isa hervor. Es war ein eigentümlich angstvoller Ton.

Albert schob ihr das Blatt hin.

„Hier. Unter Drahtnachrichten."

„Auch im mittelländischen Meer? Papa, glaubst Du —" Aber sie brach plötzlich ab.

„Gott sei Dank, daß man keine Angehörigen auf dem Meere hat," meinte Valerie. „Das solltest Du wirklich lesen. Es ist zu amüsant, Bella." Sie sprach von ihrem französischen Buche.

„Da fällt mir ein, daß Orthmann um diese Jahreszeit nach Kleinasien reisen wollte," sagte Gesenius. „Und ich bin jetzt lange ohne Nachricht von ihm."

„Korrespondirt ihr mit einander?" fragte Valerie; und Isa, ohne ein Wort der Besorgnis oder Teil-

nahme, erkundigte sich nach dem Titel des Buches, das ihre Mutter so entzückte.

„Du fängst wohl an, Dich für Politik zu interessiren?“ fragte Gesenius ein paar Tage später seine Tochter, da er bemerkt hatte, daß sie tagtäglich die Zeitungen, denen sie bisher nie Aufmerksamkeit geschenkt hatte, studirte.

„Man muß doch wissen, was in der Welt vorgeht,“ antwortete das junge Mädchen.

Sechzehntes Kapitel.

Die immer wachsenden Kosten seines Haushalts verursachten Albert schwere Sorgen. Er vermochte sich gar nicht klar darüber zu werden, woher diese beständige Steigerung der Ausgaben eigentlich kam, und fragte sich daher auch vergeblich, wo er etwa mit Einschränkungen beginnen könne. Das einzige, was ihm direkt als Luxus auffiel, die eleganten Toiletten seiner Frau, bestritt diese aus ihren eigenen Mitteln. In die ganze übrige Lebensweise hatte er sich allmälich so eingewöhnt, daß er sich des Unterschieds gegen früher gar nicht mehr bewußt wurde. Er hatte sich im Beginn seiner jungen Ehe gefreut, daß seine schöne Frau so wirtschaftlich sei, daß sie verstehe, wo man die besten Stücke Fleisch und das zarteste Gemüse erhalte, und daß alles in ihrer Küche weit schmackhafter zubereitet würde als zu Zeiten seiner Mutter. Das sei Pariser Küche, das müsse man nur verstehen, hatte Valerie

erklärt; und es entging ihm, daß er ungefähr das vierfache dafür zahlte. Er merkte auch nicht, daß er sich nach und nach an tausend Kleinigkeiten, die zur täglichen Bequemlichkeit gehören und die ihm vordem sehr entbehrlich erschienen waren, gewöhnte; und das kostete Geld, viel Geld. Die Hauptausgabe verursachte — das stand fest — das Kind. Nie hätte Albert sich träumen lassen, daß solch kleines Wesen so kostspielig zu unterhalten sei. Es konnte auch nicht bei allen Leuten gleich sein. Bergers zum Beispiel mit ihrem Knaben und gar Starkes mit ihren drei Kindern hätten auf diese Weise einfach zu Grunde gehen müssen. Freilich sahen die Kinder nicht so hübsch und sauber aus wie der kleine Harry in seinen weißen Spitzenkleidchen; aber gesünder und kräftiger waren die kleinen Starkes, sie brauchten auch keine Sommerfrische wie Harry, der immer an Katarrhen litt. Ach! und gerade das Sommerlogis hatte Albert großes Kopfzerbrechen gemacht. Bei Aufstellung eines Budgets war es ihm doch nicht eingefallen, einen Posten für Wohnungsmiete einzustellen. Die Hälfte der Kosten hatte Isa getragen, die mit herausgezogen war und natürlich alle ihre Bedürfnisse selbst bestritt. Albert hatte auch die Genugthuung gehabt, zu sehen, daß der letzte Sommeraufenthalt seinem Söhnchen vorzüglich bekommen war. Das Kind hatte den Winter so gut überstanden wie

nie zuvor, seine Aermchen rundeten sich und auf seinen Wangen zeigte sich ein rosiger Schimmer. Gott sei Dank! dies Jahr würde es nicht nötig sein, den ganzen Sommer aufs Land zu ziehen.

„Wo denkst Du hin?“ rief Valerie, als er diese Meinung laut werden ließ. „Wir dürfen doch nicht alles, was wir erreicht haben, wieder aufs Spiel setzen. Ich bekomme Kopfschmerzen, wenn ich bloß daran denke, einen Sommer in diesen niedrigen Zimmern zuzubringen. Ich bin ganz elend davon geworden die ersten Jahre.“

„Wir haben doch den schönen Garten,“ warf Albert ein.

Valerie lachte verächtlich.

„Schöner Garten! In dem die Ausdünstung von zweihundert Jungen hängt, die alltäglich hier ihre alten Schulsachen spazieren führen, dazu die Gerüche aus allen Gymnasialküchen und dem ganzen Häuserviertel ringsum. Nein, mein Lieber, die Luft ist odiös, und gute Luft ist die erste Lebensbedingung. Ich mache mir noch nachträglich Vorwürfe, daß ich zwei Jahre hier vegetirt und Kraft und Gesundheit zugesetzt habe.“

„Ich vegetire hier schon länger als Du,“ entgegnete Albert etwas bitter, „und muß noch dazu in dieser odiösen Luft arbeiten von früh bis abends.“

„Ja, Du!“ meinte sie mit leichtem Spott. „Du

bist es nicht anders gewöhnt. Aber ich bin nun einmal nicht in dieser Schulschmutzatmosphäre aufgewachsen, und Harry soll es auch nicht. Du hast im vorhinein gewußt, daß ich nicht von Deiner Art bin."

„Ich hätte es wenigstens wissen sollen."

„So wenig, wie Du Dich um uns zu kümmern pflegst, wirst Du unsere Abwesenheit kaum bemerken."

„Nein, wirklich," sagte er hart und gereizt, „wenigstens nicht schmerzlich. Dafür sorgst Du schon, wenn Du da bist."

Sie beachtete den Vorwurf nicht.

„Also gut. Es ist abgemacht."

„Wie soll es werden? Willst Du die Marie oder die Auguste mitnehmen?"

„Die Marie oder die Auguste?" wiederholte sie höhnisch. „Beide natürlich."

„Beide."

„Bildest Du Dir vielleicht ein, daß ich mich draußen selbst an den Kochherd stellen oder Harry den ganzen Tag beaufsichtigen werde? Nein, das möchten meine Nerven doch nicht erlauben."

„Aber was soll denn dann hier werden?"

Sie zuckte mit den Achseln.

„Weiß ich's? Du bestandest darauf, daß ich das Kindermädchen wegschickte, das ich letzten Sommer mit auf dem Land hatte."

„Darauf bestand ich allerdings," sagte Albert fester, als sonst seine Gewohnheit war. „Harry ist groß genug, um ein eigenes Kindermädchen entbehren zu können, und ich habe Dir schon tausendmal gesagt, daß mir meine Mittel nicht gestatten, eine solche Person bloß zum Luxus zu halten."

„Ja, das hast Du mir wirklich schon tausendmal gesagt," meinte sie gähnend; „und ich habe Dir schon ebenso oft erwidert, daß ich das Kindermädchen nicht remplaciren kann."

Dabei fuhr sie sich mit dem Taschentuch über die Stirn, um anzudeuten, daß dieser unangenehme Wortwechsel ihr Kopfschmerzen verursache, und verließ grollend das Zimmer.

Albert, der für den Abend einen Migräneanfall voraussah, war höchst erstaunt, als ihm bei seiner Rückkehr vom Gymnasium Valerie vergnügt und heiter entgegenkam. Von ihrer geglätteten Stirn war jede Spur der gehabten Aufregung verschwunden, und freundlicher wie seit langem begrüßte sie ihn. Ihre erste Frage war, ob er nächsten Sonntag etwas vorhabe.

Er verneinte verwundert; er hatte doch nie etwas vor.

„Wir sind eingeladen, Albert, und rate zu wem?" rief sie triumphirend.

„Da die Einladung Dich so beglückt, kann ich

mir wirklich nicht vorstellen, von wem sie ausgegangen sein könnte," meinte Albert.

„Das glaube ich. Und darum will ich es Dir auch gleich verraten: von dem Prinzen!" Sie schaute ihren Gatten an, um sich an seinem Erstaunen zu weiden, und war sehr verblüfft, zu gewahren, daß sich seine Stirn verfinsterte. „Sein Gouverneur war selbst da, ein höchst feiner und liebenswürdiger Mann. Er sagte, der Prinz habe schon lange den Wunsch gehegt, Dich bei sich zu sehen, habe aber immer gezögert, da er wisse, wie sehr Deine Zeit in Anspruch genommen sei. Nun hoffe er aber doch, Du würdest ihm ein paar Stunden des Sonntags widmen, und er würde es sich zur besondern Ehre rechnen, wenn ich Dich begleitete!"

„Du weißt doch, daß ich Einladungen in die Familien meiner Schüler grundsätzlich ablehne."

„Aber zu dem Prinzen!" rief bestürzt Valerie, die an die Möglichkeit einer Absage gar nicht gedacht hatte.

„Ich sehe keinen Unterschied."

„Albert! Du willst doch nicht ablehnen!" Sie war ganz blaß geworden vor Schreck.

„Gewiß will ich das."

„Das erstemal seit unserer Verheiratung, daß ich mich auf eine Einladung wirklich freue! Das wäre doch einmal etwas anderes gewesen. Der Gouverneur hat mit so viel Anerkennung von Dir gesprochen, er

schätze Dein Lehrtalent so hoch und habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, Dich für einige Privatstunden bei seinem Zögling zu gewinnen. Du hast Dich wohl einmal geweigert? Es klang so. Und er habe immer so viel davon gehalten, daß Schule und Haus Hand in Hand gingen. Doktor Blum sei ein häufiger Gast bei ihnen, er musizire oft mit Hoheit; der Prinz spielt Klavier und Doktor Blum Violine. Er ist auch eingeladen und hat zugesagt. Um drei Uhr zum Diner im kleinen Kreise. Ich werde mein Sammetkleid anziehen."

„Wieso?" sagte Albert ernst. „Wenn ich Dir sage, daß wir gar nicht gehen."

„Doktor Blum geht doch auch."

„Blum kann thun, was er will, und ich thue, was ich will."

„Du willst wirklich die Einladung ablehnen, die erste und einzige, die mir Freude bereitet hat, seitdem wir verheiratet sind —"

„Um Dich handelt es sich dabei gar nicht," unterbrach er sie ärgerlich.

„Nein, um mich handelt es sich nie!" rief sie, immer heftiger werdend. „Nie, nie! immer nur um Dich und um Deine Wünsche. Ich frage mich immer, warum Du mich eigentlich geheiratet hast, da ich gar nicht für Dich existire, wenn es gilt, nur die geringste Rücksicht zu nehmen. Ich werde übersehen und zer-

treten. O, wie ich diese Tyrannei satt habe!" Sie brach in Thränen aus. „William, mein armer, guter William! Du sahst mir jeden Wunsch an den Augen ab. O, ich Thörin, ich Thörin!" Und wie rasend rannte sie im Zimmer herum.

„Valerie," sagte Albert mit ernstem Tadel. „Ich begreife nicht, wie Du Dich über dergleichen Kleinigkeiten in so unverantwortlicher Weise erregen kannst."

„Für Dich sind alles Kleinigkeiten, was mich betrifft. Aber ich halte diese Behandlung nicht mehr aus. Lieber gleich tot sein, gleich tot!"

Wie oft hatte er sie schon getröstet, wenn sie ihm aus den geringfügigsten Anlässen solche Scenen gemacht hatte! Wie oft schon nachgegeben, wenn sie gedroht hatte, ins Wasser zu gehen! Diesmal blieb er fest, aber nicht oft besaß er diese Willenskraft. Im Anfang seiner Ehe hatte er aus Liebe und zarter Rücksichtnahme nachgegeben, aus Dankbarkeit dafür, daß sie ihm so viel geopfert; jetzt geschah es aus Schwäche.

Die Sommerwohnung wurde natürlich gemietet; beide Dienstmädchen wurden mit herausgenommen, und Valerie beauftragte die Hausmannsfrau, die Stadtwohnung in Ordnung zu halten. Viel gab es nicht zu thun. Die Vorhänge wurden heruntergenommen, über die Möbel Staubkappen gezogen und Naphthalin und Kampfer in verschwenderischen Mengen ver-

streut. Nur Alberts Studirzimmer blieb unangetastet; dort konnte er ungestört arbeiten, dorthin konnte er sich auch das Mittagessen kommen lassen, wenn er nicht vorzog, ins Restaurant zu gehen. Wenn er nachmittags keine Stunden zu geben hatte, konnte er nach Schulschluß zu den Seinen aufs Land fahren, und „die Abende in der guten Luft draußen werden Dir auch wohl thun," meinte Valerie.

„Vielleicht," sagte er kühl.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Sommer ließ sich ganz besonders heiß an, und mehr als andere Jahre sehnte Albert die großen Ferien herbei, die er ganz auf dem Lande zu verleben gedachte. Eine dumpfe Schwüle lastete auf der Erde. Die Hitzeferien waren an der Tagesordnung, und selbst das verminderte Arbeitspensum zu bewältigen, fiel Lehrern und Schülern sauer genug. Dazu hatte Albert, den Bitten des jungen Prinzen schließlich nachgebend, diesem doch die gewünschten Nachhilfestunden bewilligt.

„Wirklich?" bemerkte Valerie etwas spöttisch. „Ganz gegen Deine innersten Ueberzeugungen!"

„Ja, gegen meine innersten Ueberzeugungen. Vor ein paar Wochen hätte ich's noch verschworen, daß ich je darauf eingehen würde."

„Mit einem Prinzen macht man eben doch eine Ausnahme," meinte Valerie leichthin.

„Ja, weil er gut bezahlt," sagte Albert hart. Das war der einzige Grund seiner Meinungsänderung. Albert kam meist erst des Abends zu den Seinen. Der Weg nach dem Dorfe war weit und beschwerlich, und der Omnibus zu der Zeit, da er ihn hätte benützen können, meist überfüllt. Harry schlief gewöhnlich schon, wenn er anlangte, und Valerie war meist schlechter Laune, schweigsam und unzufrieden, denn sie langweilte sich. Wenn sie sprach, geschah es, um über allerlei zu klagen, den Mangel an Comfort, die große Hitze, die gänzlich verfehlte Wahl der Sommerfrische.

„Du kanntest den Ort doch ganz genau, da Du bereits letztes Jahr hier warst," entgegnete Albert.

„Bei solchem nassen Wetter, wie wir es im vorigen Sommer hatten, ist der Ort erträglich, aber dies Jahr ist's kaum auszuhalten. Harry ist schon ganz blaß und mager geworden."

„Wie alle Kinder bei der Temperatur," schaltete Albert ein. „Das gibt sich von selbst."

Sie machte eine mißmutige Bewegung. Und ihre Nerven und ihre Migräne! Kein Wunder auch, daß ihr die Lebensweise nicht zusage, ihr, die gewohnt gewesen, die heißen Monate stets, aber stets, in der Schweiz auf einem hohen Berg und den Herbst an der See zuzubringen. Wie das köstlich war.

„Entsinnst Du Dich, Isa?"

„Gewiß, Mama," antwortete die Gefragte; „aber über die Migräne klagtest Du auch dort."

„Kein Vergleich mit dem, was ich jetzt zu leiden habe," seufzte Valerie.

„Soll ich Dir den Arzt schicken?" schlug Albert vor.

„Wozu? Er kann mir doch nicht helfen. Bergluft und die See, das sind die einzigen Heilmittel."

Damit war sie wieder auf ihren Gegenstand gekommen, und nun ließ sie Abend für Abend ein oder zweimal im Laufe des Gesprächs ein Wort von der See fallen. Albert ging erst gar nicht darauf ein; als Valerie aber beharrlich wieder darauf zurückkam, meinte er, sie solle die Sache für nächstes Jahr im Auge behalten, er wolle sich inzwischen nach billigen Seebädern erkundigen; heuer müsse sie schon hier ausharren.

„Du bildest Dir doch nicht ein, daß ich wirklich den ganzen Sommer hier bleiben werde? Ich bin es mir und dem Kinde schuldig, eine Aenderung zu treffen. Es ist fast noch schlimmer wie in der Stadt. Dieser entsetzliche Staub, dazu der Wald, von dem ihr so viel Wesens macht und der heiß ist wie ein Backofen, weil die Sonne den ganzen Tag zwischen den dürftigen Kiefern hindurch brennt. Erna begreift auch nicht, wie ich es hier aushalte. In vierzehn Tagen reist sie ins Seebad, und ich habe ihr bereits halb und halb versprochen, sie zu begleiten."

Das war ihm denn doch zu arg. Er sprang auf.

„Wie kannst Du das thun? Eine solche Verabredung treffen, ohne mir auch nur ein Wort vorher davon zu sagen!“

Sie zuckte gleichmütig mit den Achseln.

„An mir liegt die Schuld nicht. Ich habe oft genug davon zu sprechen angefangen, allein Du mochtest nichts davon hören.“

„Wie stellst Du Dir das eigentlich vor?“ brauste er auf. „Du weißt ganz genau, wie schwer es mir gefallen ist, Deinen Wunsch in Bezug auf das Sommerlogis zu erfüllen. Nun habe ich es für den ganzen Sommer gemietet, und Du willst es leerstehen lassen.“

Sie lächelte.

„Nein, mein lieber Freund, ich bin doch praktischer, als Du denkst. Ich habe bereits Schritte gethan, es weiter zu vermieten, was jetzt, wo die großen Ferien vor der Thür stehen, gar nicht schwer ist. Deine Genehmigung vorausgesetzt, ist der Handel unter sehr günstigen Bedingungen so gut wie abgeschlossen.“

Jetzt war er wirklich verblüfft, so sehr, daß er gar keine passende Antwort fand und nur mit leisem Vorwurfe sagte:

„Ich hatte mich eingerichtet, meine ganzen Ferien hier zu verleben.“

„So kommst Du eben mit ins Seebad. Es wird Dir sehr zuträglich sein, einmal wieder etwas von der Welt zu sehen. Du hast es auch recht nötig, denn Du bist nachgerade entsetzlich philiströs geworden. Wegen der Kosten brauchst Du Dir keine Sorge zu machen. Ich sehe Dir nämlich an, daß Du wieder den Geldpunkt ins Treffen führen willst. Neumayers haben, wie es in Blankenberghe Sitte ist, eine ganze Villa gemietet, sie machen selbst Wirtschaft, und es ist ihnen ein Vergnügen, uns bei sich aufzunehmen."

Alles fix und fertig abgemacht!

„So." Das war alles, was Albert für den Augenblick vorbringen konnte. Valerie verlangte auch gar nicht darnach, eine Antwort von ihm zu hören. Sie trat auf die Veranda hinaus und atmete schwer und tief, denn die Luft war noch sehr schwül. Als sie wieder ins Zimmer zurückkehrte, war Albert verschwunden.

Achtzehntes Kapitel.

Albert ging nach dem Walde. Er war wirklich nicht sehr schön, der Wald, darin hatte Valerie recht. Die Kiefern, in ziemlich weiten Abständen von einander, streckten sich kahl in die Höhe, und nur oben am äußersten Wipfel breitete sich eine spärliche Krone aus. Das Unterholz fehlte. Gras und Heidelbeergestrüpp deckte den Waldboden. Heiß war es auch. Doch die Kiefern strömten einen würzigen Harzduft aus, der seinen von Stadtluft vollgesogenen Lungen ein wahres Labsal war. Weiterhin wurde der Wald auch dichter. Schön geformte Tannen mischten sich unter die langen Kiefern. Sie bildeten kleine, geschlossene Rundteile oder sie umgaben malerisch eine Rindenbank, die einen hübschen Ausblick auf die Gegend gewährte. Wenn er nicht gar zu müde war, liebte er am Abend eine kleine Wanderung zu unternehmen. Vergangenes Jahr hatte ihn Valerie zuweilen begleitet, nicht oft, denn sie war eine schlechte Fußwandererin. Dies Jahr hatte sie es ihm ein paarmal abgeschlagen. Er bat

sie auch gar nicht mehr darum. Es lag ihm so wenig daran. Manchmal durfte der Kleine ein paar Schritte mit ihm gehen, natürlich unter dem Schutze des Dienstmädchens. Zuweilen erbot sich auch Isa zur Begleitung. Heute waren aber alle beide nicht zu Hause gewesen. Er war nicht bös darüber, es war ihm gerade recht, allein zu sein mit seinen Gedanken.

Am Eingang des Waldes traf er den Knaben. Harry trug jetzt Höschen und sah allerliebst aus in seinem hellen Matrosenanzug, mit den lichtblonden Locken, die sich noch nach Mädchenart über die Schultern herabringelten; ein wenig blaß war er allerdings, auch darin hatte Valerie recht.

Warum grollte er ihr eigentlich? Was machte er ihr zum Vorwurf? Daß sie für sich und ihr Kind sorgte, in übertriebener Weise vielleicht und ohne alles Verständnis ihrer pekuniären Lage. Das geht aber manchen Frauen ab. Daß sie ihn darüber vergaß? Daran hätte er eigentlich gewöhnt sein müssen. Aber es that ihm doch weh, daß sie sich nie darum kümmerte, wie es ihm in seinem Stadthaushalt ergehe. Und es erging ihm wahrlich übel genug. Ein einzigesmal hatte sie sich erkundigt, ob die Aufwartefrau ihren Obliegenheiten nachkomme.

„Sehr schlecht,“ hatte er geantwortet, „sie läßt sich manchmal den ganzen Tag nicht blicken.“

„Das darfst Du nicht dulden. Wenn sie die

Zimmer schlecht besorgt, können wir zum Herbst die Motten in all unseren Möbeln haben."

Um die Möbel ängstigte sie sich, nicht um ihn! Er war auch alt genug, für sich selbst zu sorgen. Freilich hatte er das nie gethan, seine Mutter hatte ihm alles abgenommen, und im Grunde war dergleichen wohl auch das Amt der Frau. Bei seinen Eltern war es so gewesen, er sah es bei seinen Kollegen; nur seine Frau wußte nichts von Amt und Pflichten.

„Du darfst ihr das nicht übelnehmen," hatte Isa ihm einmal gesagt, „Mama ist für ein Leben, wie sie's jetzt führt, nicht geschaffen und hat es auch nie gekannt. Ich habe es euch ja gleich gesagt." Das war vor längerer Zeit gewesen, als er noch gehofft hatte, durch Isas Vermittlung seiner Frau näher zu kommen. Ob sie vielleicht wisse, warum ihre Mutter so verstimmt sei, hatte er gefragt, um es ganz zartfühlend anzufangen; er mochte doch nicht bei der Tochter Klage führen über ihre Mutter. Wie die Frage sie befremdete! Er konnte es noch heute nachempfinden. Sie sah zu ihm mit einem langen Blicke auf, der deutlicher als Worte sprach: Wie, das weißt Du nicht? Und dann, als er schon lieber auf die Antwort verzichtet hätte, sagte sie: „Weil sie unglücklich ist, weil sie sich langweilt. Sie braucht Zerstreuung und Abwechslung, Bälle und Gesellschaften, Reisen und ein paar amüsante Bekannte, da ist sie

vergnügt und liebenswürdig.“ Und nachher schloß sie entschuldigend die schon erwähnten Worte daran.

Das war alles, was sie ihm, der, um Unterstützung flehend, zu ihr kommen wollte, zu sagen hatte. Es überlief ihn kalt. Er wußte nicht, sollte er mehr über das scharfe Urteil oder über die rücksichtslose Nüchternheit, mit der es aus ihrem Munde kam, staunen. Das Todesurteil dem Glück seiner Ehe. Er konnte Valerie ein Leben, wie es Isa geschildert, nicht bieten; und sie konnte es nicht entbehren.

„Du wunderst Dich wohl,“ fuhr sie mit bitterem Lächeln fort, „daß ich das alles beobachtet habe? Es ist nicht bloß eigene Wahrnehmung. Ich bin als Kind beständig mit meinen Eltern gereist. Sie haben nie im geringsten auf meine Gegenwart Rücksicht genommen und sich sehr offen gegen einander ausgesprochen. Da habe ich harte Wahrheiten über beide hören müssen in einem Alter, wo andere Kinder ihre Eltern noch für Muster von Vollkommenheit halten.“

Dabei zuckte es so schmerzlich um ihren Mund, daß er sie voll Mitleid ansah und flüsterte: „Armes Kind!“ Sie aber richtete ihre Augen abermals mit so seltsam staunendem Ausdruck auf ihn, daß er die seinen abwandte. Bist Du nicht viel mehr zu bedauern? fragten diese Augen, und: Ja, ja! antwortete es mit tausend Stimmen in seinem Herzen, und eine unsägliche Traurigkeit bemächtigte sich seiner.

Mit grausamer Aufrichtigkeit hatte Isa die Binde von einer Wunde gezogen, die nicht zu heilen war. Er sah alles, was sie ihm gezeigt hatte, klarer, als er es bis jetzt gewußt; aber er sah noch mehr wie sie, und dieses andere gerade war es, was ihn am meisten schmerzte. Er wußte, daß es nicht allein die äußeren Verhältnisse waren, die trennend zwischen ihm und seiner Frau standen. Wenn er ihr jetzt allen Reichtum und Glanz zu Füßen legen könnte und ihr damit Glück und Frohsinn verschaffen, er könnte sie nicht mehr lieben. Er kannte sie zu genau in ihrer ganzen Hohlheit und Gefühlsleere. Eine schöne Puppe! Schön ist sie, und das ist alles. Sie ist nicht mehr jung. Wenn auch die Schönheit dahin sein wird, dann hat sie nichts, gar nichts mehr. Und auch jetzt schon war er abgekühlt gegen diese Schönheit. An dieser vermochte er sich wohl für Augenblicke zu berauschen, aber nachher überkam es ihn wie das widerwärtige Gefühl, ihre Liebe teuer, sehr teuer mit dem Glück seines Lebens erkauft zu haben.

Das alles strich ihm durch den Kopf, während er langsam, gesenkten Hauptes durch den schwül duftenden Wald dahinschritt, immer weiter und weiter fort, wo es einsamer und stiller ward. Kein Vogel sang mehr. Der Wald war verstummt; nur aus weiter Ferne tönte das Geräusch eines Dorfes wie dumpfes Gemurmel an sein Ohr. Gar zu weit ent-

fernt vom Rande des Waldes mochte er nicht sein, denn zuweilen hörte er einen Hund anschlagen oder den Knall einer Peitsche. Er schlug einen schmalen Seitenpfad, der durch ein Gestrüpp junger Fichten führte, ein, und richtig, er befand sich am Saume des Waldes. Ein niedriger, grasbewachsener Abhang, mit bunten Blumen besät, neigte sich zu den Wiesen und Feldern hinab, die sich im Schmuck der reifenden Saat vor ihm ausdehnten. Nicht weit vom Wald entfernt lag ein Gehöft im Schatten mächtiger Linden, die es zur Hälfte versteckten. An ihm vorüber führte die breite Dorfstraße landeinwärts. Nach links und rechts größere und kleinere Ortschaften, bis ganz im Hintergrund eine niedrige Hügelkette das Bild freundlich abschloß. Ja, es war wirklich ein Bild, ohne hervorragende Schönheit und malerischen Reiz, aber erfüllt von Abendfrieden, getränkt von dem warmen Glanz, den die niedergegangene Sonne auf der Erde zurückgelassen hatte. Albert machte unwillkürlich Halt. Er atmete tief auf, als wolle er mit diesem Atemzuge die heitere Zufriedenheit der Natur in sein gequältes Herz aufnehmen.

„Beatus ille, qui procul negotiis," sagte er unwillkürlich leise vor sich hin. Ach, was nützte es ihm, fern von Geschäften zu sein! Wenn man den Frieden in der eigenen Brust nicht hat, ist alles umsonst; und mit ihm findet man die Glückseligkeit überall!

Er ließ sich auf dem grasigen Hang nieder, und wie er zum erstenmal den Blick zu Boden gleiten ließ, gewahrte er dicht neben sich ein aufgeschlagenes Skizzenbuch. Und — war es Zauberei? — die ganze Landschaft, an der er sich eben still ergötzt, hier stand sie festgebannt auf dem Papier, so einfach, so anmutend, so lieblich! Daneben lagen ein Paar lange schwedische Damenhandschuhe und ein Schirm, offenbar der Malerin gehörig. Er gewann die unbekannte Malerin fast lieb, weil sie sich an dieser unscheinbaren Landschaft erfreut, weil sie sie mit seinen Augen gesehen hatte. Zugleich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, was seine schöne Frau wohl gesagt haben würde, wenn er sich hätte beikommen lassen, sie auf diese „Aussicht" aufmerksam zu machen. Gar nichts hätte sie gesagt, aber er kannte ihre verächtliche Art, die Mundwinkel fallen zu lassen und die Augenbrauen in die Höhe zu schieben. Er hätte etwas darum gegeben, das Bildchen zu besitzen — und wenn er ein junger Mann gewesen wäre —

Da kam die Malerin. Sie ging den Wiesensaum entlang, anscheinend um Blumen zu pflücken. Eine schlanke Mädchengestalt in einem weißen Kleide — das war alles, was er bei seiner Kurzsichtigkeit erkennen konnte. Er legte schnell das Buch aus der Hand und wandte den Kopf ab, noch ungewiß, ob er aufstehen oder sie ruhig erwarten solle. Er mochte

sich wohl nicht schnell genug entschieden haben, denn wie er sich eben erheben wollte, stand sie plötzlich vor ihm, und eine wohlbekannte Stimme sagte:

„Nun, Papa, Du willst mich wohl gar nicht sehen?"

Ein unangenehmes Gefühl, halb Enttäuschung, halb Scham überkam ihn. Besonders unangenehm berührte ihn das Wort „Papa". Es führte ihm so recht vor die Seele, wie wenig seinem Alter angemessen die gewiß sehr unschuldige Schwärmerei für die unbekannte Malerin gewesen war.

„Ich wußte gar nicht, daß es Dein Buch sei," stotterte er; und Isa, die besonders heiter aufgelegt sein mußte, fiel in ganz ungewohnt scherzhaftem Tone ein:

„Ei, ei, Papa! so wolltest Du also in den Werken fremder junger Damen herumstöbern?"

Er war recht steif, der gute Doktor; nicht einmal auf diese harmlose Herausforderung wußte er eine Antwort zu finden. Er lächelte etwas gezwungen und fragte dann:

„Wo hast Du denn das Zeichnen nach der Natur gelernt?"

„In der Hauptsache von mir selbst, und schlecht genug. Nur zum Vergnügen für mich selbst."

Er war kein Kunstkenner. Ihm war das Bildchen wie ein vollkommenes Meisterwerk erschienen. Ob sie es ihm wohl schenken wolle?

Sie lachte.

„Wozu denn?“

„Wozu?“ wiederholte er verlegen. „Nun — bloß — die Landschaft ist so anmutig.“

„Ja, das ist sie, besonders in Abendstimmung. Allein das Bild ist zu stümperhaft. Ich werde mich noch einmal daran versuchen. Wenn es besser ausfällt, so erhältst Du es.“

Sie hatte inzwischen ihre Zeichenutensilien zusammengepackt und hing den großen Strohhut an den Arm.

„Wir möchten wohl heimgehen?“ sagte sie. „Ich glaube, es ist schon spät.“

„Ja, ich glaube,“ sprach er mechanisch, ohne nach seiner Uhr zu sehen. Ein nächtlicher Dämmer hing schon über der Erde, und am hellen Abendhimmel zeichnete sich schwach die weiße Mondsichel. „Darf ich Dir Dein Skizzenbuch tragen?“ fragte er.

„Wenn Du willst.“

Dann wandelten sie eine Weile schweigend neben einander her, sie ruhig im Vollgenuß des sanften Abends, fürchtend, durch eine Unterhaltung die Gedanken des Begleiters, die unzweifelhaft bei seiner Wissenschaft weilten, zu stören. Wenn sie geahnt hätte, wie weit entfernt von aller Wissenschaft jene waren! Ganz hier inmitten dieses stillen Waldes, und doch wieder abschweifend von der Wirklichkeit in

die Welt der Träume. Es war ihm plötzlich, als wandere er mit seinem Weibe, nicht Valerie, aber mit dem Weibe, wie er es sich früher als das zu erwählende gedacht, einfach, freundlich und herzlich. Sie hatten schon einen langen Spaziergang zusammen gemacht, und nun war es spät geworden, die Zeit des Abendbrots längst vorüber, aber das schadete nichts, um so besser würde ihnen dann daheim auf der grünumrankten Veranda das einfache Mahl munden. Nach Tisch lasen sie noch ein halbes Stündchen zusammen, vielleicht seine Horazische Lieblingsode; denn Horaz mit seiner aurea mediocritas war der Dichter nach seinem Herzen, heiter und genügsam, ohne himmelstürmende Pläne. Es war recht schön, daß Isa mit ihm lesen konnte —

Er zuckte heftig zusammen, als er bemerkte, wie plötzlich an Stelle seiner Idealfrau, die keine Ahnung von Latein gehabt hatte — gewiß nicht! — Isa getreten war, und zum Ueberfluß, wie häufig ohne äußere Veranlassung die Gedanken zweier Menschen, die sich nahe stehen, denselben Weg gehen, sagte jetzt Isa:

„Wir haben recht lange nicht mehr mit einander gelesen, Papa.“

Er blickte betroffen auf.

„Ich fürchte, alles zu vergessen, denn um allein fortzustudiren, fühle ich mich noch nicht sicher genug.“

„Ich war jetzt häufig ermüdet — und es würde die Mama langweilen. Also ihr wollt ins Seebad reisen?“ fragte er dann, weniger um wieder von dem unerquicklichen Thema zu beginnen, als weil er es gefährlich fand, seinen Träumen nachzuhängen.

„Wir?!“ rief Isa erstaunt. „Mama sprach zuweilen davon. Ich habe nicht viel Lust, mitzugehen.“

„Warum nicht?“

Isa zögerte einen Augenblick.

„Ich — ich liebe die See nicht. Wirst Du Mama begleiten?“

„Als Gast der Neumayers?“ stieß er zornig hervor. In seiner neu erwachten Erbitterung über den heimlichen Plan merkte er gar nicht, daß Isa nur einen Vorwand gebraucht hatte. „Die Söhne kommen wohl auch mit?“

„Ja — und —“

„Das dürfte Dir wohl nicht unangenehm sein. Ich entsinne mich, daß Du sie dem Doktor Orthmann gegenüber immer warm in Schutz nahmst.“

Sie zog hochmütig die Oberlippe in die Höhe.

„Ja, das that ich. Es geschah aber wahrhaftig nicht Neumayers zuliebe, sondern einzig und allein, um dem eingebildeten Menschen eine Lektion zu erteilen.“

„Orthmann meinst Du? Er war Dir leider von jeher antipathisch.“

„Das beruht auf Gegenseitigkeit,“ sagte sie hart.

„Ja, es ist wahr," bestätigte er aufrichtig. „Schade. Ich halte viel von ihm. Da fällt mir ein, daß ich heute wieder einen Brief von ihm erhalten habe. Er ist recht schreibselig geworden seit unserem letzten Wiedersehen."

„Findest Du? Im Frühling ließ er Dich einmal sehr lange auf Nachricht warten."

„So." Und da Albert nicht Miene machte, etwas aus seinem Briefe mitzuteilen, fügte sie nach einer Weile mit gleichgiltiger Höflichkeit hinzu:

„Was schreibt er denn?"

„Wer?" fragte Albert zerstreut. Seine Gedanken waren inzwischen längst wieder fortgeflattert. „Ach so, Orthmann. Ich habe den Brief noch nicht gelesen. Wenn es Dich interessirt —" und er wollte ihn aus seiner Tasche ziehen.

„O nein, ganz und gar nicht."

Es war neun Uhr geworden, als die beiden heimkamen. Frau Valerie war sehr ungehalten, denn sie hatte ein warmes Abendbrot bereiten lassen, und das war durch die lange Verzögerung gründlich verdorben.

Neunzehntes Kapitel.

Nach Tisch las Albert den Brief, den er erhalten hatte, doch vor. Er lautete:

„Athen, 2. Juli.

„Lieber, alter Freund!

„Zur Zeit, wo dieser Brief Dich erreicht, hatte ich eigentlich gehofft, mich in persona bei Dir einzufinden und wieder ein paar gemütliche Nachmittage oder Abende mit oder ohne Familie Neumayer bei Dir zu verleben. Im Rate der Götter war es anders beschlossen, und das ist mir sehr nahe gegangen, nicht bloß, weil ich mich auf ein Wiedersehen mit Dir aufrichtig gefreut habe, sondern hauptsächlich, weil es hier scheußlich ist. Wie Du schon weißt, kam es mir selbst überraschend, daß ich von England direkt nach Griechenland segeln mußte. Ich würde es sonst kaum so thöricht eingerichtet haben, daß ich die Zeit der Nebel in England verbrachte und nun in der ärgsten Sommerhitze mein Haupt von der Sonne Homers bestrahlen

lasse, eine Sommerhitze, gegen die unsere Hundstage Wickelkinder sind. Ich habe, seitdem ich mich im Süden herumtreibe, wie auf so manchen andern Luxus, auch auf den der Reinlichkeit bis zu einem gewissen Grade verzichten gelernt. Denn die Reinlichkeit ist doch ein Luxus, nicht wahr? Du brauchst das Deiner schönen Stieftochter nicht zu sagen, ich glaube, ich fiele sonst noch tiefer in den Abgrund ihrer Verachtung — wenn das überhaupt möglich wäre! — Aber was einem in solchem griechischen Sommer zugemutet wird, ist selbst für einen abgehärteten Cyniker zu viel. Nichts im Uebermaß, sagt schon Dein Freund Sokrates. Die Hitze! Der Gestank! Die Menagerie kleiner Lebewesen! Wenn ich von Zeit zu Zeit einmal das Bedürfnis empfinde, mich zu waschen, habe ich das Gefühl, daß ich mit der grünlich braunen Tunke, die hier aus der Wasserleitung quillt, eine ganze Bazillenkultur — oder heißen die Tiere im Wasser noch Infusorien, wie zu meiner Schulzeit? — auf meinem Gesichte verreibe. Doch ich will mich Dir weiter nicht verekeln. Jeder ist seines Glückes Schmied; und es stünde bei mir, Athen und Griechenland dauernd zu verlassen. Es ist mir sogar recht nahegelegt worden, denn man hat mir eine feste Anstellung angeboten an dem Altertumsmuseum in — wo, sage ich Dir nicht, Du könntest mir sonst zureden, sie anzunehmen, und ich bin bis dato fest entschlossen,

sie abzulehnen. Ich habe mir Bedenkzeit ausgebeten, denn gerade jetzt habe ich wieder einen Plan, einen göttlich schönen Plan! Das liebste an der Stellung, die man mir angeboten hat, ist mir, daß ich sie meinem Werke verdanke. Vielleicht hast Du gelesen, daß die ersten Lieferungen erschienen sind. Ich hätte sie Dir gern zugehen lassen, aber die Verlagsbuchhandlung hat mir die Freiexemplare so knapp bemessen, daß ich damit sehr sparen muß, da ich in fachmännischen Kreisen einige Verpflichtungen habe. Wenn ich Dich besuche, bringe ich Dir die meinen mit. Du wirst Dich über die Bilder sehr freuen, den Text kennst Du zum größten Teil schon. Ich besuche Dich nämlich doch, und zwar möglicherweise schon in einigen Wochen, im August vielleicht, wenn Du zu Hause bist. Ich habe eine Ahnung, daß da eure Ferien sind, genau weiß ich es nicht mehr. Selbstverständlich nimmst Du keine Rücksicht auf mich. Bei mir sind solche Projekte ganz unberechenbar. Mein eigentliches Ziel ist auch Berlin, wo ich hoffe — Nein, ich will lieber noch nichts sagen, Du könntest sonst an den Sueton denken und mich auslachen. Diesmal ist's aber kein Sueton, bestimmt nicht. — Und wenn ich etwa hier in Griechenland noch zufällig auf einen Krösus stieße, einen verrückten Engländer oder dergleichen, der nicht weiß, was er mit seinem Geld anfangen soll und es mir und der Wissenschaft

zu opfern geneigt wäre — so bleibe ich gleich hier. Ich glaube aber, es ist verteufelt wenig Aussicht dazu vorhanden. Was meinst Du? Ich merke eben, daß dieser Brief ein wahres Gedankenchaos enthält. Amice, es ist die Sonne Griechenlands! — Heute war es wieder gar zu heiß, unmöglich zu arbeiten, und da überkam mich so eine Art von Heimweh. Es geht vorüber, und die Stellung nehme ich deswegen doch nicht an. Bewahre! Am besten wär's, ich schickte den Brief gar nicht ab. Du kannst die thörichte Stimmung doch nicht verstehen! Aber, mein Lieber, wenn man im Schweiße seines Angesichts sechs Seiten voll geschrieben hat, dann reut's einen doch, es umsonst gethan zu haben, und Du siehst wenigstens daraus, daß ich Dein gedenke, und behältst das Geschreibsel selbstverständlich für Dich. Vor den strengen Augen Deiner Stieftochter möchte ich allzu schlecht bestehen. Wie würde sie mit dem liebenswürdigen Herrn Neumayer über mich lachen. Ich meine den ältern mit der sonoren Stimme. Ist er noch immer Hausfreund bei euch? Oder vielleicht gar —"

Isa runzelte die Stirn, und Albert hörte auf zu lesen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die nächsten Tage brachten im Gymnasium aufregende Ereignisse, die Albert zwar nicht persönlich betrafen, die ihm aber doch so nahe gingen, daß er darüber seine häuslichen Zwistigkeiten vergaß. Natürlich handelte es sich, wie bei allem, was im Gymnasium passirte, wieder um den unglücklichen Berger.

Wie Albert nach Beendigung der griechischen Stunde in Prima ins Lehrerzimmer trat, fand er dort ein paar seiner Kollegen, die mit zusammengesteckten Köpfen leise eine sehr lebhafte Unterhaltung führten. Bei seinem Eintritt unterbrachen sie ihr Gespräch, so daß es fast den Anschein hatte, als sei er selbst der Gegenstand desselben gewesen.

„Was ist denn vorgekommen?" fragte er, unangenehm berührt.

Der englische Lehrer wandte sich flüchtig um.

„Wissen Sie das noch nicht?"

Der Konrektor aber fuhr, ohne sich jetzt weiter

um den Neuhinzugekommenen zu kümmern, in seiner Rede fort, indem er mit großer Schärfe bemerkte:

„Nach meinem Ermessen ist seine Stellung fortan unhaltbar.“

Doktor Blum strich seinen Schnurrbart und fügte hinzu:

„Den Menschen hat eben Gott im Zorn zum Lehrer geschaffen. Sie entschuldigen, Gesenius, er ist Ihr Freund; aber das geben Sie wohl selbst zu, daß er ein besonderes Geschick darin hat, sich lächerlich zu machen.“

„Berger?“

„Natürlich.“

„Das wäre noch nicht das schlimmste,“ nahm salbungsvoll der Konrektor das Wort, „allein es rächt sich jetzt, daß man, uneingedenk meiner wiederholten und dringlichen Mahnungen, so lange mit verschränkten Armen zugesehen hat, wie er tropfenweise den Schülern das Gift seiner materialistischen Anschauungsweise beibringt. Wo soll das hinführen, wenn ich in der ersten Stunde den Knaben die Heilslehren des Christentums erläutere, und in der nächsten kommt er mit seiner Affentheorie!“

„An Verweisen hat es der Rektor nicht fehlen lassen,“ meinte Doktor Starke, „und auf einen solchen wird es vermutlich auch diesmal herauskommen.“

„Das wolle Gott verhüten!“ sprach der Konrektor,

und der gewichtigen Betonung dieser Worte merkte man es an, daß er den lieben Gott kräftig zu unterstützen gedachte. Darauf nahm er seine Bücher, die er auf den Tisch niedergelegt hatte, zur Hand und entfernte sich.

Blum wartete, bis sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, dann sagte er:

„Ich begreife nicht, wie Berger die Sache überhaupt an die große Glocke schlagen konnte. Mit so etwas muß man selbst fertig werden. Nachdem er nun in seiner Berserkerwut den Dummenjungenstreich durch die ganze Schule ausgeschrieen hat, muß man sich notgedrungen da oben damit beschäftigen, und wer hereinfällt, das ist er selbst.“

„Und mit Recht.“

„Uebrigens war die Geschichte sehr talentvoll gemacht,“ bemerkte wieder lächelnd Doktor Blum.

„Was denn?“ fragte Gesenius, ungeduldig und geängstigt zugleich. „Sie besprechen hier immer in meiner Gegenwart eine Angelegenheit, von der ich nichts weiß, die mir voraussichtlich jedoch keineswegs gleichgiltig ist, da sie Berger betrifft und sich ernster wie sonst anzulassen scheint.“

„Allerdings,“ bestätigte Starke.

Blum zog seine Taschenuhr.

„Noch fünf Minuten,“ sagte er und begann: „Berger hatte heute Physikstunde in Untersekunda und

kam zufälligerweise pünktlicher wie gewöhnlich. Sie wissen, er ist in der Beziehung sonst immer ziemlich nachlässig und hat seine Schüler durch sein spätes Kommen recht verwöhnt. Draußen schon hört er starken Lärm und rasendes Gelächter, zwischendurch, das Lachen übertönend, die Stimme des kleinen Randolph, seines ärgsten Feindes, der ihm einen Possen nach dem andern spielt. Berger stutzt, zögert einen Augenblick, lauscht, dann tritt er mit seinem wuchtigen Schritt in die Klasse. Kolossale Verwirrung! Randolph steht an der Wandtafel, die mit Bildern bedeckt ist; in der einen Hand hält er einen Stock, mit dem er nach Bänkelsängerart auf die Bilder weist, in der andern einen langen Zettel, von dem er, gleichfalls nach Bänkelsängerart, die dazu gehörigen Verse abliest. Höchst komisch! Der Junge hat entschieden eine satirische Ader. Er hat mir immer Spaß gemacht. Und wie er mit ein paar Strichen die Aehnlichkeit trifft, das ist großartig! Das Poem behandelt nämlich die Entwicklung Affenbergers aus einem Orang-Utang. Erstes Bild: Familienstillleben. Der alte, zottige Affe ganz Affe und doch wieder Zug um Zug vorgebildet Berger, im Kreise seiner Familie. Zweites Bild: Kampf ums Dasein. Eiszeit. Familie Berger zu Skeletten abgemagert, mit dürftigem Fell, auf den Bäumen. Drittes Bild: Durch die Not gezwungen, bilden sie ihre Intelligenz aus. Papa Berger, mehr

und mehr seines Fells entblößt, bedeckt sich mit Lappen und macht die ersten Gehversuche auf zwei Beinen. Viertes Bild: Berger auf dem Katheder mit seinem struppigen Bart und seiner wilden Miene, täuschend ähnlich und doch wieder eine ausgesprochene Affenphysiognomie. Dazu ein paar recht amüsante Knittelverse. — Sehen Sie, wenn mir das passirt wäre, hätte ich mir das Gedichtchen zur Erinnerung ausgebeten, hätte es auf die überzähligen Versfüße untersucht und es vielleicht in der verbesserten Form der Klasse zum Lernen aufgegeben. Berger aber schüttelt erst den Rezitator, dann befiehlt er mit Stentorstimme, die sofort den Lehrer aus der Nachbarklasse herbeiruft — Sie waren's wohl, Starke? — daß die Tafel nicht abgewischt werden dürfe, rennt wie ein angeschossener Eber zum Rektor, der sich zufällig gerade in Konferenz mit dem Schulrat befindet. Beide erscheinen in der Klasse, der Schulrat sehr befremdet über die genaue Kenntnis der Darwinschen Entwicklungstheorie in Sekunda, der Rektor in peinlichster Verlegenheit, Berger seinem Porträt ähnlicher wie je."

„Und was wird nun?" fragte Gesenius mit Spannung.

Blum zuckte mit den Achseln.

„Weiß ich's? Vorderhand muß die ganze Klasse nachbleiben. Randolph wird einem peinlichen Verhör

unterzogen, und ich traue dem Jungen wohl zu, daß er Berger tüchtig hereinreiten wird.“

„Die arme Frau!“ meinte Starke bedauernd. „Es wird sie am härtesten treffen, bei aller Sorge, die sie um ihr kränkliches Söhnchen und den noch kränklichern Jüngstgeborenen hat. Sie hat sich selbst noch kaum erholt.“

Nach Beendigung der Schule ging Albert sofort zu Bergers. Berger selbst war sehr zuversichtlicher Stimmung und schien zu glauben, es sei nun ein für allemal den Neckereien abgeholfen worden. Seine Frau sah, wie immer, klarer. Sie war sehr niedergeschlagen. Spitzer und elender als je saß sie in ihrem Lehnstuhl, auf dem Schoß ihr kleines, ein paar Wochen altes Kindchen haltend, das mit einem beständigen leisen Wimmern die trübe Auseinandersetzung begleitete.

„Es wird ein schlechtes Ende nehmen, glaub' es mir,“ sprach sie. „Es wird darauf herauskommen, daß Du selbst den Jungen Ideen in den Kopf gesetzt hast, für die sie noch nicht reif sind und die sie nicht verdauen können. Wie ungebildete und kindische Menschen sehen sie natürlich nur das Lächerliche derselben und übertragen es nun auf Dich, weil sie es aus Deinem Munde gehört haben und Deine Person ihnen deshalb unablöslich mit der Idee verschmolzen erscheint.“

Berger wurde ungeduldig.

„Das hast Du mir schon oft genug gesagt, Gabriele, und ich habe mich gerade in letzter Zeit ungemein in acht genommen. Die Jungen können die Lehren ebenso gut von zu Hause mitgebracht haben.“

Gabriele lächelte bitter.

„Du bist ein großes Kind! Aber verlasse Dich darauf, daß Randolph aufs überzeugendste nachweisen wird, daß Du die Keime gesät hast, die sich zu Deinem Verderben entwickelt haben.“

Es sollte sich nur zu bald zeigen, daß Gabriele die Lage der Dinge richtiger beurteilt hatte als ihr Mann. Es war Randolph zwar nicht gelungen, sich ganz weiß zu waschen. Nicht alle Lehrer beurteilten ihn so mild wie Doktor Blum. Da seit langem verschiedenes andere gegen ihn vorlag und er wiederholt die Klasse aufgehetzt und zu allerhand Unfug angestiftet hatte, wurde seinen Eltern die Mitteilung gemacht, es sei wünschenswert, daß sie ihren Sohn einer andern Schule anvertrauten. Zu gleicher Zeit aber wurde dem Doktor Berger für Ostern seine Stellung gekündigt, weil, wie man ausführte, nach so vielen unliebsamen Zwischenfällen seine fernere Wirksamkeit weder für ihn noch für die Schule als eine ersprießliche angesehen werden könne.

Berger war außer sich. Am ganzen Körper zitternd, eilte er zu seiner Frau und war nicht im stande, ein

Wort hervor zu bringen. Gabriele wußte auch ohne Worte, was geschehen sei, sie hatte alles kommen sehen.

„Ich bin immer vom Unglück verfolgt,“ stieß er endlich hervor, „immer, immer! Ein anderer mit meinen Kenntnissen wäre längst Professor an einer Universität, in der Lage, etwas Dauerndes für die Wissenschaft leisten zu können, während ich hier verkümmern muß. Und nun! — nun jagen sie mich auch hier fort — diese Buben!“

Er stützte wie gebrochen den großen Kopf auf die Hand.

„Nur nicht gleich verzagen!“ ermutigte Gabriele mit ihrer harten Stimme. „Wir müssen sehen, wo wir ein anderes Unterkommen finden, und bis Ostern ist noch lange Zeit.“

Er sprang auf.

„Denkst Du, ich würde es über mich gewinnen, bis Ostern als verabschiedeter Lehrer hier zu bleiben, mich aufs Katheder zu stellen vor die gaffenden, lachenden Schuljungen und ihnen alle Tage den Triumph vom Gesicht abzulesen, daß sie mich besiegt haben? Nein, Gabriele, ich gehe gleich. Ich habe es auch dem Rektor gesagt. Nicht eine Stunde gebe ich mehr. Und wenn die großen Ferien beginnen, ziehen wir aus.“

„Aber, Friedrich!“ rief sie entsetzt. „Was sollen wir denn anfangen ohne Wohnung, ohne Verdienst — mit den Kindern?“

„Ich glaubte allerdings, Du würdest mich begreifen und mir eine Erniedrigung nicht zumuten," sprach er mit finsterer Stirn.

Ein Ausdruck von kalter Bitterkeit legte sich auf ihr Gesicht.

„Man muß sich oft genug erniedrigen im Leben, wenn man arm ist. Das haben wir schon durchgemacht und werden es auch noch durchmachen. Natürlich kannst Du nicht widerrufen, was Du gesagt hast, und wir müssen nun sehen, wie wir uns durchschlagen. Es wird wohl das beste sein, wenn ich mich vorläufig um Stunden bemühe. Nur ist es schwierig durchzuführen mit den Kindern, dem Kleinen besonders, der so elend ist. Vielleicht daß ich für billiges Geld auf ein paar Stunden des Tags eine Wärterin finden kann."

Sie hatte ihren Plan schon ganz fertig, und ein paar Minuten später blätterte sie in der Zeitung, ob etwa eine Wohnung ausgeboten wäre, die für sie paßte.

Albert war so voll von dem Geschehenen, daß er nicht umhin konnte, daheim davon zu sprechen, obwohl er wußte, daß Valerie für die Vorkommnisse im Gymnasium kein Interesse habe und speziell der Familie Berger feindlich gesinnt sei. Es berührte ihn darum auch nicht besonders, daß sie ganz kühl antwortete: „Es war voraus zu sehen, daß es einmal so kommen würde." Wohl aber ging es ihm nahe, wie Isa sagte:

„Es ist ganz gut, daß der unleidliche Zustand einen so schnellen Abschluß gefunden hat.“

„Das sagst Du, Isa!“ rief er schmerzlich. „Du, die Du Berger doch immer zu achten und zu schätzen wußtest und seiner Frau so wohl wolltest!“

„Eben deshalb. Seine Thätigkeit im Gymnasium sagte ihm doch gar zu wenig zu.“

Albert war versteinert über diese unvernünftige Auffassung, er schüttelte langsam den Kopf und maß Isa mit einem mißbilligenden Blick.

„Ist das nicht auch Deine Ansicht?“ fragte das Mädchen harmlos.

„Aber, Isa! Was soll denn aus den Leuten werden?“

„Du thust gerade, als ob sie direkt an den Bettelstab gekommen wären!“ warf Valerie ein.

„Viel anders ist es auch nicht,“ sagte Albert ernst.

„Ein Mann mit seinem Wissen wird doch leicht eine andere einträgliche Beschäftigung finden.“

„Außerhalb des Lehrerberufs? Das wird schwer halten,“ erwiderte Albert. „Und selbst als Lehrer! Von einem Tag zum andern bietet sich schwerlich eine Stellung.“

„Du denkst, daß sie mit ernstlichen Sorgen zu kämpfen haben?“ fragte Isa.

„Natürlich. Und sie sind noch kaum aus den Sorgen herausgekommen.“

„Man muß ihnen helfen,“ sagte Isa.

„Wie meinst Du das?“ fragte Albert.

„Nun, ich meine,“ antwortete das junge Mädchen, „daß Du ihnen eine Summe Geld vorstrecken solltest. Du bist so gut mit Berger befreundet, daß er es ruhig annehmen kann.“

„Von mir?“ wiederholte Albert langsam.

„Ja.“

„Auf die Zurückgabe würdest Du allerdings wahrscheinlich lange warten müssen,“ bemerkte Valerie mit einem unfreundlichen Lächeln.

„Und woher soll ich denn das Geld nehmen?“

„Das möchte ich auch wissen,“ lachte Valerie.

„Du — aber —“ Isa stockte.

„Ich möchte mir schon manchmal den Kopf wund denken, wie ich unsern eigenen Unterhalt bestreiten soll,“ murmelte Albert.

Isa wurde sehr nachdenklich. Sie sah mit großen Augen abwechselnd ihren Vater und ihre Mutter an, aber sie sagte nichts weiter.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Angelegenheit wurde überhaupt nicht wieder berührt. Während der Mahlzeiten besprach man die weiteren Sommerpläne, die jetzt feste Gestalt angenommen hatten. Die Villa war definitiv vermietet; Valerie und Harry würden der Einladung nach Blankenberghe folgen; Isa hatte abgelehnt und wollte eine Sommerfrische in den Bergen aufsuchen. Etwas Passendes stand schon in Aussicht, ein schön gelegenes Pensionshaus, von einer Tante der Frau Starke gehalten, die vorzugsweise alleinstehende junge Damen in ihren Schutz nahm. Albert beabsichtigte, um sich für den Landaufenthalt zu entschädigen, auf vierzehn Tage ins Riesengebirge zu reisen. Einer seiner Kollegen hatte ihn dazu überredet. Sie wollten gemeinschaftlich große Fußtouren unternehmen mit dem Ränzel auf dem Rücken, wie Studenten. Wie er sich auf diese Märsche in der reinen, dünnen Gebirgsluft freute! Sicher würden sie ihn so stärken und erfrischen, daß

er es für den Rest der Ferien ganz gut in der Stadt aushalten und eine dringende Arbeit, die er sich während dieser Zeit zu vollenden vorgenommen hatte, in Muße erledigen könnte. In seinem jetzigen Zustande würde ihm das allerdings unmöglich gewesen sein. Ohne an einer ausgesprochenen Krankheit zu leiden, fühlte er sich durch und durch unwohl. Er hatte sogar schon mehreremale leichte Schwindelanfälle gehabt, die ihn, der sonst stets gesund gewesen, ziemlich beängstigten. Er hatte Valerie davon gesprochen. Sie zeigte sich nicht sonderlich beunruhigt.

„Das ist die abscheuliche Stadtluft!“ meinte sie. „Du siehst nun wohl ein, daß ich recht hatte. Lüfte nur ordentlich.“

Das war leicht gesagt. Er kam immer erst um die Mittagszeit nach Beendigung der Schulstunden in seine Wohnung, und wenn er da das Fenster zu öffnen versuchte, drang eine so drückende Schwüle von draußen herein, daß er es lieber wieder schloß.

Wie sauer ihm die Arbeit jetzt fiel. Heute besonders wollte es damit gar nicht vorwärts gehen. Er hatte der Privatstunden wegen in den letzten Tagen keine Hefte korrigirt, und nun hatten sie sich über Gebühr angesammelt. Der Kopf war ihm so schwer, wie Blei lag's ihm in den Gliedern, und dabei war es ihm so leer und so nüchtern im Magen. Ob er wohl doch zu wenig gegessen hatte? Das warme

Essen, aus dem Wirtshaus geholt, die fetten Kotelettes und die Beefsteaks von zweifelhafter Frische, waren ihm so verleidet gewesen, oft schon hatte er sie unberührt gelassen, wozu also die unnötige Ausgabe machen? So hatte er sich heut eine belegte Semmel an Stelle des Mittagsbrotes gekauft, und auch diese lag noch zur Hälfte vor ihm, selbst von dem Bier stand noch ein Rest im Glas. Es roch ihm widerlich schal in die Nase und vermischte sich mit dem Modergeruch eines verwelkten Feldblumenstraußes, dessen Stiele kaum die dunkelgrüne, trübe Lache erreichten, die den Boden der Vase bedeckte.

Also die Hefte. Und dann gab es noch so mancherlei, was erledigt werden mußte. Zum Beispiel, wie lange war es her, daß er nicht an seine Mutter geschrieben hatte! Was sollte er ihr auch schreiben? Es widerstrebte ihm, über seine Frau zu klagen, und sich zu verstellen, von einem Glück zu berichten, das er nicht gefunden hatte, war ihm erst recht unmöglich. Sie würde es auch gar nicht geglaubt haben, sie kannte seine Frau zu gut, so selten sie dieselbe auch gesehen. Sie wußten es beide ganz genau, er und seine Mutter, warum sie seit seiner Vermählung sein Haus gemieden hatte und warum er sich bei den seltenen Besuchen, die er ihr abstattete, stets allein einfand. Warum ihn gerade heut die Sehnsucht nach der alten Frau so mächtig packte?

Und plötzlich, wie sein Blick den Kalender streift, fällt's ihm ein, ohne daß er auch nur das Datum gelesen hätte. Morgen ist ihr Geburtstag. Da muß er gleich schreiben, das ist das wichtigste. Er sucht ihren Brief hervor, den, welchen er zuletzt erhalten hat. Wie gute, liebe Briefe sie schreibt, so einfach, so herzlich — und so taktvoll. So taktvoll! Daß sie nötig hat, ihrem Sohne taktvoll zu schreiben! Valerie erwähnt sie wenig, ohne Liebe, ohne Haß, gleichgiltig. Von dem Kleinen spricht sie häufig, gewiß bereite er ihm viel Freude, stehe er doch gerade in einem so niedlichen, drolligen Alter. Nach seinen Studien und Stunden fragt sie ihn, nach früheren Schülern, nach den Kollegen und ihren Frauen. Frau Emma hat sie besonders ins Herz geschlossen.

„Wie schön muß es jetzt bei euch sein, die ihr von euren Fenstern aus gerade ins Grüne seht," schreibt sie, und in die folgenden Zeilen mag sich wohl etwas Sehnsucht mischen, denn sie wohnt bei ihrer Tochter gerade inmitten der Stadt. „Vom zeitigen Frühjahr an verfolge ich im Geiste das Wachstum und die Entwicklung der schönen Kastanienbäume, die mir so teuer sind. Ich sehe, wie die ersten dicken Knospen sich an die braunen Zweige ansetzen, wie sie allmälich größer und größer werden, zuerst ganz hell und gelbgrün, dann werden sie voller und runder und dunkler in der Farbe. Plötzlich erscheinen die

großen roten Blüten; wie bunte Kerzen auf dem Weihnachtsbaum stehen sie aufrecht da. Jetzt sind auch diese schon abgefallen. In dem dichten Laubwerk zwitschern die Spatzen. Weißt Du, wie sie Dich zuweilen störten mit ihrem lauten Geklatsch, und wie ich manchmal das Fenster schließen mußte, wenn sie es gar zu arg trieben? Aber lieb hatten wir die munteren Gesellen doch. Am Ende suchen Dich meine Gedanken am falschen Ort und Du bist wieder aufs Land gezogen. Da hast Du's natürlich noch schöner, vorausgesetzt, daß der Weg nicht zu weit ist; denn glaube mir, ein weiter Weg, in warmer Tageszeit zurückgelegt, kann mehr schaden, als der ganze Aufenthalt nützt. Auch das allzu frühe Aufstehen würde Dich ermüden. — Da fange ich richtig wieder an, für Dich zu sorgen, als ob es noch meines Amtes wäre, und mich um Dein Wohl zu kümmern, was doch Deine Frau sicher viel besser versteht und mir recht übel nehmen könnte. Ich lasse sie bitten, mir zu verzeihen, daß ich mich in ihre Rechte mische, und grüße sie und die Deinen vielmals —"

„Was doch Deine Frau sicher viel besser versteht —" Ueber die Stelle kommt er lange nicht hinweg. Dann nimmt er langsam einen Bogen Papier und breitet ihn vor sich aus.

„Meine liebe Mutter." — Er stockt. Er kann gar keinen Anfang finden. Noch einmal greift er

nach ihrem Briefe. „Da fange ich richtig wieder an, für Dich zu sorgen, was doch gar nicht mehr meines Amtes ist, und mich um Dein Wohl zu kümmern, was Deine Frau sicher viel besser versteht —" Und wie er alles überdenkt, rollt eine Thräne auf das Blatt und macht einen großen, hellen Rand um die geliebten Schriftzeichen.

„Was Deine Frau sicher viel besser versteht." Er wiederholt mechanisch den Satz so oft, bis er gar keinen Sinn mehr für ihn hat. Der Kopf ist ihm schwer, sehr schwer, der Atem so beklommen. Wie eine heiße Welle steigt's ihm in die Stirn — plötzlich löst sich die Spannung — und nun — ist's besser —

Isa hatte die Bergersche Angelegenheit keineswegs vergessen. Sie sagte sich, daß wenn es ihrem Stiefvater unmöglich sei, den Bedrängten zu Hilfe zu kommen, sie mit ihrem reichen Vermögen, dessen Zinsen sie nur zum kleinen Teil aufbrauchte, dazu sehr wohl in der Lage wäre. Deshalb beschloß sie, selbst zu Gabriele zu gehen, um dieser ihre Hilfe anzubieten. Sie fuhr nachmittags in die Stadt und begab sich zunächst in ihre eigene Wohnung. Wie sie mit dem Hausschlüssel die Thüre öffnet, hört sie plötzlich einen dumpfen Fall. Erschrocken fährt sie zurück. Sollten vielleicht Diebe — Sie lauscht. Nichts regt sich. Furcht ist ihr fremd. Vorsichtig

tritt sie ein. Das Wohnzimmer ist leer. Behutsam öffnet sie das Studirzimmer.

„Papa!“ schreit sie. Da liegt er am Boden, gerade neben dem Schreibtisch, das Gesicht der Erde zugekehrt. „Tot!“ schießt es ihr durch den Kopf. Neben ihm liegt ein Zettel, der ihm offenbar beim Fall entglitten ist. Seine letzten Worte? Sie wirft einen flüchtigen Blick darauf. Nein, die Schrift ist nicht von seiner Hand, und unwillkürlich überliest sie die Stelle, die er zuletzt gelesen. Nun merkt sie auch, daß er nicht tot ist, ohnmächtig wahrscheinlich. Sie reißt das Fenster auf und sucht nach Wasser, um ihn damit zu besprengen. Da schlägt er auch schon die Augen auf, von dem frischen Luftzug berührt, den der Abendwind hereinträgt. Er starrt sie fremd an.

„Bist Du das, Isa?“ fragt er langsam, noch ganz traumbefangen. „Bist Du's?“

„Ja, Papa.“

Er tastet sich nach der Stirn.

„Wirklich?“

„Wirklich und leibhaftig. Wie ist Dir, Papa?“

„Gut, sehr gut. Ich glaube, es war eine Ohnmacht, wenn ich mich nicht fast schämen müßte, das anzunehmen. Nun ist's vorbei.“ Er empfindet ein eigenes, wohliges Behagen. Jetzt versucht er, sich langsam zu erheben. Wie er sich aber auf die rechte Hand aufstützen will, stößt er einen Klagelaut aus

Er war mit der ganzen Last des Körpers auf dieselbe gefallen.

„Was ist Dir, Papa?“ fragt sie, indem sie ihm zu Hilfe eilt.

„Die Hand schmerzt mich sehr. Es wird nichts zu bedeuten haben — doch muß ich gleich einen Brief schreiben.“ Allmälich sammelt er seine Gedanken, und immer kehren sie wieder auf einen Punkt zurück. „Daß Du gerade jetzt kommen mußtest!“

Sie erklärt ihm den Grund ihrer Anwesenheit.

„Es war wirklich recht gut,“ sagt sie, „und auch recht nötig.“ Dabei fängt sie an, Ordnung zu machen. Sie schafft zunächst die Speisereste weg und die verdorrten Blumen. Den Strauß hatte sie einmal gepflückt und ihm auf seine Bitte gegeben.

„Laß doch die Blumen da,“ bittet er.

„Bewahre. Sie sind ganz verwelkt.“

„Ich sah sie so gern.“

„Aber ich rieche sie nicht gern,“ lacht sie.

Unterdes will er den Brief beginnen, allein er ist nicht im stande, die Feder zu halten; ein heftiger, stechender Schmerz durchzuckt ihn, sobald er die Hand zu heben versucht.

„Ich kann nicht. Ich fürchte, die Hand ist arg verrenkt.“

„Wir wollen kalte Umschläge machen, und Du diktirst mir,“ schlägt Isa vor.

„Das geht nicht — das heißt, wenn Du wirklich so gut sein wolltest.“ Er darf doch die Mutter nicht vergeblich auf ihren Geburtstagsglückwunsch warten lassen, und er kann sich ja kurz fassen.

Merkwürdig, wie gut das Diktiren geht. Alle Sommerpläne teilt er ihr mit, mancherlei Gymnasialnachrichten: der Brief wird länger als alle die anderen Briefe in den letzten Jahren.

„Und ängstige Dich nicht über den kleinen Unfall, der mir zugestoßen ist und den ich gar nicht erwähnt hätte, wenn nicht die fremde Schrift eine Erklärung heischte. Die Verrenkung ist ganz belanglos. Es geht mir vollkommen gut, und ich bin sehr glücklich.“

Wie sich seine gute alte Mutter über diese Stelle freute!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am nächsten Morgen ward es lebendig im Hause. Valerie kam mit Harry und den Dienstboten. Sie hatte noch alle Hände voll zu thun, denn die Abreise war plötzlich, wie ihr Erna schrieb, auf den folgenden Tag festgesetzt worden. Die Gute hatte wohl nicht berechnet, was das heißen wollte, in so kurzer Frist alles in stand zu setzen und zu packen. Vorderhand sah Valerie auch noch gar nicht die Möglichkeit, fertig zu werden. Und nun hatte sich Albert noch die Hand verstaucht! Es that ihr sehr leid; ob er nicht lieber den Arzt fragen wolle? Sie könne gleich mit vorüber fahren, um ihn zu bestellen. Davon wollte er nichts wissen, wegen einer verrenkten Hand schicke man nicht zum Arzte. Allerdings hatte sich die Anschwellung trotz der kalten Umschläge nicht vermindert, und die Schmerzen nahmen beständig zu. Valerie bot ihm auch an, ihre Abreise zu verschieben, sie müsse dann freilich allein reisen, was unangenehm sei, allein sie

bringe ihm gern das Opfer. Auch sei ihre Strandtoilette noch nicht fertig, und sie könne dieselbe in diesem Falle gleich mitnehmen, statt sie nachschicken zu lassen.

Albert nahm das Opfer nicht an, wenngleich seine Frau bemüht gewesen war, ihm die Annahme durch die hinzugefügte Bemerkung zu erleichtern. Es war gar sehr geräuschvoll im Hause, seitdem sie eingezogen war, und er bedurfte der Ruhe. „Isa bleibt ja noch bis übermorgen da und wird für alles sorgen.“ Damit tröstete sich Frau Valerie. Es war ihr höchst unangenehm und eine weit größere Enttäuschung, als sie selbst zugab, daß Isa so entschieden auf ihrer Weigerung, sie zu begleiten, beharrte. Bitten, Vorstellungen, Klagen, nichts hatte gefruchtet. Isa hatte sich nicht einmal mehr die Mühe genommen, zu behaupten, die Seeluft sage ihr nicht zu; sie wollte einfach nicht. Und seit den Tagen ihrer verwöhnten Kindheit genügte dieser Grund statt aller anderen.

Nachdem die Söhne Neumayer von Isas Wegbleiben unterrichtet worden waren, stellten sich ihrem Aufenthalte auch plötzlich Hindernisse entgegen, und Hugo besonders, der erst dringend einer vierwöchentlichen Kur benötigt hatte, war so ans Geschäft gebunden, daß er höchstens acht Tage würde erübrigen können. Es sei natürlich auch etwas eintönig für einen jungen Mann, mehrere Wochen ruhig im See-

bad zuzubringen — ausgenommen in angenehmer Gesellschaft, sagte Frau Neumayer mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit in Isas Gegenwart zu Frau Valerie. Diese machte eine kleine zustimmende Bemerkung, und beide sahen dann auf Isa, als erwarteten sie, daß letztere sich über den Gegenstand ausspreche. Sie folgte auch der stummen Aufforderung.

„Ich begreife das alles nicht," sagte sie kurz angebunden, wie immer. „Entweder jemand bedarf einer Kur, und dann geht er mit oder ohne Gesellschaft, oder er bedarf keiner Kur — nun, dann um so besser für ihn."

Isa blieb jetzt für die wenigen Tage, die sie noch von ihrer Abreise trennten, in der Stadt. Die Sommerwohnung war bereits von den Nachfolgern bezogen, und hier gab es so viel zu ordnen, daß sie noch nicht einmal Zeit gefunden hatte, diejenigen aufzusuchen, um derenwillen sie an jenem Nachmittage zur Stadt gekommen war. Zudem hatte sich der Zustand von Alberts Hand bedeutend verschlimmert. Gleich nachdem Valerie abgereist war, ließ Albert, da sich die Schmerzen bis zur Unerträglichkeit steigerten, doch einen Arzt kommen. Dieser machte ein bedenkliches Gesicht und konstatirte, daß das Handgelenk gebrochen sei. Der Arm bedürfe vollständiger Ruhe, weswegen er noch heute einen Gipsverband anlegen werde. An eine Reise sei auf Wochen hinaus nicht zu denken.

Isa erklärte sich sofort bereit, unter diesen Umständen auch ihrerseits die Ferienreise aufzugeben. Gesenius protestirte; das könne er gar nicht annehmen.

„Du weißt selbst, Papa, daß mir an meiner Reise nicht das geringste liegt und daß ich dieselbe nur geplant habe, weil wir alle nicht wußten, was wir mit meiner unnützen Persönlichkeit während der Ferien beginnen sollten. Nun, da sich mir die seltene Gelegenheit, einmal wirklich etwas zu nützen, bietet, wirst Du mir diese Freude hoffentlich nicht verderben. Du müßtest denn vorziehen, Mama zurück zu berufen," fügte sie hinzu.

Davon wollte er erst recht nichts wissen, „nachdem sie erst in Blankenberghe angekommen sind und die Kur so nötig haben!"

Albert dachte nun zunächst an seine Mutter, aber da traf gerade ein Brief der Schwester ein mit der Nachricht, die Mutter sei soeben für vierzehn Tage zu einer alten Freundin gereist, die sie schon wiederholt dringend eingeladen habe.

„Du siehst, Papa, es bleibt Dir nichts übrig, als mit mir vorlieb zu nehmen," meinte lächelnd Isa.

Er könne auch ganz gut allein mit dem Dienstmädchen bleiben, schlug er noch einmal vor, im Innern schon fest überzeugt, daß auch dieser Vorschlag verworfen werden würde — und gar nicht böse darüber.

„Du überlegst Dir gar nicht, wie furchtbar einsam Du Dich fühlen würdest,“ sprach eifrig das junge Mädchen. „In zwei, drei Tagen werden die letzten Deiner Kollegen ausgeflogen sein. Du bleibst mutterseelenallein im Gymnasium zurück, und wenn Du auch ein Mann bist, der sich zu beschäftigen versteht, so solltest Du einmal sehen, wie endlos lang Dir die Tage erscheinen würden, noch dazu, da Du unfähig bist, zu schreiben.“

Das war allerdings das schlimmste. Gesenius hatte sich für den Teil der Ferien, den er in der Stadt verleben wollte, die Beendigung eines größern Artikels vorgenommen, der als Fortsetzung und weitere Begründung seiner ersten Arbeit über die Vorzüge der humanistischen Bildung gelten konnte. Jene war gleich nach ihrem Erscheinen von den vornehmeren wissenschaftlichen Zeitungen mit großem Beifall aufgenommen worden; natürlich hatte es aber aus dem gegnerischen Lager auch nicht an abfälligen Beurteilungen gefehlt, und diese zu entkräften und zu widerlegen, war nun Alberts Vorhaben.

„Ich werde Dir also Sekretärdienste leisten,“ sprach Isa wie von einer vollendeten Thatsache, „und Du wirst mich zum Lohne dafür in verschiedenen Fächern, die ich Dir noch näher bezeichnen werde, unterrichten. Da ist zum Beispiel die alte Geschichte, die jedem Kind in den unteren Schulklassen so gründ-

lich eingepaukt wird. Ich habe die letzteren nie besucht, und wenn ich auch später manches nachgeholt habe, so fühle ich doch da und dort noch recht empfindliche Lücken. Auch die Kunstgeschichte der Alten ist mir ganz fremd. Ich habe wohl in Italien früher viele Kunstdenkmäler gesehen, aber ohne alles Verständnis. Und die Architektur wenigstens würde mich wirklich sehr interessiren."

Albert willigte nur zu gern ein. Früh und abends kam ein Heilgehilfe, der ihm beim An- und Auskleiden behilflich war, und die kleinen Handreichungen, die sich im Laufe des Tages nötig machten, übernahm Isa. Wie behaglich sie ihm das Leben zu gestalten verstand! Nicht als ob sie ihn mit Aufmerksamkeiten überschüttet hätte; jemand etwas von den Augen abzusehen, lag nicht in ihrer Art; aber er war so wenig verwöhnt und für das Selbstverständliche dankbar. Herrschte doch ringsum Ordnung, Regelmäßigkeit und Sauberkeit — und Ruhe! Diese himmlische Ruhe! Kein Schelten, kein Klagen, keine Vorwürfe! Mittags nahmen sie zu zweien das Mahl ein, und — war es Zufall oder freundliche Absicht? — immer stand eines seiner Lieblingsgerichte auf dem Tisch. Oder bildete er sich am Ende gar nur ein, daß es seine Lieblingsgerichte wären, weil sie ihm — mit dem freundlichen Gesicht des jungen Mädchens als Gegenüber — so vortrefflich mundeten? Das letztere

mochte wohl richtig sein, denn thatsächlich kümmerte sich Isa, die auf das Essen gar keinen Wert legte, nur sehr wenig um den Speisezettel und überließ die Zusammenstellung desselben vollständig der Köchin. Für den Abend lud Isa gern Kollegen ihres Stiefvaters zu Gaste, so lange solche nämlich noch anwesend waren. Freilich flogen sie nach Beginn der Ferien nur allzu schnell aus, und die einzigen, welche dablieben, Bergers, waren so mit ihrem Umzug beschäftigt und von dem krampfhaften Suchen nach Beschäftigung und Erwerb eingenommen, daß sie nur wenig Zeit übrig behielten und zudem recht trübe Gesellschafter waren. Isas Anerbieten, daß sie den Bedrängten mit einer Summe Geldes aus der augenblicklichen Verlegenheit helfen wolle, hatte Gabriele auf das entschiedenste abgelehnt, so schroff, daß das betroffene junge Mädchen gar nicht wagen durfte, in sie zu dringen. Sie könne nicht Geld annehmen zu einer Zeit, wo sie keine Möglichkeit vor sich sehe, es zurück zu erstatten, zudem stehe es gar nicht so schlimm um sie; sie, Gabriele, habe bereits zwei oder drei Schülerinnen gefunden; die Hauptsache sei nun, eine Beschäftigung für ihren Mann ausfindig zu machen. Wie das aber mitten im Sommer glücken sollte?

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es klingelte. Ein ganz seltener Laut in der Stille der Geseniusschen Ferienwirtschaft. Das Dienstmädchen war ausgegangen, und Isa war genötigt, selbst zu öffnen. Vor der Thüre stand wie einer, der gar nicht erwartet, daß man ihm öffnen würde, Philipp Orthmann, und prüfte mit den Augen Schild und Thürverschluß in der Absicht, eine Stelle zu entdecken, wo man passenderweise eine Visitenkarte anbringen könne. Wie er das junge Mädchen erblickte, trat er einen Schritt zurück und sagte mit einer Offenheit, die stark an Unhöflichkeit grenzte:

„Wie, Sie sind da?"

„Ich bedaure, Ihnen diese unangenehme Ueberraschung bereiten zu müssen," antwortete sie ziemlich scharf. Sie wollte es ihm an Liebenswürdigkeit nicht zuvorthun.

„Es war nicht schlimm gemeint," sagte er mit burschikoser Nonchalance. „Ich glaubte nämlich, einen

ganz vergeblichen Gang zu thun, denn während der Schulferien pflegt alles verreist zu sein, und nun treffe ich nicht nur Albert — um Verzeihung, Ihren Herrn Vater — sondern die ganze Familie."

„Sehr bedauerlich," meinte Isa spöttisch.

„Für Sie oder für mich?" fragte Philipp, der jetzt erst wieder dessen eingedenk wurde, daß er dem jungen Mädchen gegenüber mit seinen Worten auf der Hut sein müsse.

„Es scheint das letztere."

„Oder beides, denn Sie wollen mich nicht einmal hereinlassen. Das ist so mein gewohntes Schicksal an dieser Thür."

Sie wich einen Schritt zur Seite, um ihn eintreten zu lassen.

„Bitte!"

„Welchem glücklichen Zufall verdanke ich es denn eigentlich, Sie zu Beginn des August sämtlich hier zu treffen?"

Isa lächelte.

„Wir sind ja gar nicht alle da."

Unwillkürlich machte er eine Bewegung, als wolle er wieder zurückgehen.

„Albert — Ihr Herr Vater ist nicht da?"

„O ja. Beruhigen Sie sich, Papa ist da. Mama und Harry sind im Seebad."

„Und Sie?" fragte er befremdet.

„Wie Sie sehen, bin ich hier geblieben.“

Während sie noch überlegte, ob sie ihm überhaupt eine erklärende Antwort geben solle, öffnete sich die Thür des Wohnzimmers, und Albert trat zu ihnen.

„Bist Du's, Orthmann, oder bist Du's nicht?“ rief er. „Ich höre da immer zwei bekannte Stimmen und erwarte erfreut, daß der neuangekommene Besuch auch mich begrüßen werde, aber umsonst! Schließlich litt's mich nicht länger da drinnen. Also, grüß Gott, Orthmann! Die Hand zum Willkommen kann ich Dir freilich nicht reichen, wenigstens nicht die rechte.“

„Was hast Du denn mit Deinem Arm gemacht?“ fragte Philipp erschrocken.

„Hat es Dir Isa noch nicht erzählt? Ich habe die Hand gebrochen. Die Geschichte ist ungefährlich, aber sehr langwierig. Deswegen findest Du mich auch als einzigen meiner Art in den Hundstagsferien in der Stadt.“

„Na, glücklicherweise scheinst Du Dein Unglück nicht tragisch zu nehmen,“ meinte Philipp. „Du bist so frisch und vergnügt, wie — wie ich Dich lange nicht gesehen habe.“

„Als Philosophen tragen wir das Unglück mit Würde, nicht wahr, Isa? Isa hat nämlich ihre Sommerreise aufgegeben, um mich zu pflegen. Wenn es mir da nicht gut gehen soll!“

„In der That.“ Er fand Gesenius merkwürdig

verändert. Etwas von der Frische aus den Tagen ihrer ersten Bekanntschaft schien ihm wiedergekehrt zu sein, und sich zu Isa wendend, fügte er hinzu: „Ich mache Ihnen mein Kompliment.“

„Was hat Dich denn eigentlich hierher geführt?“ erkundigte sich Albert, nachdem die weiteren Fragen nach dem beiderseitigen Ergehen erledigt waren. „Daß es bloß der Wunsch gewesen wäre, mich wiederzusehen, kann ich doch kaum annehmen, und die Andeutungen, die Du in Deinem Briefe darüber fallen ließest, waren ziemlich nebelhaft.“

„Du unterschätzest doch die Anziehungskraft, die Du auf mich ausübst,“ antwortete Philipp. „In eure Stadt bin ich wirklich einzig und allein Deinetwegen gekommen. Ich kann die Ausarbeitung meines Werkes hier so gut fördern wie anderswo, und da zog mich denn die Aussicht auf Deine Gesellschaft her; denn daß ihr euch gerade mitten in der Ferienzeit befindet, erfuhr ich erst hier. Der Grund, warum ich nach Deutschland gekommen bin, ist natürlich ein anderer. Ich spreche noch nicht gern darüber, denn die Angelegenheit, die für mich von höchster Wichtigkeit werden kann, ist noch ganz in der Schwebe. Da Du aber an allem, was mich betrifft, so herzlich teilnimmst, will ich Dir kurz sagen, um was es sich handelt.“

Er hatte das letztere etwas zögernd herausgebracht,

so daß Isa, glaubend, daß er vor ihr nicht zu sprechen wünsche, sich erhob.

„Meine Gegenwart ist Ihnen störend?“ fragte sie. Gesenius hielt sie zurück, und: „Durchaus nicht,“ wehrte Philipp ab; „nur muß ich um Entschuldigung bitten, wenn ich Sie langweile.“

„Das wird kaum der Fall sein,“ nahm für sie Albert das Wort. „Isa ist jetzt der reine Altertumsforscher geworden.“

Ohne von dieser Bemerkung weiter Notiz zu nehmen, erzählte nun Orthmann, daß er bei seinen Streifzügen durch Griechenland in der Gegend des heutigen Sinanon auf Spuren großartiger Ruinen gestoßen sei, von denen er vermute, daß sie dem alten Megalopolis, der Hauptstadt Arkadiens, zugehört hätten. Er hege nun den Wunsch, diese vielverheißenden Funde ans Tageslicht zu befördern und habe sich an die Regierung mit einer Eingabe gewandt, in welcher er den ganzen Sachverhalt darlege und die Bitte ausspreche, man möge dazu die nötigen Mittel gewähren und ihn mit der Leitung der Ausgrabungen betrauen. Er sei deswegen in Berlin gewesen; leider wären augenblicklich einige der Persönlichkeiten, an die er sich zu wenden habe, verreist. So heiße es nun warten und sich mit Geduld wappnen. Sobald die betreffenden Herren zurückgekehrt seien, werde man ihn telegraphisch benachrichtigen, und er müsse dann sofort

hinreisen. Sein Aufenthalt in Berlin werde sich allerdings vermutlich etwas in die Länge ziehen, im günstigen Falle wenigstens; denn wenn es ihm gelinge, die maßgebenden Kreise für seine Pläne zu gewinnen, würde die Sache an den Reichstag kommen.

„Ich mache mir nicht zu viel Illusionen darüber. Unsere Wissenschaft ist sehr wenig populär, und es ist fraglich, ob man sich entschließen wird, ihr eine immerhin bedeutende Summe zu opfern, noch dazu auf die Angaben eines jungen, in weiteren Kreisen ganz unbekannten Gelehrten hin."

„Sie sind recht bescheiden geworden, Herr Doktor," bemerkte Isa, überrascht durch die Bezeichnung, „ganz unbekannten Gelehrten".

„Bescheiden? Das war ich doch immer," entgegnete Philipp schlagfertig.

„Warum haben Sie denn diese schöne Eigenschaft dann so streng geheim gehalten?"

„Eben aus Bescheidenheit," antwortete er lachend.

Es wurde den beiden diesmal viel leichter, einen Ton zu finden, in dem sie zusammen verkehren konnten. Noch immer vermieden sie sorgfältig, einander etwas Freundliches zu sagen; aber die harten Wahrheiten, soweit es überhaupt welche waren, kamen mehr neckend heraus und waren ihres scharfen Stachels beraubt.

„Ich bin recht froh, daß Orthmann Dir weniger

unsympathisch wie früher ist," sagte Gesenius einmal zu seiner Stieftochter, „oder aber, daß Du Dich im Verkehr mit ihm mehr beherrschest."

„Das würde ich schon Deinetwegen thun, Papa," meinte Isa mit abgewandtem Blick. „Es wäre für Dich doch gar zu unangenehm, wenn die einzigen Leute, auf deren Gesellschaft Du jetzt angewiesen bist, sich beständig zankten. Wir müssen Dir so gut wie möglich über diese verpfuschten Ferien hinweghelfen."

„Verpfuschte Ferien!" rief er. „Ich habe nie schönere verlebt!"

Und in der That, nicht einmal hatte er auch nur mit einem Schatten von Betrübnis der Reise gedacht, die er hatte aufgeben müssen, nicht einmal sich hinausgesehnt aus den grauen Mauern des Schulhauses. Es war so schön daheim. Nichts blieb ihm zu wünschen, wenigstens nicht, so lange er die Stunde nahm, wie sie war, und es unterließ, über die Zukunft zu grübeln; nichts als daß es immer so bliebe, hatte er einmal unbewußt in seinem Innern hinzugefügt. Doch kaum hatte er ihn zu Ende gedacht, so verscheuchte er jählings den frevlen Gedanken. In seinen Augen lohte es wie Schrecken — Angst — Grauen. Er fuhr sich hastig über die Stirn — fort — fort! Die Gegenwart ist schön, genießen wir das heitere Glück, das sie uns beut. Carpe diem.

Und so thaten es auch die beiden anderen. Orth-

mann war immer der dritte im Bunde. Nur die Vormittage widmete ein jeder seiner eigenen Thätigkeit; zu Mittag schon stellte Philipp sich gewöhnlich ein, und Nachmittag und Abend verbrachte man gemeinschaftlich. Nach Tisch rauchten die Herren ihre Cigarren. Isa, die nun doch einmal zu den Herren gezählt werden mußte, wie sie sagte, begann aus eigenem Antriebe sehr geschickt Cigarretten zu rauchen, und der gute Albert, der sich früher im Einverständnis mit seiner Mutter vor jedem rauchenden Frauenzimmer bekreuzigt hatte, fand das sehr gemütlich und verfolgte mit wahrer Bewunderung, wie graziös seine Stieftochter die Cigarrette zwischen die feinen Lippen zu nehmen und den blauen Rauch in die Luft zu ringeln verstand.

Einmal kam Herr Hugo Neumayer dazu, wie sie gerade, beim Nachmittagskaffee rauchend, in Alberts Stube saßen. Auf dem Schreibtisch lagen die Illustrationen aus der letzten Lieferung von Philipps Werk ausgebreitet. Ueber dem eifrigen Betrachten hatten sie den Kaffee kalt werden lassen, aber die Cigarren waren nicht ausgegangen.

„Bravo, gnädiges Fräulein, bravo!“ schnarrte der junge Mann. „Das haben gnädiges Fräulein ganz famos gelernt. Wollte mir nur erlauben, zu fragen, ob gnädiges Fräulein etwas an Frau Mama zu bestellen hätten oder ob ich etwas von Ihnen ausrichten

dürfte, Herr Doktor? Reise nämlich morgen nach Blankenberghe."

Einen Augenblick waren alle beide um eine Antwort verlegen. Blankenberghe, Frau Valerie — das lag ihnen so fern. Und wenn Kaiser Commodus plötzlich in seiner Gladiatorentoga vor sie getreten wäre, er wäre ihnen weniger befremdlich erschienen als der moderne junge Elegant, der so unvermittelt in ihr klassisches Idyll hereintänzelte. Schließlich besannen sie sich darauf, freundliche Grüße an Frau Valerie, Harry und die Familie Neumayer zu schicken. Hugo verabschiedete sich auch bald wieder; er kam sich ganz „deplacirt" vor in der historisch-archäologischen Atmosphäre. Er warf noch einen letzten verwunderten Blick in die raucherfüllte Stube.

„Bei Ihnen sieht's wirklich kohlig aus," sagte er kopfschüttelnd und entfernte sich mit diesem letzten Modewort der Saison.

Die Unterhaltung drehte sich thatsächlich meist um Philipps Werk, von dem nun schon eine ganze Anzahl Lieferungen erschienen waren. Alles, was Albert schon früher darüber gehört, erfuhr jetzt auch Isa, und beiden wurde es anschaulich und lebendig gemacht durch die vielen Bilder, die beigegeben waren, zum großen Teil nach Photographien, die Philipp selbst aufgenommen hatte, oder nach Zeichnungen von seiner Hand vervielfältigt. Einige derselben zeigten Bauwerke,

von denen nur ungenügende Ueberreste geblieben sind, nach schriftlichen Dokumenten in idealer Weise ergänzt, und gaben so eine schöne und klare Darstellung von dem, was einst gewesen. Philipp erläuterte das alles sehr eingehend, nicht ohne sich wieder und wieder bei Isa zu entschuldigen, daß er sie zweifellos mit so vielen Einzelheiten langweile. Anfangs protestirte sie, dann bekam sie's satt.

„Ja, es ist ausgemacht, ich langweile mich," sagte sie. „Aber lassen Sie sich dadurch nicht stören. Wenn's mir gar zu arg wird, werde ich mich entfernen und mich im Nebenzimmer mit einer sehr interessanten Kreuzstichstickerei vergnügen."

Auch die Abende verbrachte Philipp fast ausnahmslos bei Albert und Isa. Diese waren so an seine Gesellschaft gewöhnt, daß es ihnen fast auffiel, als er eines Mittags erklärte, er habe für den Abend eine Verabredung.

„Eine Verabredung, Du?" fragte höchst erstaunt Gesenius, und Isabella machte ein nicht minder verwundertes Gesicht.

„Sie kennen ja keinen Menschen hier!"

„Das dürfte doch nicht ganz richtig sein," meinte Philipp; „aber derjenige, mit welchem ich heute abend zusammen komme, wohnt allerdings nicht hier und hält sich bloß auf der Durchreise für ein paar Stunden hier auf. Ein interessanter junger Mann, den ich in

Italien kennen gelernt habe. Er ist Naturforscher und studirte auf der zoologischen Station in Neapel, während ich im archäologischen Institut in Rom war. Jetzt ist er zwei Jahre lang mit einer wissenschaftlichen Expedition in Zentralafrika gewesen und kehrt nun heim, um so schnell als möglich in die Arme seiner Braut zu eilen. Ich muß ihm dankbar sein, daß er mir aus alter Freundschaft ein paar Stunden widmet."

„Er ist verlobt? Er hat während dieser zwei Jahre eine Braut in Europa zurückgelassen?" fragten Albert und Isa zugleich.

Philipp bejahte. Vierzehn Tage, ehe er sich einschiffte, habe er sich verlobt, nachdem er nur wenige Wochen vorher seiner Braut zum erstenmal begegnet sei.

Isa schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Und nun?"

„Nun gibt er das Forschungsreisen auf, was, nebenbei gesagt, sehr schade ist, denn er war wie geschaffen dafür; unternehmend, abenteuerlustig, dabei verträgt er das heiße Klima vortrefflich. Aber nun ade, Wanderleben! Es wird bald Hochzeit sein, und dann setzt er sich als Konservator eines naturhistorischen Museums mit seiner jungen Frau nach — ich weiß selbst nicht mehr wohin. Die Stellung sei sehr bescheiden, schrieb er mir; er habe sich darum beworben, um heiraten zu können, und sei sehr froh, daß er sie erhalten habe."

„Das ist ein Wagnis," meinte sinnend Isa. Sie hatte den letzten Mitteilungen gar keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt, immer noch in Gedanken bei dieser sonderbaren Verlobung. „Ob den beiden nicht vor dem Wiedersehen bang ist? Sie können sich von vornherein kaum richtig gekannt haben, dann eine zweijährige Trennung, ohne die Möglichkeit eines regen Briefwechsels. Sie müssen doch einander ganz fremd sein."

„Hm," meinte Philipp, „mir wäre an seiner Stelle nicht ganz behaglich zu Mute."

„Zwei Jahre!" wiederholte auch Albert leise vor sich hin. „Wenn ich mir vergegenwärtige —" Er hielt inne.

„Ich brauche mir nur zu vergegenwärtigen," fiel Philipp munter ein, „wie sich die verehrten beiden hier Anwesenden im Laufe von nicht ganz drei Vierteljahren verändert haben. Mir kommt es manchmal vor, als lernten wir drei uns überhaupt jetzt erst wirklich kennen. Ich so bescheiden, nicht wahr, das sagten Sie doch neulich, Fräulein Stevens? Albert so heiter, so frisch und lebhaft, und nun gar Sie, so sanft, so besorgt und aufmerksam, so voll von weiblichen Tugenden —"

„Deren Sie mich natürlich nicht für fähig gehalten hätten?"

„Nein, wirklich nicht."

„Sie sind aufrichtig!“ rief Isa.

„Eine Eigenschaft, die wir beide gemeinsam haben,“ entgegnete Philipp schnell.

Sie gefiel ihm wirklich gut, wenn sie wie eine junge Hausfrau in der Wirtschaft schaltete und waltete, wenn sie, voll zarter Sorgfalt, ihrem Stiefvater die tausenderlei kleinen Dienste leistete, deren er, noch hauptsächlich auf die linke Hand angewiesen, bedurfte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nicht nur ihre Angehörigen am Meeresstrande, auch die Freunde, die in der Stadt zurückgeblieben waren, hatten Albert und Isa aus dem Gesicht verloren. Wie ein stiller Vorwurf berührte sie daher eine Karte, die sie eines Morgens auf dem Frühstückstisch fanden, und durch welche Gabriele Berger ihnen in kurzen Worten den vor mehreren Tagen erfolgten Tod ihres jüngeren Söhnchens anzeigte. Gleich nach dem Frühstück machte sich Isa auf den Weg, um den Trauernden mündlich ihre Teilnahme auszusprechen. Die Wohnung lag fast eine Stunde von der ihren entfernt, in der Vorstadt. Drei Treppen hoch, zwei Zimmer und eine Küche; alles vollgepfropft von den Möbeln, die die geräumige Dienstwohnung im Gymnasium nur so spärlich zu füllen vermocht hatten. Gabriele war nicht zu Hause, sie war in der Stadt, um Stunden zu geben. Auf Isas Klingeln öffnete Berger selbst die Thür. Er starrte das junge Mädchen noch etwas verstörter an wie gewöhnlich und

führte sie in das Wohnzimmer. Am Fensterbrett saß der ältere Knabe und malte große, gerade Buchstaben auf eine Schiefertafel. Der runde Tisch in der Mitte des Zimmers war mit großen Büchern, die in Stößen auf einander lagen, beladen, und Berger war in Verlegenheit, wo er seinen Besuch auffordern solle, Platz zu nehmen.

Isa hatte ihm inzwischen ihr Beileid an dem Tode des Kindes ausgedrückt.

„Es war voraus zu sehen," sagte er. „Von Anfang an kaum lebensfähig, schwach und kränklich, in ungünstigen Verhältnissen — vielleicht wenn's in Watte eingewickelt worden wäre wie ein Grafenkind, mit kostspieligen Medizinen aufgepäppelt, oder wenn wir ihm hätten eine teure Amme halten können, vielleicht daß es durchgekommen wäre. Vielleicht — sag' ich — vielleicht. Aber wie sollten wir ihm das bieten? Und wozu auch? Wozu die ganze Doktorei? Wozu der Firlefanz? Wozu etwas künstlich hinhalten, das den Keim des Vergehens schon in sich trägt? Was nicht genug Widerstandskraft besitzt, was sich nicht selbst gegen die Fährlichkeiten wehren kann, wird zertreten, muß zu Grunde gehen, damit das Kraftvolle, das Große, das Schöne sich entwickeln könne — gleichviel ob Pflanze, ob Mensch, ob Tier. Nur daß wir, wenn es sich um ein Wesen unserer Art handelt, immer meinen, wir könnten und müßten dem Naturgesetz mit unseren jämmerlichen Hilfsmitteln in die

Speichen fallen. Das Rad rollt — rollt — und zermalmt —"

Er hatte das alles in seiner polternden Weise herausgestoßen, und das junge Mädchen hatte ihm zugehört, ohne zu verstehen. Sie fühlte instinktiv, daß diese von Bitterkeit durchtränkte Rede eigentlich gar nicht für sie bestimmt sei, daß er sie so oder ähnlich wohl schon oft gehalten haben mochte, sich selbst, seiner Frau oder irgend wem, der ihm gerade in den Weg gekommen war. Der Tod des kleinen Wesens, das nicht lange genug gelebt hatte, um ihm wirklich ans Herz zu wachsen, war auch gar nicht der eigentliche Grund zu diesen Auslassungen. Sein eigenes Schicksal war's, im Lichte seiner Philosophie betrachtet, das ihm die harten Worte eingab. Er sah sich selbst bei redlichem Streben und tüchtigem Können im Kampf ums Dasein unterliegen. Das Schicksalsrad rollt über ihn weg, rollt — rollt —

Sie schwiegen alle beide. Da trat Gabriele ins Zimmer, in ihrer schwarzen Kleidung noch dünner und blasser als sonst. Isa brachte noch einmal ihr Sätzchen von der Teilnahme an, aber schüchterner und befangener als das erstemal.

„Es ist ihm besser so," sagte Gabriele einfach. Dann während sie mit fragendem Blick den Stoß Bücher auf dem Tische maß, fragte sie das junge Mädchen nach dem Befinden ihres Vaters; ob er seine

Hand bald würde gebrauchen können, wie ihre Mutter sich im Seebad unterhalten habe und ob sie schon zurückgekehrt sei.

„Das ist ihr doch sicher gleichgiltig," dachte Isa. Ihr Besuch kam ihr so konventionell vor, so gekünstelt ihre Unterhaltung mit Gabriele, der sie sonst näher zu stehen vermeint hatte. Woran das lag, wußte sie nicht, auch nicht, wie sie es ändern könne.

„Ich habe heut etwas im Schaufenster ausliegen sehen, das Dich interessiren wird," sagte Gabriele zu ihrem Mann, als wieder einmal in der mühsamen Unterhaltung eine Pause eingetreten war; „der erste von einer Folge von Berichten, die jener junge Naturforscher, dessen Namen Du wiederholt erwähnt hast, der mir aber im Augenblick entfallen ist, über seine Reisen in Zentralafrika gibt. Fast hätte ich Dir das Heft mitgebracht."

Berger lachte derb auf.

„So! Das wäre gut gewesen! Während ich mich bemühe, diesen Pack Bücher zu Geld zu machen, umsonst natürlich, natürlich! Denn sobald man das da gekauft und mit seinen sauer erworbenen Groschen auf Heller und Pfennig bezahlt hat, sobald man's im Schranke stehen hat, ist's wertlos — Makulatur — nur noch Makulatur —"

Er vollendete den Satz nicht und fuhr mit der Hand über die Bücher hin, daß die Bände, die er

bisher mit väterlicher Sorgfalt behütet hatte, mit zerbogenen Blättern zu Boden fielen.

„Ich habe Dir vorher gesagt, daß Du die Bücher nicht verkaufen solltest.“

Wieder lachte er.

„Ich soll nicht, nein, ich kann nicht. Aber ich muß, ich muß! Was sollen wir denn sonst anfangen?“

Mit einem Blick gebot sie ihm Schweigen.

„Jetzt nicht,“ sprach sie leise.

Aber Isa hatte beides gar wohl bemerkt und verstanden.

„Ich will Ihnen nicht länger lästig fallen,“ sagte sie eisig. „Ich war gekommen, wie zu Freunden, aber Sie haben mir deutlich genug bewiesen in der ganzen letzten Zeit schon und heute wieder, daß ich und daß auch mein Vater auf diesen Namen keinen Anspruch machen dürfen. An nichtssagenden Besuchen, wie dieser, ist uns wohl beiderseits nichts gelegen. Leben Sie wohl!“

„O Isa!“ rief Gabriele, das junge Mädchen zurückhaltend. „Sie müssen mir verzeihen. Wenn Sie nachempfinden könnten —“

„Ich kann Ihnen nicht nachempfinden. Die Freundschaft erheischt Vertrauen. Ich habe bisher das Gefühl gehabt, daß, wenn ich je in eine Lage käme, wo ich des Rates und der Hilfe bedürfte, ich mich rückhaltlos an Sie wenden könnte. Jetzt wäre mir das nicht mehr möglich.“

„Sie gehen zu hart mit mir ins Gericht," begann Gabriele, aber das junge Mädchen schnitt ihr das Wort ab.

„Wir wollen keine Redensarten austauschen, Gabriele," sprach sie. „Wir mögen das alle beide nicht und können es auch nicht, weder ich noch Sie. Sie selbst haben mich klar denken gelehrt, und darum werden Sie mich auch verstehen, wenn ich Ihnen sage: Zur Freundschaft gehört nicht nur, daß man sich in trüben Tagen gegenseitig Hilfe anbiete, sondern auch, daß man sie annehme."

Thränen traten Gabrielen ins Auge. Mit ihren eigenen Waffen hatte das junge Mädchen sie besiegt, ohne Sentimentalität, mit ihren einfachen, nüchternen Verstandesgründen; durch dieselben hindurch aber fühlte sie ein warmes Herz schimmern, und die Eisesrinde, in die sie ihr eigenes gehüllt hatte, schmolz. Weinend fiel sie dem jungen Mädchen um den Hals, und nun erst erfuhr diese, wie es den Freunden ergangen war, und was sie durchgemacht hatten. Noch einmal bot sie ihre Hilfe an. Diesmal wurde sie nicht zurückgewiesen, und auch der Bericht aus Zentralafrika, den sie am nächsten Tage dem Doktor Berger schickte, wurde mit Dank angenommen und bereitete dem beschäftigungslosen Gelehrten ein paar angenehme Stunden.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Sie gingen zusammen spazieren, Isa in der Mitte, Philipp und Albert ihr zur Seite. Um sie her wogten die Getreidefelder, ein gelbes Aehrenmeer, blaue Kornblumen und ein paar dürftige Mohnblumen in ihren flatterigen, roten Gewändern leuchteten daraus hervor, wenige nur; das bunte Unkraut wird immer seltener. Im Straßengraben sproßte allerlei grünes Gerank, fahle Nachtlichtnelken und die bräunlichen Blütenkolben des Wegebreits. Die Obstbäume senkten ihre fruchtbeladenen Zweige zur Erde herab, schon begannen sich die Aepfel zu röten. In der Ferne ragten aus grauem Dunste die Türme der Stadt. Es war ganz still ringsum, ein tiefer, seliger Frieden. Auch die drei Wanderer waren verstummt. Sie sogen die weichen, von unbestimmten Wohlgerüchen durchflutete Luft in vollen Zügen ein, sie labten das Auge an dem dunklen Grün der Bäume und fühlten sich sehr glücklich.

„Welch schöner, friedlicher Abend,“ sagte Albert endlich, das lange Schweigen brechend, und Isa, die das Bild der sie umgebenden Natur leicht mit ihrer jeweiligen Stimmung zu verschmelzen pflegte, fügte im Innern hinzu: „Wie unser Leben jetzt, so heiter, so klar, so friedlich.“

„Aber man darf sich nicht täuschen lassen. Es ist die Ruhe vor dem Sturm.“

Schrecken im Blick, schaute Isa auf. Es war Philipp, der harmlos die Bemerkung ihres Stiefvaters beantwortet hatte, ohne zu ahnen, daß er damit auch den Gedanken des jungen Mädchens eine beängstigende Fortsetzung gegeben hatte.

„Fürchten Sie sich vor dem Gewitter?“ fragte er mit einer leisen Beimischung von Spott. „Denn es gibt eins, das kann ich Ihnen versichern, und bald. Die weiße Wand am Horizont verheißt nichts Gutes.“

Sie zuckte nervös zusammen; aber vor dem Gewitter fürchte sie sich nicht.

„Sehen Sie, die Natur ahnt schon, was kommen wird. Wie ein Zittern geht es durch die Halme, und die Vögel flattern ängstlich um ihr Nest.“

Gesenius glaubte der Voraussage nicht. Wozu sich auch mit Sorgen um das Kommende die schönen Stunden verderben? Auch sei man schlimmstenfalls nicht allzu weit von Hause entfernt.

Als Philipp mit seiner Prophezeiung recht behielt,

als sich kaum eine halbe Stunde später ein starkes Gewitter über ihnen entlud und gleich darauf ein Gußregen auf sie, die sich schutzlos im freien Felde befanden, niederprasselte, hatte er keine Veranlassung mehr, über Isabella zu spötteln. Ohne sich um Blitz und Donner zu kümmern, ohne des Regens zu achten, den der Sturm ihr ins Gesicht peitschte, hielt sie mit den Männern Schritt. Er mußte sie wirklich dafür loben. Und wie sie ihm gar am nächsten Morgen frisch und munter, ohne die Spur einer Erkältung entgegentrat, sagte er noch einmal anerkennend: „Sie sind wirklich tapfer, Fräulein.“ Er hatte in seiner junggesellenhaften Unerfahrenheit geglaubt, jede Dame müsse nach derartigen Durchnässungen unfehlbar mindestens einen tüchtigen Schnupfen bekommen, ja er fühlte sich selbst nicht einmal ganz frei davon. „Alle Achtung!“

Sie war ihm nicht besonders dankbar für die Anerkennung.

„Was sich bei anderen Leuten ganz von selbst verstehen würde, heben Sie bei mir stets als etwas Besonderes hervor. Das ist nicht gerade schmeichelhaft.“

„Du denkst noch immer,“ sagte Albert, als die Männer allein waren, „Isa müsse das verwöhnte, unliebenswürdige, launenhafte Ding sein, als welches Du sie vor Jahren kennen gelernt hast. Und wie

unrecht thust Du ihr damit! Gleich einer häßlichen Hülle hat sie ihre Schroffheit und ihre Launen abgestreift, und es bleibt nur der schöne, edle Kern, die ruhige Wahrhaftigkeit, der Ernst — Es kommt Dir vielleicht eigentümlich vor," unterbrach er sich plötzlich, „daß ich sie so lobe. Ich darf es. Sie ist nicht meine Tochter, und es hat lange genug gewährt, bis wir zu einem gegenseitigen Verständnis gelangten."

„Jetzt versteht ihr euch wohl sehr gut?" fragte Philipp.

„O ja, sehr!" bestätigte Albert mit Wärme. „Sehr," wiederholte er noch einmal langsam, und da ihm der sonderbare Ausdruck, den Philipps Züge schon während seiner ersten Rede angenommen hatten, von neuem auffiel, fügte er hinzu: „Du müßtest sie genauer kennen, um sie genügend zu schätzen und um zu fühlen, wie viel ich ihr verdanke, ihrem Mitstreben, ihrer Teilnahme an meinen Interessen. Sie ersetzt mir zum großen Teile den Umgang mit meinen Kollegen, auf den ich ja leider ohne mein Verschulden fast gänzlich verzichten muß. Man kann das Verständnis und die Kenntnisse, die sie besitzt, von einem Weibe sonst nicht verlangen. Die meisten derselben hat sie auch erst unter meiner Leitung erworben. Ich konnte Schritt für Schritt ihre Entwicklung verfolgen. So haben wir uns immer inniger in einander eingelebt. Sie gibt mir wieder, was sie ursprünglich

mir verdankt, und ich könnte sie gar nicht mehr entbehren."

„Und doch wirst Du über kurz oder lang dazu gezwungen sein," meinte Philipp.

„Wieso?" Die Frage klang fast barsch.

„Die Zeit wird kommen, wo ein Jüngerer Dir den Rang streitig macht und Dein Kleinod für sich beansprucht."

Albert schüttelte voll Siegessicherheit den Kopf.

„Es muß ja nicht gerade der junge Neumayer sein, den ich nach meinen letztjährigen Erfahrungen eigentlich als Bräutigam Fräulein Isabellas wiederzusehen erwartete."

„Welch absurde Idee!" rief jetzt Albert heftig. „Solch ein Hohlkopf, solch ein geschniegelter Geck, der nicht für einen Dreier Verstand in seinem pomadisirten Schädel hat! Was fällt Dir ein? Der und Isa — der und Isa!"

„Fräulein Stevens wird wahrscheinlich außer ihm noch andere Verehrer haben," warf Philipp wie beiläufig ein.

„Nein, nein! Sie kennt ja niemand außer den Neumayers und Dir. Und Du kommst wohl nicht mit in Betracht?" Er lachte dazu etwas gezwungen.

Der andere stimmte in sein Lachen nicht ein.

„Kaum. Ich fürchte, Fräulein Stevens würde höhere Ansprüche machen, als ich zu erfüllen im stande wäre," sprach er ernst.

Die Antwort hatte Gesenius nicht befriedigt. Er maß den jungen Mann mit einem prüfenden Blick von der Seite und sagte forschend:

„Und Du wirst überhaupt nicht heiraten?"

„Schwerlich," sagte Philipp langsam, indem er die Augen senkte.

Dann redeten sie von anderen Dingen, aber Philipp glaubte zu bemerken, daß Gesenius ihm gegenüber ein gewisses Mißtrauen zeige und kühl und zurückhaltend gegen ihn sei. Ueber den Grund dieser Veränderung vermochte er sich vorderhand keine Rechenschaft abzulegen, vielleicht auch, daß er sich irrte. Sicher aber war, daß Gesenius seine Stieftochter in Orthmanns Gegenwart nicht wieder rühmte; und ein anderes noch, so blitzschnell es auch vorüberging, war ihm aufgefallen und hatte ihm wie mit plötzlicher Offenbarung die Augen geöffnet.

Beim Abendessen war es. Isa bereitete am Nebentisch den Thee. Ihrem Stiefvater that sie gleich selbst alle Zuthaten in die Tasse, Zucker, Sahne, Rum, genau abgemessen, gerade wie er es liebte. Philipp verfolgte halb gedankenlos ihre anmutigen Bewegungen. Da traf sich plötzlich sein Blick mit dem Alberts, der dieselbe Richtung genommen hatte, und aus Alberts glühenden Augen flammte ein feindseliger Strahl zu ihm herüber, ganz unwillkürlich, einen Moment nur, gerade lang genug, daß er dessen überhaupt gewahr

wurde und sich in peinlicher Bestürzung fragte: „Was soll das bedeuten?“

Dem jungen Mädchen am Theetisch war das alles entgangen. Unbefangen reichte sie die Tasse ihrem Stiefvater, strich ihm sein Brot und schnitt ihm das Fleisch, wie sie es noch immer that, damit er seine Hand, die des Verbandes jetzt nicht mehr bedurfte, nicht gleich zu sehr anstrenge.

„Sie sind heute recht schweigsam, Herr Doktor,“ bemerkte sie nach einer Weile, da Philipp seine Tasse noch immer in der Hand hielt, ohne zu trinken.

Er raffte sich schnell auf.

„In der That. Und doch habe ich Ihnen gerade heute eine Neuigkeit mitzuteilen, die Sie, Fräulein Stevens, freilich nicht einmal sehr überraschen wird. Wissen Sie, wer mich heute aufgesucht hat? Mein Freund, der Naturforscher. Seine Verlobung ist zurückgegangen.“

„Ah!“ klang es wie aus einem Munde von Alberts und Isas Lippen.

„Er war ziemlich niedergeschlagen und hat mir noch nicht viel darüber erzählt, aber er ließ durchblicken, daß sie ihn dort wie eine Sehenswürdigkeit behandelt haben. Ein Afrikareisender! — das ist kein Pappenstiel. Er wurde gezeigt; man schleppte ihn von einer Gesellschaft in die andere. Ueberall wurde er angestaunt, überall sollte er erzählen, amüsant

natürlich; Abenteuer natürlich, jeden Abend mehr, als ihm auf seiner ganzen Reise passirt waren. Ein tieferes Interesse fehlte ihnen allen, auch seiner Braut. Und so ging ihnen, wenn sie allein waren, bald der Unterhaltungsstoff aus. Sie sehen mich ungläubig an, Fräulein Isabella? Ja, ja, es war so. Denn mit solchem Weiberkrimskrams, wie ihn junge Mädchen lieben, weiß ein ernster Mann selbstverständlich nichts anzufangen."

„Sehr freundlich, das so zu verallgemeinern," bemerkte Isa.

„Nun, habe ich nicht recht?"

„Sie werden immer höflicher."

„Unter uns können wir uns doch offen aussprechen."

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß hier auch eine junge Dame anwesend ist."

„Sie? Ach, Sie zählen gar nicht mit. Sie sind eine Ausnahme."

„Darüber steht Ihnen aus Mangel an Erfahrung gar kein Urteil zu."

„Er wird gewiß bedauern, die Stelle an dem Museum angenommen zu haben," meinte Albert.

„Ob er es bedauert!" rief Philipp. „Er möchte lieber heute wie morgen Europa den Rücken kehren. Er will sich auch bemühen, seine Verpflichtungen zu lösen. Ersatz wird natürlich zu finden sein, nur

handelt es sich darum, daß es schnell geschehe, damit er sich noch einer Expedition anschließen kann, die in vier Wochen nach Südamerika aufbricht."

„Herr Doktor!" unterbrach ihn eifrig Isa, und: „Berger!" rief zu gleicher Zeit Albert. „Wenn wir dem die Stelle verschaffen könnten!"

„Da wäre mit einemmale beiden geholfen," meinte Orthmann. „Ich werde meinen Freund darauf aufmerksam machen und dann sofort Berger verständigen, daß er sich um den Posten bewerbe." Gleich morgen versprach Orthmann die nötigen Schritte zu thun.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Albert sitzt an seinem Schreibtisch. Er hat zum erstenmal von seinem Arzte die Erlaubnis erhalten, zu versuchen, wie es mit dem Schreiben gehe. Isa, von ihren Sekretärdiensten entbunden, hat ihm gegenüber mit einer Handarbeit Platz genommen. Sie sind allein. Den ganzen Tag hat sich Philipp nicht sehen lassen; noch haben sie gehofft, er werde ihnen abends Nachricht über seine Bemühungen für Berger bringen. Nun ist es aber schon neun Uhr geworden, die Aussicht, daß er noch kommen werde, schwindet immer mehr. Merkwürdig, wie er ihnen fehlt! Es ist ganz still im Zimmer. Man hört nur das ungeschickte Gekritzel seiner Feder, das leise Geräusch ihrer Stiche und zuweilen das feine Geklirr ihres Scherchens. Kein Laut dringt von draußen herein und auch kein Lichtschein, nur der Mond malt, durch eine schmale Spalte der zugezogenen Vorhänge hindurchgleitend,

einen langen, bläulichen Streifen auf den Fußboden. In dem runden Lichtkreis, den die Studirlampe auf dem Schreibtisch bezeichnet, sitzt Isa, das Haupt über ihre Nähterei gebeugt. Ihr feines Profil ist voll beleuchtet, die gerade Stirn, die schmale Nase, der feine, festgeschlossene Mund, der der ganzen Physiognomie etwas Energisches und Herbes gibt.

Wie gut ihm das bleiche Gesicht gefällt! Und wie unähnlich sie ihrer Mutter ist, denkt Albert. Das Gekritzel seiner Feder ist verstummt, er blickt gedankenvoll zu ihr hinüber. „Da drüben wird meine Frau einmal sitzen,“ hat er sich früher in seinen Junggesellenträumen gedacht, „emsig, eine Arbeit in den lieben, fleißigen Händen. Ich höre sie nicht, ich sehe sie nicht, ganz in meine Studien vertieft, aber ich fühle ihre Nähe. Die Luft, die mich umgibt, ist von ihrer Gegenwart erfüllt. Und wenn ich dann, von meinen Büchern aufblickend, ihr über den Tisch hinweg die Hand reiche oder wenn sie, leise an mich herantretend, einen Kuß auf meine Stirn drückt und alles ringsum so still ist, dann bilde ich mir ein, daß wir beide hier ganz allein auf der Welt seien, ganz allein —“ Und ein Gefühl unendlicher Seligkeit senkt sich weich auf ihn herab. „Ganz allein wir beide,“ murmelt er, und ihren Namen — „Isa —“

„Riefst Du mich?“ fragt sie.

Er reißt erschrocken die Augen auf, wie ein Schlafwandler, den man beim Namen gerufen.

„Nein — das heißt ja — ich wollte Dich fragen, ob wir vielleicht zusammen lesen wollten?"

„Du schreibst nicht mehr?"

„Nein. Die Hand ist schon müde geworden, und das Schreiben macht mir Kopfweh. Ich muß mich noch etwas schonen, besonders im Hinblick darauf, daß morgen die Schule wieder beginnt."

„Dann wird Dich auch das Lesen anstrengen."

„Nicht doch. Du weißt, daß mir's ein Vergnügen ist, Dich zu unterrichten. Was meinst Du, wollen wir auch Griechisch mit einander anfangen? Das ist noch viel schöner wie Latein."

„Wird es nicht zu schwer für mich sein?"

„Thorheit! Wenn Du wüßtest, wie schön es klingt. — Wie Musik. — Dann sprechen wir immer griechisch zusammen, und kein Mensch versteht uns."

Sie hat inzwischen ihren Stuhl neben den seinen gerückt und ein vielzerlesenes Bändchen aufgeschlagen.

„Me retinent vinctum formosae vincla puellae
Et sedeo duros ianitor ante fores,"

beginnt sie.

„Du fängst ja mitten im Satz an," sagt er.

„Wir waren gerade hier stehen geblieben," entgegnet sie und übersetzt: „Mich hatten gefesselt des schönen Mädchens Banden, und ich sitze wie ein Thür-

hüter vor ihren harten — verschlossenen Thüren," verbessert sie sich.

„Non ego laudari curo, mea Delia tecum,
Dum modo sim, quaeso, segnis inersque voces.

„Mich kümmert's nicht, gelobt zu werden, wenn ich nur bei Dir bin, mag, ich bitte — nein, will ich gern träge und müßig gescholten werden."

„Wenn ich nur bei Dir bin, wenn ich Dich in meines Lebens letzter Stunde sehe, wenn sterbend ich in der kraftlosen Hand die Deine halte," murmelt er, den Worten des Dichters folgend. „Das kannst Du nicht verstehen."

„Ich? Warum? Das ist doch nicht besonders schwer."

„Und Du kannst es doch nicht verstehen," flüsterte er vor sich hin. Sie schaut ihn fragend an. „Ich meine — ich finde," beginnt er wieder, nach Worten suchend, „daß der Dichter hier wundervoll eine innige, reine," — das Wort „reine" will ihm nicht über die Lippen — „reine Liebe schildert, ohne alle Ueberschwenglichkeit, ohne glühende Leidenschaft und doch mächtig und alles verzehrend. So tief, so rührend. Ruhm und Ehre gilt ihm nichts. Der Tod schreckt ihn nicht, wenn nur sie in seiner Nähe weilt, wenn nur sie ihn betrauert —"

„Warum sollte ich das nicht auch empfinden können?" fragt sie ruhig.

„Weil Du noch nie geliebt hast," sagt er. Eine glühende Röte übergießt sie. „Weil Du es nicht begreifen kannst, dieses übermächtige Gefühl, das alles, Ansehen und Ehre und Zukunft, alles, alles der Geliebten opfert, für ein Leben mit der Geliebten hingibt."

Er hat das stoßweise hervorgebracht mit brennenden Lippen, die Wimpern halb gesenkt, aber aus den verschleierten Augen leuchtet ein seltsames Feuer. Dem jungen Mädchen wird beklommen zu Mute. Noch nie hat sie ihn so gesehen, und sie begreift nicht, was er wohl meine. Kann er jetzt, nachdem alles so gekommen, wie es nun einmal gekommen ist, in dieser Weise von dem Gefühl, das er einst für ihre Mutter gehabt hat, sprechen? und das doch so gänzlich erloschen ist, nein, umgewandelt in Haß, sie weiß es. Nein, das ist nicht denkbar. Und wenn er nicht davon sprach, wovon kann er zu ihr, der Tochter eben dieser Frau, seiner Frau, sprechen? Denn daß er nicht Allgemeinheiten vorbringt, sondern persönlich, sehr persönlich spricht, das ist ihr klar. Aber wen meint er? Sie kann sich keine Rechenschaft darüber geben, aber eine unheimliche Bangigkeit ergreift sie, während sie sein Auge auf sich ruhen fühlt. Sie will aufstehen.

„Warum gehst Du?" sagt er rauh.

„Es ist spät," erwidert sie schüchtern.

„Wir wollen bis zu Ende lesen," sagt er in befehlendem Ton und reicht ihr das Buch. Sie wagt nicht zu widersprechen. Er lehnt sich in seinen Stuhl zurück.

„Flebis et arsuro positum me, Delia, lecto,
Tristibus et lacrimis, oscula mixta dabis,"

liest sie mit zitternder Stimme.

„Würdest Du auch weinen, wenn ich stürbe?" fragt er.

„Welche Frage!" sagt sie mit einem nervösen Lachen und liest weiter.

Die Lampe auf dem Schreibtisch brennt trüber Er schließt die Augen.

„Wenn Du es liesest, klingt auch Latein wie Musik," flüstert er. Sie achtet nicht darauf.

„Interea dum fata sinunt, jungamus amores —

„Inzwischen, wenn das Schicksal es zuläßt, werden wir —"

„Wird uns die Liebe vereinen," übersetzt er. „Dum fata sinunt," murmelt er dumpf, und noch einmal „Dum fata sinunt," wiederholt er wild und schlägt sich mit der Faust vor die Stirn. „O Gott, o Gott!"

Isa sieht ihn mit weit geöffneten Augen entsetzt an. Es ist fast dunkel im Zimmer. Das Licht der Lampe wird klein und kleiner. Er wirft sich mit dem Kopf auf den Schreibtisch und stöhnt noch einmal tief.

Es ist nicht das erstenmal, daß sie ihn so als Beute der Verzweiflung vor sich sieht, aber sonst war dies nur nach heftigen Scenen mit ihrer Mutter der Fall gewesen, und heute ist noch etwas anderes dabei, etwas, das sie sich zu nennen scheut und das sie doch mit kaltem Schauder durchbebt.

„Du hast Dich überanstrengt, Papa,“ sagt sie. „Geh zu Bett.“

Er starrt sie mit irren Augen an.

„Warum sagst Du Papa zu mir? Du hast mich onst nicht so genannt.“

„Immer, Papa,“ entgegnete sie ängstlich.

„Das ist nicht wahr!“ schreit er in gebieterischem Tone.

„Früher nicht,“ stammelt sie, „vor ein paar Jahren. Und es war sehr unartig von mir.“

„Nein, Du hattest recht, ganz recht. Ich bin nicht Dein Vater und will Dein Vater nicht sein.“

„Aber ich bin Deine Tochter,“ sagt sie, sich gewaltsam zu einem leichten Ton zwingend, während die Angst ihr die Kehle zuzuschnüren droht, „und als Deine Tochter will ich nicht, daß Du krank wirst. Geh ins Bett.“

Er erhebt sich schnell und löscht die knisternde Lampe aus. Nur der gespenstige, bläuliche Mondenschein malt eine lange, flimmernde Linie über den Schreibtisch hinweg auf die Diele.

„Nun ist es ja ganz dunkel!“ ruft Isa.

„Ja, ganz dunkel. Gute Nacht, Isa, gute Nacht!“

Er umfaßt sie und preßt einen heißen Kuß auf ihre Stirn. Ein Schauder durchläuft ihren Körper. Hastig, wie auf der Flucht, durchschreitet sie das Wohnzimmer und tritt auf den Korridor. Durch die geöffnete Küchenthür sieht sie die Köchin, halb eingeschlummert über ihrem Strickstrumpf, sitzen. Gott sei Dank, noch ein menschliches Wesen in diesen Räumen — außer ihr und ihm!

„Bringen Sie meinem Vater ein Licht. Die Lampe ist verlöscht,“ stottert sie mit bebenden Lippen. Dann rennt sie in ihr Zimmer und schließt die Thür hinter sich. Eine blinde Angst hat sich ihrer bemächtigt. Sie weiß nicht, was sie fürchtet, aber sie fürchtet sich entsetzlich. Was hatte denn das alles zu bedeuten? Wie seltsam ihr Stiefvater war, wie unbegreiflich seltsam. Er mußte krank sein, ja, krank. Eine Nervenüberreizung, sagt sie sich, was sollte es denn sonst sein? Eine Nervenüberreizung, was ist denn das eigentlich? Von da bis zum Wahnsinn ist nur ein Schritt — O Gott, er wird doch nicht wahnsinnig sein! War es nicht Wahnsinn, was aus seinen merkwürdigen Reden sprach, in seinen brennenden Augen funkelte? Furchtbar! Was soll sie denn thun, sie, ein hilfloses, junges Mädchen — jetzt in der Nacht — und morgen — Wie sie sich vor morgen ängstigt!

Angekleidet wirft sie sich auf ihr Lager und lauscht. Alles still. Jetzt hört sie, wie das Mädchen die Vorhausthür abriegelt und in ihre Kammer geht. Jetzt scheint es ihr gar, als höre sie die schnarchenden Atemzüge der Schlafenden. Von der andern Seite nichts. Hat sie es am Anfang überhört oder ist ihr Vater wirklich nicht in sein Schlafzimmer gegangen? Nichts regt sich. Um keinen Preis der Welt hätte sie nachsehen mögen, aber schlafen kann sie auch nicht. Wohl fallen ihr von Zeit zu Zeit die Augen zu, und ein paar Minuten verliert sie das Bewußtsein, doch nur, um von gräßlichen Träumen gequält zu werden, aus denen sie mit erneutem Schrecken auffährt. Mitternacht ist längst vorüber, ein Uhr, zwei Uhr — im Osten beginnt es schon heller zu werden, jene kalte, fahle Morgendämmerung. Ein Frostschauer schüttelt die Uebernächtige. Mit raschem Entschluß entkleidet sie sich und wickelt sich in die wirren Decken. Dann schläft sie fest ein.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Geblendet von einem Sonnenstrahl, der ihr gerade ins Gesicht schien, schlug sie die Augen auf. Es mußte wohl schon spät sein. Sie war noch ganz vom Schlafe befangen und hatte nur das unklare Gefühl, daß etwas passirt wäre. Und nun grübelte sie darüber nach, was es wohl gewesen sei. Erst ganz allmälich kehrte ihr die Erinnerung wieder. Sie schellte dem Mädchen und fragte nach der Zeit, denn ihre Uhr war stehen geblieben, weil sie vergessen hatte, sie aufzuziehen.

Ein Viertel auf zehn Uhr.

Wo ihr Vater sei? Im Gymnasium seit acht Uhr; heute habe die Schule wieder begonnen.

Richtig. Das hatte sie ganz vergessen. Die Ferien waren zu Ende, und er war zu seiner Stunde gegangen.

Ob es ihm gut gehe? Doch wohl, er habe wenigstens über nichts geklagt.

Das kam ihr beinahe befremdlich vor. Alles wie alle Tage. Nur sie mit ihrer fürchterlichen Angst. Hatte sie denn Gespenster gesehen? Hatte sie geträumt? Waren vielleicht ihre eigenen Nerven überreizt gewesen? Fast hoffte sie es.

Sie kleidete sich an und durchwanderte mit scheuen, forschenden Blicken alle Zimmer, als müsse sich an den leblosen Gegenständen eine Veränderung zeigen. Alles wie sonst. Dort stand noch das weiße Kaffeekännchen, aus Alberts Junggesellenwirtschaft stammend, das er trotz all dem feinen Service zu benützen liebte, wenn er, wie es meist geschah, allein frühstückte.

Die Zimmer waren schon aufgeräumt, nur das Buch lag noch auf dem Schreibtisch — weil es den Dienstmädchen verboten war, die Bücher zu berühren — aufgeschlagen auf der Seite, bis zu welcher sie gestern gelesen. Das hatte sie nicht geträumt! Sie musterte die Briefe, die eingelaufen waren; es gab deren ungewöhnlich viel heute, zwei an ihren Stiefvater und einen an sie selbst von ihrer Mutter.

Es gehe ihr gut, schrieb sie, bis auf die leidigen Kopfschmerzen, die sie wohl nie ganz los werden würde; aber es sei sehr amüsant, Reunions und Konzerte, und so viele Bekanntschaften, auch ein paar vornehme Französinnen; allein ihre, Frau Valeries, Toiletten könnten es mit den besten Pariser Modellen aufnehmen, besonders die blaßviolette und so weiter.

Isa faltete den Brief zusammen. Was kümmerten sie Mamas Toiletten?

Unruhig durchschritt sie wieder die Zimmer. Wie gut, daß der Unterricht gerade heute begonnen hatte! Es war wenigstens ein Aufschub. Sie scheute sich so, ihren Stiefvater wiederzusehen; und der Gedanke, mit ihm allein zu Mittag speisen zu müssen, war ihr schrecklich. Erst dachte sie daran, zu Bergers zu gehen, Gabrielen alles zu erzählen und ihren Rat zu erbitten. Aber was — was sollte sie denn erzählen? Sie wußte es ja selbst nicht. Die schlaflose Nacht hatte die unklaren Empfindungen noch mehr verwischt und verwirrt. Es war unmöglich. Wenn nur Philipp käme! Sie würde ihn nicht fortlassen, den ganzen Tag und Abend nicht. Er müßte ja sehen und erraten auch ohne Worte. Er, nur er würde sie verstehen! Und er mußte ja kommen.

Allein Stunde auf Stunde verrann, und er kam nicht. Schon zwölf Uhr. Jeden Augenblick konnte ihr Stiefvater aus dem Gymnasium zurückkehren. Fiel ihr denn gar niemand ein, den sie zu Tische laden könnte? Er würde sich freilich sehr darüber wundern, und sie hatte das Gefühl, es sei gut, alles Auffällige zu vermeiden, wenigstens bis sie ihn wiedergesehen hätte. Und doch — das Alleinsein mit ihm, das entsetzliche Alleinsein!

Da wurde ihr plötzlich Hilfe von einer Seite, wo

sie es nie gedacht hätte. Gerade fünf Minuten nach zwölf Uhr trat plötzlich, wie vom Himmel gefallen und jedenfalls vom Himmel gesendet, die alte Frau Gesenius ins Zimmer. Sie hatte, von dem Besuche bei ihrer Freundin zurückkehrend, Valeries Abwesenheit benützen und sich persönlich überzeugen wollen, wie es ihrem Sohne ginge. Sie mochte wohl geglaubt haben, ihn ganz allein anzutreffen, und war ein wenig erstaunt, Isabella zu sehen; noch weit mehr erstaunte sie aber über die große und aufrichtige Freude, die ihr Erscheinen bei dem jungen Mädchen hervorrief. Das war ja das beste, das allerbeste für Isa. Der Zufall war ein so überwältigend glücklicher, daß sich mit einemmal in ihr der Zweifel regte, ob es auch wirklich ein Zufall sei. Sollte vielleicht Albert, gleichfalls von dem Wunsche beseelt, nach dem gestern Geschehenen ein Alleinsein mit ihr zu vermeiden, seine Mutter telegraphisch herbeigerufen haben?

Und merkwürdig! denselben Gedanken legte Albert ihr unter, und so war er von demselben beherrscht, daß er erst mißtrauisch und forschend seine Stieftochter betrachtete, ehe er das rechte Wort der Begrüßung für seine Mutter fand. Und doch thaten die beiden einander unrecht, es war wirklich bloß ein Zufall. Man mußte es schon der alten Frau glauben, wenn sie, in ihrer treuherzigen Weise zu dem großen Sohn aufsehend, sagte:

„Ich hab' den Umweg gemacht, um Dich auf ein paar Stunden zu sehen. Heut abend geht's schon heim. Es hat mich schon immer herumgerissen, seitdem ich von Deinem Unfall gehört habe. Gut siehst Du nicht aus, mein Junge, gar nicht gut."

„Es ist der erste Schultag," antwortete Albert ablenkend. „Bisher hab' ich mich sehr wohl befunden."

Er sah elend und überwacht aus und hatte große blaue Ränder um die Augen. Sie beruhigte sich nicht dabei. Sicher arbeite er zu viel, und die Ferienreise habe ihm gefehlt.

Gewiß nicht. Er habe ganz ausgezeichnete Ferien verlebt, nur gerade heute habe er viel im Kopfe.

Sie fand ihn kühl und zerstreut, gleichgiltig für das, was sie ihm erzählte, und wortkarg über seine eigenen Angelegenheiten. Die Unterhaltung schleppte sich hin wie zwischen Wildfremden. Wie sie ihr den Sohn verändert hatten!

Das junge Mädchen wiederum bereitete ihr eine höchst angenehme Ueberraschung. Sie war liebenswürdig und zuvorkommend und zuweilen von einer Herzlichkeit, die sie bei ihr nicht gesucht hätte.

Und wie gesprächig sie war, von einem zum andern überspringend! Die gute alte Frau ahnte nicht, daß diese Redseligkeit ebenso unnatürlich war wie ihres Sohnes Schweigsamkeit, und daß die beiden, als sie

nach Alberts Rückkehr vom Gymnasium des Nachmittags mit ihr beim Kaffee saßen, an alles andere eher dachten als an die Dinge, von denen sie sie unterhielten.

Plötzlich stürmte das Mädchen ins Zimmer.

„Eine Depesche!“ rief sie, ganz außer sich über das ungewohnte Ereignis. Frau Gesenius, mit der gewöhnlichen Furcht von Frauen, die nie in ihrem Leben ein Telegramm erhalten haben, ahnte Schreckliches. Auch Albert war zusammengefahren. Er riß das Blatt auf und wurde totenbleich.

„Von Valerie,“ murmelte er.

„Was ist's, Papa?“ fragte Isa, nun auch ihrerseits erschrocken, und da sie keine Antwort bekam und Albert noch immer stumm auf das Blatt starrte, trat sie hinter ihn und las über seine Schulter hinweg mit lauter Stimme:

„Wie bereits mitgeteilt, Diphtheritisfall hier, bin sofort verreist, komme abends nach sechs Uhr an.“ — „Das ist in zwei Stunden,“ fügte Isa hinzu.

Frau Gesenius atmete auf.

„Gott sei Dank! Ich fürchtete, es sei etwas Ernstliches passirt. Natürlich, mit Diphtheritis läßt sich nicht spassen.“

Albert nickte. Er wollte etwas erwidern, aber die Stimme versagte den Dienst.

„Mama ist immer so zurückhaltend und läßt Harry

nicht gern mit anderen Kindern spielen. Ich glaube kaum, daß er irgend welchen Umgang gehabt hat," beruhigte Isa. „Wie bereits mitgeteilt," las sie dann noch einmal. „Hat Dir Mama etwas Derartiges geschrieben?"

„Nein," brachte Albert heiser hervor. Dann erhob er sich rasch und verließ das Zimmer.

Isa hatte keine Ahnung davon, daß diese Mitteilung ihr selbst gemacht worden war und daß in dem Briefe, den sie am Morgen erhalten hatte, nach Erledigung der Toilettenfragen folgende Stelle vorkam:

„Soeben erfahre ich durch Erna, daß unter den Eingeborenen die Diphtheritis ausgebrochen sei. Ich werde Erkundigungen einziehen; sollte sich das Gerücht bestätigen, so packe ich noch heute und reise morgen ab. Mache Dich also darauf gefaßt, uns plötzlich eintreffen zu sehen."

Valerie hatte infolge dieser Benachrichtigung erst auf der Reise von einer großen Station aus ihre bevorstehende Ankunft angezeigt.

„Wie lieb Albert das Kind hat," bemerkte Frau Gesenius zu Isa. Sie konnte sich nicht daran gewöhnen, zu dem großen, fremden Mädchen vom Vater zu sprechen.

„Ja," antwortete Isa unbestimmt. Es war ihr eigentlich nie aufgefallen, daß ihr Stiefvater eine besondere Zärtlichkeit für den kleinen Knaben an den

Tag legte, allerdings hatte sie auch nie darauf geachtet. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie für den Empfang der Ankommenden noch allerhand anordnen müsse. „Sie entschuldigen mich, nicht wahr?“ sagte sie zu der alten Frau. „Und wollen Sie nicht zu Papa gehen und ihn zu trösten versuchen?“

Wie fremd Frau Gesenius hier geworden war daß erst das junge Mädchen sie dazu auffordern mußte! Und noch jetzt, an der Thüre stehend, zagte sie, einzutreten. Er war fortgeeilt, als wünsche er allein zu sein, und sie hörte seine schweren Schritte im unruhigen Hinundher herüberhallen. Sie klopfte leise. Keine Antwort.

Wahrscheinlich hat er ihr Pochen nicht gehört. Nun faßt sie Mut und öffnet die Thür. Er achtet ihres Eintrittes gar nicht.

„Lieber Albert,“ beginnt sie mit ihrer sanften, weichen Stimme. „Du nimmst in Deiner Angst um das Kind die Sache wirklich zu schwer. Was hat es denn weiter zu bedeuten, wenn ein Diphtheritisfall im Orte vorgekommen ist, wohl gar am andern Ende desselben? In einer großen Stadt sind derartige Erkrankungsfälle fast immer an der Tagesordnung, und wollte man sich um jeden einzelnen sorgen, könnte man seines Lebens gar nicht mehr froh werden. Zudem werden in einem Badeorte solche Vorkommnisse immer über Gebühr aufgebauscht.“

„Das sag' ich auch," stößt er hervor. „Warum kommt sie dann zurück, so plötzlich, so unerwartet, so bald?"

„Zu viel Vorsicht ist besser als zu wenig," bemerkt Frau Gesenius überrascht. „Diese überstürzte Abreise wird Deine Frau Mühe genug gekostet haben. In zwei Stunden wird sie also schon bei uns sein."

Er stiert sie wild an.

„In zwei Stunden — bei mir — nein, nein, nein! Ich kann sie nicht sehen, jetzt nicht mehr — jetzt noch nicht!"

Was ist denn das? Dieses Entsetzen, diese Scheu, diese wilden Worte. Es ist also nicht die Angst um das Kind, die ihren Sohn so übermäßig erregt hatte. Es ist etwas anderes, etwas Schreckliches: die Abneigung, seine Frau wiederzusehen; nein, nicht die Abneigung, der Abscheu, ja, der Abscheu. Der alten Frau stockt der Atem. Es ist ihr, als befinde sie sich plötzlich, die Augen aufschlagend, vor einem gräßlichen Abgrunde, noch dunkel und unaufgeklärt liegt er vor ihr, doch sie fühlt, daß er Entsetzliches birgt. Wie anders haben doch seine letzten Briefe geklungen.

„Er hat dich täuschen wollen," denkt sie, und vorwurfsvoll flüstert sie: „Mein armer Sohn! Und das glückliche, zufriedene Leben, von dem Du mir schriebst?"

„Ist nun vorbei!" schreit er, aus einem ganz

andern Gedankengange heraus. „Vorbei, vorbei! — Nicht wahr, wie schön es war? Und wie gut sie ist — und wie sie mich versteht, und wie lieb sie zu mir war, wie lieb!“

„Albert!“ ruft entsetzt Frau Gesenius, indem sie ihm mit der Hand den Mund verschließt. „Albert! Kein Wort weiter! O Gott, was hast Du da gesagt!“

„Die Wahrheit!“ schreit er, ihre Hand fortreißend, „die Wahrheit! Ob ich schweige oder rede: es bleibt wahr! Du hast es ja gesehen, gleich wie Du kamst, und alle müssen es sehen, und alle sollen es hören — meine Frau auch, sie zu allererst. Ich kann nicht mehr mit ihr zusammen leben — und in zwei Stunden — nicht mehr so lange — in einer vielleicht — ich hatte es ihr schreiben wollen, morgen, übermorgen vielleicht. Meine Gedanken sollten sich nur erst klären —“

„Klären? Du redest ja irre. Der Wahnsinn spricht aus Dir!“

„Weil ich so aufgeregt bin, Mutter?“ sagte er ruhiger und legte seine Hand auf die Schulter der alten Frau. „Du hast mich nur heiter und zufrieden gekannt. Wir lebten still und friedlich mit einander, wie ich jetzt mit Isa; nein, anders, doch anders —“

„Sprich den Namen nicht mehr aus,“ sagte die alte Frau streng. „Bis jetzt glaubte ich, Du sprächest im Fieber, und ich verstand Dich nicht, das heißt,

ich hoffte, Dich mißverstanden zu haben. Wenn ich Dich aber doch richtig verstanden haben sollte, Albert, so graut mir."

„Du redest über Dinge, die Du nicht beurteilen kannst, Mutter," sagte Albert. „Ich habe nie die Sitte mit Füßen getreten. Zu einer Zeit, wo andere ihre Jugendlust und ihren Jugendleichtsinn austoben, lebte ich streng und einsam, einzig meinen Büchern. Die Sinnlichkeit hat nie Gewalt über mich gehabt — oder nur wenig, sehr wenig — zu wenig, Mutter! Sonst wäre ich nicht dem verhängnisvollen Irrtum verfallen, zu glauben, daß ich gerade jenes Weib liebe, während ich nur überhaupt liebte, damals in jenem glückseligen Ferienfreiheitstaumel, wo eine jede mich bezaubert hätte, der ich begegnet wäre. Daß gerade sie mir begegnete! Daß sich ihr Bild, ihr schönes Bild, an jenem sonnigen Frühlingstag tief in mein Herz grub, so tief, daß es in seiner ganzen ursprünglichen Frische neu auflebte, als ich sie ein volles Jahr später wiedersah. Ihr habt mich gewarnt, aber ich hörte nicht, ich rannte in mein Unglück und — hab' es getragen, geduldig, ohne zu murren, Jahr um Jahr, denn die Erkenntnis kam nur zu bald. Aber, Mutter," — er erhob die Stimme wie drohend, während er dicht an sie herantrat — „ich will die Ketten nicht mein Leben lang schleppen. Ich will

kauch noch einmal glücklich sein wie andere Menschen, allen Vorurteilen zum Trotz.“

In namenloser Bestürzung hatte Frau Gesenius den Worten ihres Sohnes gelauscht, ohne ihn zu unterbrechen, unfähig, etwas zu erwidern. Bei dem Worte „Vorurteilen“ raffte sie sich zum erstenmale zu einer Antwort auf.

„Um Vorurteile handelt es sich hier nicht. Darüber wenigstens müßtest Du Dir klar sein. Könntest Du Dir vorstellen, daß die Tochter ihre eigene Mutter vertreiben würde? Du müßtest sie dafür verachten. Ich nehme an — ich hoffe, daß das junge Mädchen nichts ahnt —“

„Ich weiß es nicht,“ unterbrach er sie heftig. „Ich weiß es nicht. Sie ist mir zugethan, dessen bin ich sicher. Wie liebevoll hat sie mich gepflegt, wie innig an allem, was mich betrifft, teil genommen, wie oft hat sie meine Partei ergriffen gegen ihre Mutter — aber ob sie mich liebt? O, wenn ich das wüßte! dann wüßte ich auch, was ich zu thun hätte, und thäte es noch heute — aber nun habe ich so lange Zeit, so viele Tage und Wochen vergeudet im fruchtlosen Ringen gegen diese Liebe, die ich doch nicht besiegen kann, die mein ganzes Sein erfüllt — und ich habe versäumt, zu erforschen, ob sie mich wieder liebt —“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Währenddem hatte Isa ihre Anordnungen getroffen. Sie hatte die Schlafzimmer in stand setzen lassen und Befehle für das Abendbrot gegeben. Sie fand, daß sich das recht schnell habe erledigen lassen, aber sie war überzeugt, daß sie die Hälfte vergessen habe. Ihre Gedanken waren nicht dabei. Immer mehr drängte sich ihr die Vermutung auf, daß es nicht die Sorge um Harrys Befinden sei, die ihren Vater so maßlos erregt hatte. Es sah ihm so wenig ähnlich, machte er sich doch sonst immer über die Aengstlichkeit ihrer Mutter lustig. Eine innere Stimme sagte ihr, daß die beiden in der Studirstube wichtige Dinge besprachen. Wie gut, daß seine Mutter da war! Welche Erleichterung, sich einmal rückhaltlos aussprechen zu dürfen! Sie hatte niemand. Wenn nur wenigstens Philipp gekommen wäre! Nicht daß sie ihn hätte zum Vertrauten machen wollen, aber in seinen Blicken würde sie gelesen haben, ob auch ihm das Wesen ihres Stiefvaters auffalle, oder ob sie sich thörichten Hirn-

gespinnsten hingebe. Seine Gegenwart würde ihr Beruhigung bringen und die entsetzliche Unruhe stillen, die sie bald die kommenden Tage herbeisehnen, bald dieselben fürchten ließ. Aber er kam nicht. In nervöser Geschäftigkeit lief sie herum. Jetzt mußte sie die Wohnstube in Ordnung bringen. Aus dem Nebenzimmer hörte sie lebhaftes Sprechen, ohne indes vorderhand die einzelnen Worte zu verstehen. Sie wollte es auch nicht, nein — nein. Absichtlich hielt sie sich am entgegengesetzten Ende des Zimmers auf. Aber freilich, wenn er so schrie: „In zwei Stunden — nein — nein!" Und nun war sie doch näher getreten — und was dann kam! Unwillkürlich hielt sie sich mit den Händen die Ohren zu und wollte hinauslaufen. Da wurde die Thür, die aus dem Vorsaal hereinführte, geöffnet. Das Blut schoß ihr ins Gesicht. In peinlichster Verwirrung stand sie da. Er war es, den sie den ganzen Tag lang so sehnsüchtig erwartet hatte, und nun mußte er gerade jetzt kommen, wo es ihr unmöglich war, mit ihm zu sprechen, und wo —

Er schien ihre Verlegenheit nicht zu bemerken.

„Sie haben sich gewiß gewundert, daß ich mich gestern gar nicht bei Ihnen habe blicken lassen. Bis zum Abend hoffte ich noch, ein paar Minuten zu erübrigen, aber die Arbeit häufte sich so. Es kam alles mögliche zusammen. Erstens — was Ihnen am meisten am Herzen liegen wird, bei Berger bin

ich gewesen. Er war im ersten Augenblick ganz gerührt, daß wir seiner gedacht hätten, überschwenglich beglückt, im nächsten wieder ganz Pessimist, es nütze doch alles nichts, man werde ihm die Stelle nicht geben, beinahe erzürnt, daß wir überhaupt Hoffnungen in ihm geweckt hätten, die doch — Albert hat wohl Besuch?" unterbrach er sich plötzlich, denn eben drang dessen Stimme wieder gellend zu ihnen herüber. „Und Sie? Was ist Ihnen denn?"

Sie war kreidebleich geworden.

„Nichts, nichts! Seine Mutter ist angekommen."

Jetzt sprach diese: „Albert — Wahnsinn!" so laut, so deutlich, es war gar nicht möglich, nicht zu verstehen. Hatte sie denn kein Zimmer, in das sie Philipp führen konnte, wo man diese schrecklichen Stimmen nicht hörte? Statt dessen ließ sie sich mit zitternden Knieen auf einen Lehnstuhl nieder, sie wäre sonst umgefallen. Er eilte bestürzt hinzu. Mit weißen Lippen zwang sie sich zu einem Lächeln.

„Wir haben einen unruhigen Tag heute," stammelte sie. „Erst kam ganz überraschend Frau Gesenius, und vorhin lief ein Telegramm ein, das uns Mamas Ankunft für heute abend meldet — und ich bin an so viel Thätigkeit nicht gewöhnt."

Er kannte sie zu gut, um ihr diese Ausrede zu glauben, aber er wollte nicht in sie dringen und sagte einfach:

„Und nun komme auch ich noch zu so ungelegener Zeit dazwischen."

„Wenn Sie vielleicht morgen wieder kommen wollten!" bat Isa.

„Das kann ich leider nicht. Ich habe gestern ein Telegramm aus Berlin erhalten und muß noch heute abend abreisen."

„Ach Gott!" rang es sich von ihren Lippen, und unwillkürlich ergriff sie seine Hände.

„Es liegt mir sehr viel daran, Ihnen und Albert Lebewohl zu sagen, weil es ungewiß ist, ob ich von Berlin aus noch einmal herkommen kann, ehe ich nach Griechenland oder wohin es sonst sei, reise; denn daß ich wieder den Wanderstab ergreife, steht fest."

Sie atmete schwer, und plötzlich, ohne daß sie es verhindern konnte, machte sich die übermächtige Aufregung der letzten Tage in einem Thränenstrom Luft. Hastig wendete sie das Gesicht ab. Er beugte sich zu ihr herab und drückte einen langen Kuß auf ihre kalten Hände.

„Fräulein Isa, werden auch Sie die schöne Zeit, die wir jetzt zusammen verlebt haben, in freundlicher Erinnerung behalten — wie ich es thun werde, immer — immer? Ich danke Ihnen für all die Güte, die Sie einem armen Wanderer erwiesen und wodurch Sie ihm das Scheiden sehr schwer gemacht haben."

Seine Stimme bebte leise. Er hielt inne. Mit

Gewalt schluckte sie die Thränen herunter, aber sprechen konnte sie noch nicht, und sie hätte ihm doch so gern gesagt, wie dankbar sie ihm für seine lieben Worte sei. Da plötzlich tönte durch das Schweigen ihr Name aus dem Nebenzimmer, von ihrem Vater gesprochen — und in welchem Tone — in welchem Tone! Philipp hatte es auch gehört, in seinen verfinsterten Mienen las sie zum erstenmal eine Bestätigung dessen, was sie unklar geahnt und sich in jungfräulichem Stolz einzugestehen gesträubt hatte. Das war es ja eigentlich, was sie von seiner Gegenwart gewünscht und erwartet hatte; aber nun es so gekommen war, wie sie gewollt hatte, packte sie ein wilder Zorn, daß sie einen Mitwisser des gräßlichen Geheimnisses habe. Sie kam sich vor wie befleckt. Er hatte unwillkürlich ihre Hand losgelassen und war einen Schritt zurückgetreten. Dort drüben wurde weiter gesprochen. Sie verstand kein Wort mehr. Das Blut pochte ihr zu laut in den Schläfen. Er mochte es wohl verstehen; Schrecken, Mißbilligung, Eifersucht kämpften in seinen Zügen, und deutlicher als das sprach daraus die Bitte um Aufklärung zu ihr. Aber mit dem ganzen Stolz ihrer Unschuld versagte sie ihm dieselbe.

„Ich werde meinem Stiefvater Ihren Abschiedsgruß ausrichten," sagte sie gemessen, indem sie sich erhob. „Er ist nicht ganz wohl."

„Sie wollen mich nicht zu ihm lassen?“ fragte er nachdrücklich, jedes Wort betonend.

„Er hat gewünscht, mit seiner Mutter allein zu sein. Sie haben sich so lange nicht gesehen,“ fügte sie in leichtem Tone hinzu.

„Sie schicken mich fort, Fräulein Isa?“ fragte er eindringlich. „Soll das unser Abschied sein auf Jahre hinaus? Ich glaubte, Sie würden etwas mehr Vertrauen zu mir haben.“

Sie verstand ihn, aber sie konnte ihm die mißtrauische Bewegung von vorhin nicht verzeihen. „Ich habe nichts zu vertrauen — nichts — niemand,“ sagte sie kalt.

Er verneigte sich förmlich. Da wurde die Thür des Nebenzimmers aufgerissen, und Gesenius stürzte herein.

„Ich kann nicht, ich sage Dir, ich kann nicht!“ rief er seiner Mutter zu und wollte, mit raschen Schritten das Zimmer durchmessend, dem Ausgange zueilen. Dort stieß er an Philipp.

„Du hier? Was machst Du hier? Entschuldige mich — ein dringender Gang. Vielleicht kommst Du ein andermal wieder — vielleicht morgen —“

„Ich kam, um Abschied zu nehmen. Ich reise heute abend nach Berlin.“

„Nach Berlin — also auf morgen, auf morgen,“ wiederholte er geistesabwesend und rannte zur Thür hinaus.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

„Zu spät!" hörte man im selben Augenblick Frau Valeries Stimme. „Du hättest eine Viertelstunde früher auf der Bahn sein müssen!" Und: „Papa, Papa!" jubelte Harry dazwischen, „ich habe drei Schachteln Schokolade für die Reise bekommen, und eine ist schon ganz aufgegessen!"

Gleich darauf rauschte Valerie auch schon zur Thür herein, ihr nach der kleine Hugo Neumayer in großkarrirten Pantalons, großgetupfter Krawatte, beide Arme kunstvoll nach auswärts gebogen, und in den rot behandschuhten Händen je ein zierliches Reisetäschchen Frau Valeries haltend. Dann kam der kleine Harry, in ausgelassener Lustigkeit seinen Papa ins Zimmer ziehend, der sich ob dem unerwarteten Zusammentreffen noch gar nicht zu fassen wußte und widerstandslos alles mit sich geschehen ließ. Auch Frau Gesenius war herbeigeeilt. Philipp und Isa standen wie angewurzelt.

Frau Valerie sah die Anwesenden erstaunt der Reihe nach an und bemerkte dann ein wenig spitz:

„Ihr habt Besuch, wie ich sehe. Deswegen fand man wohl auch keine Zeit, mich an der Bahn abzuholen. Ich wäre ganz verloren gewesen mit all meiner Bagage, wenn nicht Herr Neumayer sich so liebenswürdig meiner angenommen hätte. Herr Neumayer, bitte, stellen Sie die Taschen auf den Tisch! Bella weiß, wo sie hingehören — mon Dieu, Kind, wie siehst Du denn aus? Aschgrau im Gesicht. Das verdankst Du Deinem Eigensinn, nicht mit ins Seebad zu kommen! Hilf mir!" Dabei entledigte sie sich ihres Reisemantels.

„Papa, Du freust Dich wohl gar nicht, daß wir da sind? Ich habe auch meine Schippe mitgebracht und viele Muscheln. Eine ganze Schachtel voll schenk' ich Dir und eine Isa. Wer ist denn die alte Frau?" So plauderte der kleine Bursche.

„Das ist Großmama," sagte Albert, die ersten Worte, die er hervorbrachte. „Geh, Harry, und gib ihr einen Kuß."

Harry stellte sich breitbeinig vor die alte Frau hin und sagte ruhig: „Ich darf fremde Leute nicht küssen. Mama hat's verboten."

„Großmama gehört nicht zu den fremden Leuten," erwiderte Albert.

Die alte Frau aber neigte sich zu dem Kleinen

und sprach leise: „Du hast ganz recht, sie ist Dir fremd. Aber ein Händchen darfst Du ihr geben, und vielleicht lernen wir uns noch einmal besser kennen.“

Harry war eben im Begriff, sich der Großmama zögernd zu nähern, als er plötzlich mit einer energischen Wendung Kehrt machte.

„Onkel Hugo, Onkel Hugo! Du hast noch meine Schokolade in der Rocktasche!“ schrie er. Er hatte bemerkt, daß sich Herr Hugo Neumayer eben zu empfehlen begann, indem er mit der bekannten eckigen Armbewegung Frau Valerie seine Hand reichte und dann einige steife Verbeugungen im Kreise herum zum besten gab. „Adieu, Onkel Hugo! Gehst Du jetzt auch?“ wandte er sich dann an Philipp.

Dieser fuhr auf.

„Ja,“ sagte er kurz und so hart, daß der Kleine das Händchen, welches er ihm bereits hingestreckt hatte, wieder zurückzog. „Ich gehe.“ Er verabschiedete sich flüchtig von den Damen, reichte Albert zerstreut die Hand und sah sich nach Isa um. Diese war verschwunden. Er hörte, wie sie mit den Mägden im Schlafzimmer herumwirtschaftete, aber er wagte nicht, sie dort aufzusuchen. Langsam, den Kopf zu Boden gesenkt, ging er die Treppe hinunter. Vom Hof aus blickte er noch einmal hinauf, aber auch an den Fenstern war sie nicht zu sehen.

Frau Gesenius würde sich unter anderen Verhält-

nissen schwerlich entschlossen haben, die Gastfreundschaft ihrer Schwiegertochter anzunehmen, geschweige denn, um dieselbe zu bitten; heute aber, nach der Aussprache mit ihrem Sohne, schien es ihr unumgänglich notwendig, daß sie in seiner Nähe bleibe. Ein Fremdenzimmer war der beschränkten Räume wegen nicht vorhanden. Sie schlug daher vor, man möge ihr in Alberts Zimmer auf dem Sofa ein Lager errichten. Albert war sehr einverstanden mit ihrem Bleiben; nur nicht allein mit Valerie und Isa; je mehr Menschen dabei waren, desto besser; die Einrichtung jedoch wünschte er anders zu treffen. Er würde auf dem Sofa übernachten, und Isa sollte der alten Dame ihr Zimmer abtreten und zu ihrer Mutter ziehen. Isa erklärte sich sofort bereit dazu, wenn es ihr auch ein schweres Opfer war, auf die Stunden der Einsamkeit in ihrer Stube gerade jetzt zu verzichten. Aber schließlich, wozu nützte alles Nachdenken? Wie sich aus dem Chaos herausarbeiten? Es mußte sich ja lichten auch ohne ihre Mitwirkung.

Wie herrlich weit haben wir Kulturmenschen es durch Erziehung und Gewohnheit doch in der Fähigkeit gebracht, unsere Gefühle unter einer konventionellen Maske zu verbergen! Niemand von denen, die im Geseniusschen Hause den stürmischen Nachmittag mit durchlebt hatten, würde es für möglich gehalten

haben, daß man in denselben Räumen am Abend friedlich, beinahe heiter, zusammensitzen könnte.

Frau Valerie, von den Abwechslungen der Reise angeregt, war gesprächig und vergnügt. Heute zum erstenmale nach vielen Jahren schien es Albert wieder begreiflich, wie er diese Frau einst hatte liebenswürdig finden können, denn das war ihm nun schon lange wie ein seltsames, trübes Rätsel vorgekommen. Freilich ließ er sich durch diese Liebenswürdigkeit nicht mehr täuschen. Er wußte, wie vorübergehend solche angenehme Stimmungen zu sein pflegten, und wie oberflächlich. Sie plauderte von ihrem Aufenthalte, von der Liebenswürdigkeit der Familie Neumayer, besonders Hugos, der ganz eigentlich ihr Kavalier gewesen sei und jüngere Damen darüber vernachlässigt habe. Die Vorzüge Hugos, sowie auch die Toilettenpracht in den Reunions interessirten Valeries Zuhörer zwar nur sehr mäßig, und doch lauschten sie ihren Erzählungen ganz aufmerksam, sie waren so froh, daß man ihnen die Last der Unterhaltung abnahm.

„Du siehst aber wirklich erbärmlich aus, Bella," unterbrach sich Valerie plötzlich, nachdem sie schon länger zwischendurch das bleiche Mädchen gemustert hatte. „Blühend warst Du nie. Aber hätte ich eine Idee gehabt, wie Du Dich während meiner Abwesenheit zum Schlechten verändern würdest, so hätte ich

meine Zustimmung zu der Krankenpflege nie gegeben. Apropos, Albert, wie geht's denn mit der Hand?"

„Danke. Sie ist wieder geheilt, nur noch etwas schwach und ungelenk."

„Eine Bagatelle. Ich hab' mir's gleich gedacht. Aber die Männer sind solche Egoisten und können nichts vertragen."

„Es sollte mir leid thun, wenn Isa darin Deine Ansicht teilte."

„Ich hab' immer gedacht, Bella, Du würdest mich eines schönen Tages in Blankenberghe überraschen. Weißt Du, daß man es dort nicht einmal ganz passend fand, daß ich Dich allein hier zurückgelassen hatte? Besonders Erna hielt sich sehr darüber auf." Isa verzog spöttisch die Oberlippe. „Aber auch die anderen. ‚Ein junges Mädchen und solch ein junger Stiefvater! Ei, ei!' hieß es. Wie oft mußte ich das hören!"

Albert zuckte nervös zusammen, und klirrend fiel die Gabel, die er in der Hand hielt, zu Boden.

„Mama!" rief Isa mit drohend gerunzelten Brauen, und machte Miene, vom Tisch aufzustehen.

„Wie empfindlich!" spöttelte Valerie. „Ihr seid in einer merkwürdig gereizten Stimmung alle beide. Das macht die Zimmerluft. Ich werde mit dem Arzt reden. Du mußt auf alle Fälle noch einmal aufs Land, ehe die Jahreszeit zu herbstlich wird, Bella."

„Ich möchte Ihren Vorschlag aufs wärmste unterstützen," nahm jetzt auch Frau Gesenius das Wort, „und Ihrer Fräulein Tochter so bald als möglich eine Luftveränderung anraten."

„Ich bin ganz einverstanden," sagte Isa. Das war ein erlösender Gedanke. Daß sie in ihrer Ratlosigkeit nicht selbst darauf gekommen war! „Ich glaube wirklich, daß ich es nötig habe. Und nun sprecht, bitte, nicht mehr über mein schlechtes Aussehen. Es ist nicht zum Aushalten!"

Frau Valerie hatte noch hunderterlei Fläschchen, Büchschen und Schächtelchen ihrer Reisetasche zu entnehmen, ehe sie sich zur Ruhe begeben konnte. Sie that es unter unendlichem Seufzen, und Isa, die bereits angefangen hatte, sich zu entkleiden, dachte gar nicht daran, ihr zu helfen.

„Alles muß man selbst thun," jammerte Valerie. „Niemand, der einem zur Hand geht. Ich habe versucht, die Auguste abzurichten, aber mit ihren ungeschickten roten Händen reißt sie alles um. Die white rose hat sie mir neulich zur Hälfte verschüttet — ach Gott, und jetzt ist die andere Hälfte auch noch ausgelaufen! Atkinson — es ist hier gar nicht echt zu bekommen. Oder glaubst Du, daß man es sich irgendwo verschaffen könnte, Bella? Weißt Du, wie gut die Malwine einpackte? Perfekt. Sie war überhaupt zur Kammerjungfer geboren — ah, misé-

ricorde! der ganze Puder am Boden. Klingle der Auguste!“

Isa zog die Klingel. Das Mädchen schlief bereits.

„Schon im Bett! Die Leute können's auch gar nicht mehr erwarten,“ schalt Valerie.

„Du hast ihr nicht befohlen aufzubleiben, und sie wird von der Reise müde gewesen sein,“ entschuldigte Isa, die sonst nicht gerade übermäßiges Mitgefühl für die Dienstboten hatte.

„Bin ich etwa nicht müde? Und nun noch diese ganze Menage hier!“

Isa ließ sich endlich herbei, behilflich zu sein, und nach einer weitern halben Stunde lag Frau Valerie endlich im Bett. Aber an Schlaf war noch nicht zu denken. Mit weit offenen Augen schaute sie zu der glatt geweißten Decke empor.

„Man kann sie mit der Hand erreichen. Ach, Bella, ich habe aufgeatmet, wieder einmal in anständiger Umgebung zu sein. Unsere Villa war ein wahres Bijou. Hohe, luftige Zimmer mit geschmackvollen Tapeten, Fenster mit Spiegelscheiben. Diese kleinen Carreaux hier bringen mich zur Verzweiflung. Bella! es hat mir gegraut, in diese Misère zurück zu kehren. Die gestrichenen Fußböden, die ausgetretenen Treppen, und Harrys Zimmer mit der Aussicht nach dem Hofe! Wie mir das zuwider ist!“

„Ich hab' Dir ja gleich gesagt, Mama,“ sprach

Isa ruhig, „daß Du Dich nicht eingewöhnen würdest.“

„Albert hat keinen Sinn dafür, gar keinen,“ fuhr Valerie fort. „Er ist in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen und kann nicht verstehen, daß eine Dame, wie ich, eines gewissen Comforts bedarf. Ich kann nun einmal nicht leben wie Frau Doktor Berger und Frau Emma Starke. Das müßt' er doch eigentlich begreifen. Aber glaubst Du, daß er's einsieht? Pas le moins du monde! Und ich kann und kann es hier nicht aushalten!“ Dabei warf sie sich heftig im Bett herum, daß die Federn krachten.

„So geh doch fort,“ sagte Isa kalt.

„Ich bin doch grad erst wieder gekommen,“ entgegnete Valerie, die Bemerkung mißverstehend. „So oft kann ich nicht verreisen.“

„Du hast mich falsch verstanden, Mama,“ sagte Isa langsam, mit voller Absichtlichkeit. „Ich meinte, wenn Du Dich so unglücklich fühlst, so wäre es besser, ganz von hier fort zu gehen, für immer.“

„Du träumst wohl?“ rief Frau Valerie. „Und Albert?“

„Glaubst Du, daß Dein Mann sich bei diesem Leben glücklich fühlt?“ fragte sie scharf.

„Er war es doch nie anders gewöhnt und entbehrt nichts,“ sagte Frau Valerie und war fest davon überzeugt.

„Ich habe nicht die äußeren Lebensverhältnisse im Auge gehabt," entgegnete Isa, entschlossen, eine Aussprache herbei zu führen; aber Valerie, die den Worten des jungen Mädchens nicht die geringste Bedeutung beimaß, fiel ihr ins Wort:

„Ich werde nächstens eine Aenderung herbeiführen, in Harrys Interesse — indem ich nämlich — doch lassen wir das auf morgen. Du wirst auch ermüdet sein, Bella. Schlaf wohl!"

„Gute Nacht, Mama!"

Dreißigstes Kapitel.

Frau Valerie saß beim Frühstück. Vor ihr stand eine Schale mit heißem Wasser, in das sie eigenhändig ihre Tasse zu tauchen pflegte, ehe sie den Thee eingoß. Daneben ein Teller mit geröstetem Brot, ein Körbchen mit Zwieback, Butter, Honig. Der ganze Tisch war von dem Theegerät bedeckt, jedes Brett und Schüsselchen mit einer buntbestickten Serviette belegt; es sah sehr einladend aus. Valerie trug ein duftiges blaues Morgenkleid, das, reich mit Spitzen besetzt, über der Brust lose durch eine Perlennadel zusammengehalten wurde, so daß der runde weiße Hals aus der Spitzenumrahmung hervorschimmerte. Das Haar hatte sie lässig in einen Knoten auf dem Hinterkopfe zusammengedreht, denn sie war noch nicht frisirt. Angegriffen von der Reise, hatte sie lange geschlafen, sehr lange. Eben schlug es elf Uhr. Von den anderen Hausbewohnern war ihr noch niemand zu Gesicht gekommen. Albert war im Gymnasium,

die alte Frau Gesenius in der Kinderstube, wo sie sich bemühte, die Freundschaft des kleinen Harry zu gewinnen; und wo Isa steckte, davon hatte sie keine Ahnung. Elf Uhr. Ein paar Minuten später öffnete sich die Thür, und Albert erschien in derselben. Als er seine Frau erblickte, wollte er wieder umkehren, doch sie hatte ihn schon gesehen.

„Du kannst mir Gesellschaft leisten!“ rief sie. „Komm, setz Dich zu mir.“ Dabei streckte sie ihm nachlässig die Hand entgegen, so daß der weite Aermel zurückfiel und der volle, schneeige Arm sichtbar wurde. Er berührte flüchtig ihre Hand, aber er setzte sich nicht.

„Ich habe nicht viel Zeit,“ murmelte er, ohne sie anzusehen.

„So kühl?“ flüsterte sie im selbstgefälligen Bewußtsein ihrer Schönheit und stützte den Kopf auf die Hand, indem sie ihn von unten herauf, verführerisch lächelnd, anblickte. „Keine Zeit für mich, gar keine? Aber ein paar Minuten mußt Du mir doch standhalten. Ich habe eine wirtschaftliche Angelegenheit mit Dir zu besprechen. Es betrifft Harrys Zimmer. Ich sagte Dir schon neulich, daß es zu klein für ihn sei und ungesund obendrein. Nun hab' ich mir schon hin und her überlegt, wie sich dem abhelfen ließe, und endlich hab' ich's gefunden.“ Sie entwickelte nun sehr ausführlich den Plan einer vollständigen Um=

gestaltung der Zimmereinteilung. Er hörte nichts davon. Er stand noch immer wie auf dem Sprunge; nur eines verstand er, das, was sie für zuletzt aufgespart hatte, daß er sein Zimmer hergeben sollte, seine Studirstube! Da übermannte ihn der Zorn.

„Nein!“ schrie er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß das feine Geschirr an einander klirrte. „Daraus wird nichts — nichts — nichts!“

Erschrocken fuhr sie auf.

„Was fällt Dir denn ein? Es ist ein Vorschlag, den ich Dir mache, und wenn Du ruhig darüber nachdächtest, würdest Du bald selbst einsehen, daß er manches für sich hat. Erstens —“

„Gib Dir keine Mühe,“ unterbrach er sie schneidend. „Es ist unnütz. Aus meinem Zimmer vertreibst Du mich nicht. Es ist das einzige, was ich noch habe, das einzige, was Du mir nicht verleidet und entrissen hast!“

Valerie legte die Schnitte Röstbrot, die sie eben zum Munde führen wollte, aus der Hand und stand auf. Achselzuckend näherte sie sich ihrem Manne.

„Bist Du krank — oder was ist mit Dir? Ihr führt so wunderbare Reden. Ich verstehe Dich nicht.“

„Das glaub' ich, daß sie Dir wunderbar vorkommen, das glaub' ich! Hast Du mich denn überhaupt je verstanden? Ich dächte, nein. Aber heute sollst Du's, das versprech' ich Dir. Du sollst erkennen,

was Du aus mir gemacht hast. Ich hab' es lange genug stumm ertragen. Ich habe geduldet und gelitten unter Deiner Rücksichtslosigkeit, Deinen Launen. Du hast mir das Leben zur Hölle gemacht, und ich hab' es hingenommen als Strafe für einen übereilten Schritt. Erst habe ich gedacht, es müsse einmal anders werden. Ich habe versucht, Dir zu liebe zu thun, was ich nur konnte; ich habe Deine Wünsche erfüllt, so schwer es mir auch wurde. Ich dachte: sie wird es einmal einsehen, sie wird dir dankbar sein für alles, was du ihr opferst —"

„Ich soll Dir dankbar sein für alles, was Du mir opferst?" wiederholte Frau Valerie, sich aus ihrer grenzenlosen Bestürzung aufraffend, indem sie jedes einzelne Wort scharf betonte. „Ja, was ist denn das, was Du mir geopfert hast? Du träumst wohl? Ich habe Dir geopfert, viel, alles, meine Freiheit, mein Vermögen, mein sorgenloses Leben, meine Jugend, meine Stellung. Ich habe vegetirt in dieser Schulmeisteratmosphäre, ich bin herabgestiegen, ich habe mich eingeschränkt. Ich habe allem entsagt, was mir das Leben Angenehmes und Schönes bot, allen Vergnügungen, allen Freuden —"

„Vergnügen und Freuden! Ja, aus diesem Wort erkenn' ich Dich! Das ist die Valerie, die ich einmal angebetet habe, ein oberflächliches, vergnügungssüchtiges Wesen, die nur den Genuß kennt und von

Pflichten nichts weiß. Gehe Du Deinem Vergnügen nach, ich hindere Dich nicht! Und die Freiheit, der Du nachweinst, da hast Du sie wieder —“

Er nestelte krampfhaft an seinem Trauring, aber die bebende Hand vermochte ihn nicht abzustreifen.

Jetzt erst ging der schönen Frau ein Licht auf über die Tragweite seiner Worte. Sie hatten sich schon so häufig gezankt; meist war sie es, die Vorwürfe machte und klagte, und er verhielt sich ziemlich passiv. Es hatte manchmal viel heftigere Scenen gegeben, aber am nächsten Tag war es wie vorher, ruhig und kühl.

Und heute! Was war in den besonnenen Mann gefahren? Sie legte beschwichtigend ihre Hand auf seinen Arm.

„Rühr mich nicht an!“ schrie er. „Circe, Sirene! Es ist aus mit Deinem Zauber. Ich weiß, was Du aus Deinen Opfern machst. Ich habe die modernden Totenbeine zu Deinen Füßen gesehen. Ich lasse mich nicht mehr verführen. Fort, fort von mir!“

Valerie verstand von dieser Auslassung ganz und gar nichts. Man hatte sie früher einmal Sirene genannt, allein das hatte für ein Kompliment gelten sollen. Sie lächelte gezwungen und zupfte verlegen ihren Spitzenärmel zurecht.

„Du thust wahrlich, als ob Du mich am liebsten aus dem Hause jagen möchtest,“ meinte sie.

„Das will ich auch!“ donnerte er. Sie erstarrte unter seinem wilden, haßerfüllten Blick. „Wozu gemeinsam dieses elende Leben weiterführen, das uns längst zur Last geworden ist? Sage mir aufrichtig, Valerie, thut es Dir leid, mich zu verlassen? Wirst Du mich einmal, ein einzigesmal vermissen, wenn Du mich nicht mehr um Dich hast, ein einzigesmal Dich nach mir sehnen?“

„Nein,“ sagte sie hart. „Gewiß nicht.“

„Nun also. Mir geht es ebenso. Du hegst nicht Liebe, nicht Freundschaft für mich, keine Teilnahme, keine Sympathie. Ich habe vergeblich nach einem warmen Herzenston verlangt und jahrelang umsonst darnach geschmachtet. Natürlich umsonst! Denn Du hast kein Herz. Also machen wir ein Ende!“

Valerie erbleichte.

„Du meinst,“ fragte sie stockend, „daß wir uns trennen wollen?“

„Das meine ich.“

„Und wann?“

„Wann Du willst.“

„Heute noch. Ich will Dir nicht einen Tag länger mit meiner Gegenwart lästig fallen.“ Sie raffte ihre Schleppe zusammen und wandte sich zum Gehen.

„Mama, Mama!“ rief ein helles Stimmchen, und der kleine Harry stürzte vergnügt ins Zimmer, ge=

folgt von seiner Großmutter. Valerie kehrte noch einmal um.

„Harry bleibt bei mir,“ sagte sie halblaut in bestimmtem Tone.

„Ich bin einverstanden,“ sagte Albert. „Du hast uns stets so fern von einander gehalten, daß er den Vater kaum entbehren wird. — Mutter!“ setzte er dann mit lauter Stimme hinzu, „Valerie und ich haben soeben beschlossen, uns zu trennen.“

Er wollte damit sich und seiner Frau jede Möglichkeit einer Rückkehr abschneiden.

Einunddreißigstes Kapitel.

Das war wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf Valerie herabgefahren. Ratlos saß sie auf ihrer Chaiselongue im Schlafzimmer und sah in stumpfem Hinbrüten zu, wie das Mädchen ihre Kleider auspackte und in die Schränke hing. Plötzlich sprang sie auf.

„Was thust Du? Laß die Sachen, wie sie sind. Wir verreisen wieder — heute noch!" Das Mädchen glotzte sie verständnislos an und entnahm abermals ein sorgfältig zusammengelegtes Stück dem Koffer. „Hörst Du nicht? Es soll alles so bleiben, wie es ist. Nein. Bringe noch die anderen Sachen aus dem Kleiderschrank. Sie müssen auch eingepackt werden, alles, alles. Und sieh nach, ob das gnädige Fräulein zu Hause ist."

Dann setzte sie sich wieder auf die Chaiselongue. Was beginnen? Wohin sich wenden? Wer konnte ihr raten? Sie hatte sich eben entschlossen, zu Erna zu fahren, als ihr einfiel, daß diese noch in Blanken=

berghe sei. Wie fatal! Ihre einzige Freundin! Und irgend jemand mußte sie doch ihr Herz ausschütten. Ihr Vetter Harry? Richtig. Dem mußte es ohnehin mitgeteilt werden. Er verwaltete ihr Vermögen, war Bellas Vormund, und aus beiden Gründen stand sie mit ihm in ziemlich regem Briefwechsel, wenn er sich auch persönlich ganz von ihr zurückgezogen hatte — leider! Sie rückte ein Tischchen ans Fenster und breitete einen parfümirten Briefbogen darauf aus. Rasch bedeckten sich die Seiten mit ihren dünnen, langgezogenen Schriftzügen. Die auf und ab gehenden Schritte des Dienstmädchens störten sie. Sie schickte dasselbe fort und schrieb weiter, Klagen, nichts als Klagen. Jetzt machte sie eine Pause. Sie war zu dem eigentlichen Punkte gekommen, der Trennung, und sie wußte nicht recht, wie sie das in Worte setzen sollte. Sie lehnte sich in ihren Sessel zurück, wandte den Kopf ein wenig und ließ die Blicke durch das Zimmer schweifen. O Gott, auf ihrem Bette türmte sich ein Berg von Kleidern und Mänteln! Wo sollte sie das alles unterbringen?

„Es ist nicht daran zu denken, daß meine Koffer genügen!“ rief sie Isabella entgegen, die eben zu ihr ins Zimmer trat.

„Wozu?“ Das junge Mädchen schaute fragend bald auf ihre Mutter, bald auf die aufgestapelten Kleidungsstücke.

Richtig, sie wußte ja noch nicht — Valerie erzählte kurz und etwas wirr, was sich zugetragen hatte.

„Und so ist es dahin gekommen, daß er uns fortschickt und zum Hause hinausjagt,“ schloß sie ihren Bericht.

„Da er uns seine Dienstwohnung nicht abtreten kann, ist es das einzig Mögliche,“ bemerkte Isabella trocken.

„Und das Selbstverständlichste von der Welt, wenn man Dich sieht und hört,“ sagte Valerie höhnisch.

„Ich wußte, daß es über kurz oder lang so kommen würde, und habe Dir deswegen gestern abend schon davon gesprochen. Besser ein schnelles Ende. Gehen wir!“

„Wenn es nicht gar zu absurd klänge, möchte ich beinahe annehmen, daß ihr diesen Plan während meiner Abwesenheit zusammengeschmiedet hättet,“ sagte Valerie gereizt. „Gehen wir, gehen wir! Als ob es sich um einen Spaziergang handelte. Was soll denn aus den Möbeln werden und aus diesen Sachen allen?“

Isabella unterbrach sie heftig.

„So kümmere Dich doch nicht immer um Nebensachen, Mama! Das Gepäck lassen wir uns nachkommen. Auguste mag's verpacken oder irgend wer —“

„Das kann sie ja nicht, Bella,“ jammerte Valerie. „Ich weiß noch selbst kaum, wie ich's bewältigen soll, aber das ungeschickte Ding!“

Isa stampfte zornig mit dem Fuß auf.

„Kannst Du Dich denn nicht einmal über diese Aeußerlichkeiten hinwegsetzen?“ rief sie. „Immer Toiletten und Kleider, das ist das wichtigste. Und darüber vergißt Du, was Du Deiner Würde schuldig bist. Es wird Mittag und Abend, und wir sind noch immer hier. Mir würde der Boden unter den Füßen brennen. Nur fort, so schnell als möglich.“

„Wo sollen wir denn aber hin? Wenn noch Erna hier wäre!“

„Wohin es auch sei. In irgend ein Hotel — und dann weiter überlegen.“

„Und die Leute? Was sollen wir den Leuten sagen?“

„Gleichviel. Denke Dir eine Ausrede aus! Mir fällt keine ein. Oder sage nichts! Was hast Du hier geschrieben, Mama?“

„An Harry Stevens.“ Sie reichte ihr den Brief. „Du kannst ihn lesen. Ich finde die Fortsetzung nicht.“

Isa überflog rasch das Blatt und zuckte mit den Achseln.

„Du hast noch gar nicht angefangen. Wozu die vielen Worte, Mama? ‚Du hast recht gehabt, mich zu warnen, lieber Harry. Leider habe ich diese Warnung, wie so viele andere, in den Wind geschlagen. Dieser Mann ist das Unglück meines Lebens —‘ Warum schreibst Du ihm das? Sage ihm einfach,

daß ihr beabsichtigtet, euch zu trennen oder scheiden zu lassen — ich weiß nicht, welches von beiden — und daß Du ihn bätest, geschäftlich zwischen euch zu vermitteln. Das soll er doch? Aber auch das hat keine Eile. Zieh Dich lieber an, Mama! Ich will inzwischen das Notwendigste zusammenpacken."

Sie ging in ihr Zimmer. Als sie mit einem Handköfferchen wieder heraustrat, begegnete ihr Albert, bleicher wie vorher, mit unheimlich tief liegenden Augen.

„Zürnst Du mir?" fragte er leise.

„Nein," antwortete sie rasch und wollte an ihm vorbeigehen. Dabei bemerkte er den Handkoffer.

„Was hast Du da?"

„Mein Gepäck. Halte mich nicht auf. Ich habe Eile."

„Du willst fort? Du willst auch fort?" flüsterte er mit bebender Stimme.

„Natürlich."

„Nein, Isa, Du darfst mich nicht verlassen."

Sie maß ihn mit einem eisigen Blick.

„Es bedarf doch keiner Erwähnung, daß ich bei Mama bleibe."

„Das — wolltest Du?" hauchte er mit Anstrengung. „Für immer?"

Sie nickte stumm und versuchte nochmals, an ihm vorüber zu kommen, aber er verhinderte sie daran.

„Ich soll Dich nie wiedersehen?“ murmelte er bang. Er hatte noch gar nicht so weit gedacht und diese Möglichkeit nicht ins Auge gefaßt.

„Nie!“ sagte sie bestimmt. „Leb wohl!“

Er hielt sie nicht mehr zurück. Einen Augenblick starrte er vor sich hin wie im Traume. Dann mit jähem Entschluß stürzte er ihr nach, sie festzuhalten um jeden Preis. Kann der Mensch denn nicht, was er will, so mächtig, so glühend, so allbezwingend will? Nach zwei Schritten blieb er wieder stehen. Thor, der er war. Nie! Sie wollte nichts von ihm wissen, sie verabscheute ihn. Nie. — Langsam wandte er sich um und schritt gesenkten Hauptes, matt einen Fuß nach dem andern ziehend, seinem Studirzimmer zu. Dort riegelte er sich ein und öffnete nicht und gab keine Antwort, weder den flehenden Bitten seiner Mutter noch dem süßen Kinderstimmchen des kleinen Harry, der Papa so gern Adieu sagen wollte — den ganzen Tag, die ganze Nacht.

Am nächsten Morgen erschien er zur gewohnten Zeit zum Kaffee, gab wie immer seine Stunden im Gymnasium und erwähnte des Vorgefallenen mit keiner Silbe. Aber seine Mutter erschrak, als sie ihn kommen sah, seine Kollegen wichen scheu zurück, und seine Schüler überlief es kalt bei seinem grausig düstern, stieren Blick.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

„Hurra!“ rief Philipp Orthmann, indem er in sein Zimmer stürmte und in einem Rückfall studentischen Uebermuts seinen Hut an die Decke warf. „Hurra! Hoch soll er leben! Hoch soll er leben! Dreimal hoch!“

Das Zimmermädchen der Chambres garnies, durch den ungewohnten Lärm, den der sonst so stille Mieter vollführte, herbeigelockt, steckte neugierig den roten Kopf durch die Thüre.

„Ja, hoch soll er leben, Juste. Ich bitte Sie, in dieses Hoch mit einzustimmen. Es gilt dem neu ernannten Direktor der Ausgrabungen zu Megalopolis, Arkadia, welchen ich die Ehre habe, Ihnen hiermit vorzustellen!“

Dabei verneigte er sich mit komischem Ernste vor dem verdutzten Mädchen. Er kam eben aus der Reichstagssitzung und fühlte nun das Bedürfnis, irgend jemand mitzuteilen, welches Glück ihm widerfahren

sei. Nun mußte das gerade zu einer Stunde sein, wo er seine Freunde nicht anzutreffen wußte, und die Juste war das erste bekannte menschliche Wesen, das ihm in den Weg lief. Sie zeigte allerdings nicht sonderlich viel Verständnis, und die fremden Namen verprellten sie noch vollends. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, ihrem Unterthanenverstande die Sache näher zu rücken; aber auch so wollte es ihr nicht in den Kopf, daß die Erlaubnis zum „Buddeln von det alte Jestein“ ihn so übermäßig beglücke. Sie begriff nur, daß dies in der That der Fall sei, und daß sie zur Feier dieses wichtigen Ereignisses heute ein Abendbrot für sechs Personen mit Punsch zurechthalten solle; das heißt, den Punsch wolle er selbst bereiten, nur die Zuthaten müsse sie besorgen.

Nach dieser flüchtigen Anordnung eilte er wieder fort und rannte ganz zwecklos und ganz selig in den Straßen herum. Heute und morgen wurde den ganzen Tag über nichts gethan, nichts, als sich gefreut, von früh bis abends. Beinahe seit zehn Wochen war er schon in Berlin, und in dieser langen Zeit des Wartens und der Ungewißheit hatte er sein Werk bis auf die letzte Lieferung vollendet, und er konnte nun sogleich an die Vorbereitungen zu seiner Abreise gehen. Zunächst galt es, sich geeigneter Assistenten zu versichern, ein paar jüngere Archäologen hatten sich ihm bereits im voraus angeboten. Aber heute wollte er nicht

daran denken, heute war Feiertag und morgen auch. Er sah nach der Uhr. Immer noch zu früh, um die Freunde anzutreffen. Wem könnte er nur sein Glück noch mitteilen? Albert. Natürlich Albert! Nein. Philipp hatte ihm viermal geschrieben und auf keinen seiner Briefe eine Antwort erhalten. Dies Schweigen ärgerte ihn und es beunruhigte ihn zugleich. Er hatte Albert unter so sonderbar gespannten Verhältnissen verlassen. Sollte er krank sein? Oder sollte irgend eine Wendung im Schicksale seiner Freunde eingetreten sein, über die man ihn absichtlich oder unabsichtlich im Dunkeln gelassen hatte? Er aber wollte wissen, wie es um sie stand, ehe er Deutschland verließ, und sie sollten und mußten an seinem Glücke teilnehmen. Morgen, am zweiten der Festtage, die er sich selbst zudiktirt hatte, würde er hinreisen.

Es war ein Sonntag. Den Frühzug hatte er infolge der Punschfeier versäumt, und so war schon der Nachmittag herangekommen, als er an der wohlbekannten Thüre stand und schellte und schellte, ohne daß ihm geöffnet wurde. Mit jedemmale, daß er vergeblich die Glocke zog, ward seine freudige Stimmung um ein paar Grade herabgedrückt. Zum viertenmale jetzt — kräftig und lange — es hallte durch das ganze sonntagsstille Haus. Eine Magd aus dem obern Stockwerk erschien auf dem Treppenabsatz und rief herunter, der Herr Oberlehrer sei verreist.

Verreist jetzt mitten in der Schulzeit? Und die Damen? Auch fort. Wohin sie gereist seien? Das wisse sie nicht.

Philipp blieb einen Augenblick zögernd und enttäuscht stehen. Dann suchte er, schnell entschlossen, erst den Doktor Starke und nachher den Professor Blum auf, die einzigen aus dem Lehrerkollegium, die er, wenn auch nur flüchtig, kannte. Aber beide waren ausgegangen. Da fiel ihm Berger ein. Der Weg zu ihm war weit, allein er hatte nichts zu versäumen, und ganz vergeblich wollte er die Reise von Berlin hierher doch auch nicht gern gemacht haben.

Bei Bergers fand er alles in vollständiger Auflösung. Die Vorhausthür offen, der Gang mit Möbeln verbaut, ein abgeschabter Reisekoffer und drei große Kisten in der Mitte des Wohnzimmers, auf allen Stühlen Kleidungsstücke, Bücher, Wäsche — hoch oben auf einer Leiter der Doktor in Hemdärmeln, emsig bemüht, die Gardinenstange abzunehmen, der kleine Ernst mit der wichtigsten Miene von der Welt das einzige Dutzend Gläser des Haushalts in Zeitungspapier verpackend, während Frau Gabriele gerade einen Stoß Porzellanteller aus der Küche herbeischleppte.

„Das hab' ich ja günstig getroffen!" rief Philipp lachend. „Nichts könnte Ihnen heute willkommener sein als ein Besuch."

„In der That," sagte Gabriele, indem sie die Teller abstellte und ihm die Hand entgegenstreckte, „nichts könnte uns willkommener sein als Ihr Besuch. Zwei Tage später und Sie hätten uns nicht mehr hier gefunden, und doch ist es uns ein wahres Herzensbedürfnis, es Ihnen auch einmal mündlich auszusprechen, wie sehr wir Ihnen für Ihre gütige Vermittlung dankbar sind."

Er wollte abwehren. Sie möge die kleine Gefälligkeit nicht erwähnen. Die wissenschaftlichen Verdienste ihres Mannes —

Sie fiel ihm ins Wort.

„An denen zweifle ich nicht," sprach sie mit leuchtender Miene; „sie haben natürlich auch zuletzt den Ausschlag gegeben. Ihr freundlicher Wink aber kam uns zu einer Zeit, wo wir so niedergeschlagen waren, daß wir an der Zukunft ganz und gar verzweifelten. Sie haben damals unsern Mut und unser Selbstvertrauen aufs neue entfacht, und das werden wir Ihnen nie vergessen."

Berger war inzwischen von der Leiter herabgestiegen.

„Wie anders steht das Leben jetzt vor uns!" rief er, indem er Orthmanns Hände freundschaftlich schüttelte. „Nie mehr Aerger mit den dummen Jungen! Keine Examina im Frack, und keine Schulstunden, wo man jedes Wort auf die Goldwage legen muß!

Haben Sie gehört, daß man den Lehrplan neuerdings noch sorgfältiger beschneiden und umzäunen und — und festnageln will? Lehrplan! Ha, ich pfeife drauf! Keine Karikaturen, keine Spottgedichte, kein Affenberger mehr! Nie mehr, nie mehr, nie mehr! Und wissen Sie, daß wir ein ganz respektables Museum haben? Die prähistorische Zeit besonders berücksichtigt. Ganz seltene Petrefakten. Einen Archäopteryx — ja, ja, staunen Sie nur! Auch Reste von Dinosauriern, Ihnen vielleicht besser als Drachen schlechtweg bekannt. Da ist zum Beispiel — na, Sie müssen sich's lieber einmal ansehen kommen. Ich habe die Zeichnungen schon weggepackt, die ich davon gemacht habe. Entschuldigen Sie mich, bitte, noch einen Augenblick." Damit war er bereits wieder auf die Leiter geklettert, um den andern Vorhang herab zu nehmen. „Die Paläontologie war immer mein Lieblingsfach, wissen Sie!" rief er ihm noch von der Höhe herunter zu.

Philipp bat Gabriele, daß auch sie sich in ihren Beschäftigungen nicht stören lasse.

Gabriele lächelte.

„Unsere Einrichtung ist nicht so reichhaltig, daß deren Verpackung große Mühe verursachte. Nur ist diese plötzliche Abreise uns selbst überraschend gekommen, da man die Stelle nach dem Rücktritt des jungen Werner erst zum ersten Januar zu besetzen gedachte. Nun ist aber der Direktor, dessen Gesundheit nicht

ganz fest zu sein scheint, plötzlich wieder leidend geworden, und so richtete man gestern die Anfrage an uns, ob mein Mann es ermöglichen könne, die Stelle sofort anzutreten. Von den augenblicklichen Unbequemlichkeiten abgesehen, entspricht dieser beschleunigte Antritt unseren Wünschen vollkommen."

„Ich werde Sie jetzt wirklich nicht länger aufhalten," meinte Philipp. „Nur eines müssen Sie mir noch sagen. Sonst wäre, aufrichtig gestanden, der Hauptzweck meines Besuchs verfehlt. Ich war nämlich soeben bei Gesenius und habe dort niemand angetroffen. Es sei alles verreist. Etwas Näheres konnte ich nicht erfahren. Wo in aller Welt kann denn Gesenius mitten im Semester und noch dazu bei diesem greulichen Wetter mit Sack und Pack hingereist sein?"

Berger ließ vor Staunen den Vorhang, den er gerade in der Hand hatte, fallen.

„Ja, zum Teufel, wissen Sie denn nicht —" Er drehte sich auf seiner Leiter um und riß die Augen unter den buschigen Brauen weit auf.

„Wo Gesenius ist, das wissen wir selbst nicht genau," nahm Gabriele, die trotz aller Aufforderungen in ihrer Arbeit nicht fortfuhr, das Wort. „Man spricht von einer Kaltwasserheilanstalt, aber niemand weiß es so recht. Jedenfalls hat er Urlaub auf unbeschränkte Zeit bekommen, und seine Mutter ist bei

ihm. Am Tage, nachdem seine Frau aus dem Bade zurückgekehrt war, ist es nämlich zu einer heftigen Aussprache zwischen den Eheleuten gekommen, die damit endete, daß sie beschlossen, sich scheiden zu lassen. Ich wundere mich nur, daß Sie nichts davon gehört haben und so überrascht sind, Herr Doktor. Da Sie im Hause verkehrt haben, werden Sie selbst wissen, daß die Ehe nicht glücklich war und daß man Gesenius zu einer Lösung derselben nur beglückwünschen kann. Die damit verbundene Aufregung scheint aber doch so nachteilig auf seine Gesundheit gewirkt und sein Nervensystem derartig zerrüttet zu haben, daß er nach langen Anstrengungen, den Unterricht ungestört fortzusetzen, diese aufregenden Versuche aufgeben mußte und nun in aller Stille ganz seiner Gesundheit lebt. Seine Frau hat gleichfalls die Stadt verlassen."

„Und Isa?" stieß Philipp hervor, indem er den Blick voll Angst und Spannung auf das ruhige und unbewegte Antlitz der Frau heftete, welche ihm mit nüchternster Objektivität Dinge erzählte, die ihm das Blut in die Schläfe trieben.

„Isa? Nun, Isa ist natürlich mit ihrer Mutter gereist."

„Ah!" Er atmete tief auf. Eine Last wälzte sich ihm von der Brust.

„Sie waren erst in einem Stahlbade, da Isa

bleichsüchtig war und der Erholung bedurfte. Jetzt sind sie in Montreux."

„Sie bleibt bei ihrer Mutter?" fragte er noch einmal fast zaghaft.

„Selbstverständlich." Sie schien ihre Mitteilungen damit abschließen zu wollen. Als sie aber sein Auge noch immer fragend auf sich ruhen fühlte, setzte sie in wärmerem Tone wie bisher hinzu: „Das arme Mädchen thut mir eigentlich leid. Wenn Sie sie nur einigermaßen kennen, so wird Ihnen nicht entgangen sein, daß Mutter und Tochter sehr wenig harmoniren. Am Anfang erwähnte sie nie etwas über irgend welche Unzuträglichkeiten in diesem Zusammenleben, sie berichtete nur ziemlich oberflächlich über ihren Badeaufenthalt und gab mir zuweilen Aufträge."

„Sie schreibt Ihnen?" rief Philipp aufspringend.

„Ja," antwortete Gabriele ruhig. „Ich bin ihre einzige Freundin, oder wenn das zu viel gesagt sein sollte, die einzige Bekannte, die ihr näher steht. Deswegen sind ihr wohl auch zuweilen bei all ihrer Zurückhaltung Worte in die Feder geflossen, die mir verraten, wie es um sie steht." Gabriele zog einen Brief aus ihrer Tasche. „‚Ich sehne mich so, Sie einmal wieder zu sehen und mich mit Ihnen auszusprechen,'" las sie. „‚Erwarten Sie nichts Besonderes. Alles mögliche, was mir gerade durch den Kopf geht. Ich habe ja niemand als Sie.'" — „Ich sollte Ihnen

das eigentlich nicht vorlesen," unterbrach sie sich. „Aber Sie nehmen auch Anteil an Isa, und Ihre Wege werden sich kaum je wieder kreuzen."

„Bitte, lesen Sie!" bat er, die glühenden Augen auf Isas Schrift geheftet.

Gabriele fuhr fort:

„‚Mama fühlt sich nicht mehr wohl hier. Ich fürchte nur, daß es anderswo nicht besser sein wird. Sie klagt über allerlei. Ich fühle, daß ich sie aufheitern, für sie sorgen und geduldig auf ihre Gedanken eingehen sollte, aber ich kann es nicht. Ich bin wortkarg und immer schlechter Laune. Ja, wirklich schlechter Laune, ich mag es selbst nicht beschönigen. Sie, Gabriele, die Sie nie Launen haben, werden mich darum verachten. Ich thu's selbst, und ich kann's doch nicht ändern, kann mich nicht ändern. Und so verliert das Opfer, das wir uns gegenseitig durch unser Zusammenleben bringen, allen Wert.'"

Dreiunddreißigstes Kapitel.

„Das arme Mädchen," sagte Gabriele, den Brief aus der Hand legend.

„Sprachen Sie von mir?" klang es plötzlich kühl und befremdet von der Thüre her. In derselben stand Isa.

Philipp schwieg verlegen. Gabriele aber, ohne den geringsten Versuch zu machen, den Brief zu verbergen, erwiderte:

„Ja, wir sprachen von Ihnen, liebe Isa. Ich erzählte eben Herrn Doktor Orthmann, daß Sie in Montreux seien, und las ihm vor, was Sie mir von dort schrieben. Hoffentlich zürnen Sie mir meiner Indiskretion wegen nicht."

Isa entgegnete nichts. Ihre Brauen blieben fest gefaltet, sie sagte bloß:

„Wir sind vorgestern hier angekommen. Das Wetter in Montreux war unausstehlich. Hier ist's frei-

lich nicht besser. Aber man erwartet es nicht anders. Was thun Sie denn eigentlich? Es sieht ja bei Ihnen aus, als ob Sie morgen umziehen wollten?"

„Uebermorgen," antwortete Gabriele. „Den Grund erzähle ich Ihnen nachher. Erst müssen Sie berichten, wie es Ihnen weiter ergangen ist."

Isa jedoch war nicht sehr mitteilsam, sondern von einer eisigen Zurückhaltung, ganz anders, wie sie Philipp ihrem Briefe nach Gabrielen gegenüber zu finden erwartet hätte. Offenbar war sie über deren Vertrauensbruch unwillig und verstimmt, vielleicht auch hätte sie gewünscht, mit ihr allein zu sein, und wartete nur darauf, daß Philipp sich entferne. Aber er machte gar keine Anstalt dazu. Nachdem sich die Unterhaltung wohl eine halbe Stunde träge hingefristet hatte, brach endlich Isa auf; es beginne bereits zu dunkeln, überdies habe sie Gabriele schon unverantwortlich lange aufgehalten.

„Darf ich Sie nach Hause begleiten?" fragte Philipp, sich gleichfalls erhebend.

Ein Schatten huschte über ihr Gesicht, und sie öffnete den Mund zu einer kurzen Ablehnung.

„Nehmen Sie die Begleitung an, Fräulein," kam ihr Berger zuvor, „ich könnte es gar nicht verantworten, Sie den weiten Weg allein zurücklegen zu lassen."

„O, ich fürchte mich nicht," sagte sie mit leichtem

Auflachen. „Aber wie Sie wollen — und wenn ich Ihre Zeit nicht zu sehr in Anspruch nehme.“

Sie verabschiedeten sich und wanderten lange schweigend neben einander her. Der nächste Weg führte durch die großen Gartenanlagen der städtischen Promenaden, deren äußerstes Ende sich bis zu dem neuerbauten Vorstadtviertel, das Bergers bewohnten, hinausschob. Zur Linken grenzten bereits die Felder der anliegenden Dörfer daran. Hier in den breiten Alleen war es ganz menschenleer. Erst fünf Uhr, und doch hatte sich schon tiefe Dämmerung auf die Erde herabgesenkt, alles ringsum in einen grauen Schleier hüllend. In unbestimmten Umrissen, wie gigantische Schemen, ragten die mächtigen Bäume empor. Die großen Mietskasernen verschwammen im Hintergrunde zu einer formlosen Masse, aus der nur hie und da ein besonders helles Licht als leuchtender roter Punkt die Finsternis durchbrach.

Isa fröstelte. Die naßkalte Witterung, die Dunkelheit, die unerwünschte Begleitung in dieser Einsamkeit, alles das wirkte zusammen, ihr ein körperliches und geistiges Unbehagen zu verursachen. Der feuchte Niederschlag netzte ihr unaufhörlich Stirn und Wangen. So schritten sie, durch die ganze Breite des Weges von einander getrennt, auf den durchweichten Alleen vorwärts, die toten Blätter unter ihren Fußstapfen in das schlammige Erdreich drückend.

„Welch unfreundliches, frostiges Wetter!“ sagte Philipp endlich, bloß um das Schweigen zu brechen.

Isa nickte stumm mit dem Kopf und beschleunigte ihre Schritte noch mehr.

„Und die Entfernung ist gar nicht zu unterschätzen,“ begann er nach fünf Minuten wieder. „Unter einer halben Stunde werden wir nicht am Ziel sein.“

„Schwerlich. Es thut mir leid, daß ich auf Ihr Anerbieten eingegangen bin und Ihre Zeit so lange in Anspruch nehme,“ erwiderte sie förmlich.

„O, Fräulein Isa!“ rief er. „Um mich handelt es sich doch nicht, aber für Sie —“

„Ich habe nichts zu versäumen,“ sagte sie kurz, „und daß ich Regen und Wind nicht scheue, sollten Sie eigentlich wissen.“

„Gewiß,“ bestätigte er, froh, überhaupt eine Antwort von ihr bekommen zu haben, denn das Schweigen wurde von Minute zu Minute drückender. „Das habe ich auch nicht vergessen. Jener Gewitterabend? Entsinnen Sie sich? Ach, es war eine schöne Zeit. Ich habe noch viel daran gedacht. In allen Einzelheiten steht sie mir noch lebendig vor der Seele. Ich kann mich vollständig hinein zurückversetzen, so oft mir die Lust ankommt. Nur eines macht mir Mühe und wird mir in Zukunft noch viel mehr Mühe machen, nämlich Sie, Fräulein Isa, wieder so ‚zu-

sammen zu konstruiren', möcht' ich sagen — wenn Sie mir den Ausdruck nicht übel nehmen — wie Sie damals waren."

Seine Stimme zitterte ein wenig. Es kostete ihn Ueberwindung, von der Vergangenheit zu sprechen. Unwillkürlich war er dabei einen Schritt näher an sie herangetreten, aber sie wich schnell zurück, so daß sie beinahe über die Raseneinfassung gestolpert wäre.

„So," sagte sie kurz und hart.

„Und es thut mir leid," fuhr er fort, „daß Sie so verändert sind und mir zürnen. Ich würde Sie ja gern um Verzeihung bitten, aber ich weiß wirklich nicht, wofür. Es schmerzt mich, daß Sie kein freundliches Wort für mich haben und so gar keinen Anteil nehmen an dem großen Glücke, das mir widerfahren ist."

„Ich gratulire Ihnen," hauchte sie so leise, daß er es kaum zu hören vermochte.

„Vor ein paar Wochen hätten Sie das anders zu mir gesagt," bemerkte er niedergeschlagen. „Sehen Sie, ich habe nun das große Ziel meines Lebens erreicht. Vielleicht daß ich's mir späterhin noch höher stecke; auf alle Fälle ist es eine Staffel, die erklommen zu haben, schon der Mühe lohnt. Vor mir liegt eine Zeit voll anstrengender Thätigkeit, voll Aufregung, voll Mühen und heißen Strebens, das — ich hoffe und glaube es — auch von Erfolg gekrönt sein wird.

Wenn ich einen solchen im Dienste der Wissenschaft erringe, so ist er mit viel persönlicher Entsagung erkauft. Sie können das auch jetzt beurteilen, nicht wahr?"

Sie zuckte leicht zusammen und neigte fast unmerklich den Kopf zum Zeichen der Bejahung.

„Allerdings," fuhr er fort, „kann ich gar viele Dinge leichter entbehren wie die meisten anderen Menschen. Was kümmern mich, ‚den Vagabunden mit wissenschaftlichem Hintergrunde', wie ich einmal genannt wurde —"

„Nicht von mir!" warf sie heftig dazwischen.

„Bequemlichkeiten und Luxus. Ich mach' mir nichts daraus. Ich hatte fast vergessen, daß es dergleichen gibt. Oder etwa ein behagliches Heim? Meine Heimat ist, wo ich wirken und schaffen kann. Und dann weiter. Was laß ich denn zurück? Nichts — nichts — nichts, als was ich nicht auch hier missen müßte," setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu. „Wenn mir einmal einsam wird in meiner griechischen Einöde, so zaubere ich mir zur Abwechslung lichte Bilder aus der Vergangenheit vor. Vielleicht gehorchen sie meinen Winken dort noch besser. Die schlimmen Eindrücke verblassen in der Ferne, und die lieben und guten werden um so heller und deutlicher. Und Sie wissen ja: ‚Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.' Irgend ein Dichter muß so etwas Aehnliches gesagt haben."

„Ja. Aber es ist nicht wahr!“ rief sie mit jäher Heftigkeit. „Mir ist auch die Erinnerung geraubt. Dieser häßliche Mißklang —“ Sie hielt inne.

Er wagte nicht, auf diesen Gefühlsausbruch aufrichtig einzugehen. Es war ihm schon einmal Aehnliches schlecht bekommen.

„Ich habe vorhin mit Bedauern gehört, daß Ihre Eltern sich getrennt haben,“ sagte er förmlich.

„Davon rede ich nicht. Es war das beste, was sie thun konnten. Sie wissen ganz gut, was ich meine. Verstellen Sie sich nicht.“

Er blickte zur Erde nieder. Sie konnte bei der herrschenden Dunkelheit seine Züge nicht unterscheiden. Die beiden waren inzwischen in den belebtern Teil des Parkes gekommen und ihre erregte Unterhaltung hatte schon wiederholt die Aufmerksamkeit anderer Spaziergänger auf sich gezogen. Plötzlich schlug Isa einen Seitenweg ein. Philipp folgte ihr.

„Was kann ich dafür? Ich war ganz ahnungslos. Ich hatte eine so hohe Achtung vor ihm und so viel Mitleid. Mir schien immer, ich müsse manches gut machen und müsse ihn für das entschädigen, was meine Mutter ihm nicht zu sein vermochte. Ich war ihm auch dankbar. Und nun dieses — dieses — dieses —“ Sie stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf, da sie kein passendes Wort fand.

„Mißverständnis,“ half er leise ein.

„Ja, Mißverständnis, wenn Sie wollen. Vielleicht haben Sie es richtig benannt. Gut, daß niemand darum weiß. Ich selbst werde es bald vergessen, und er hat es vielleicht jetzt schon vergessen, hoffentlich. Das Unangenehme ist nur, daß diese Erfahrung mir die schönste Zeit meines Lebens nachträglich gründlich verdirbt — die einzige schöne sogar. Sie bedürfen der Erinnerung nicht, Herr Doktor. Wem die Zukunft gehört, der kann die Vergangenheit entbehren. Aber ich —"

„Und da gibt es Hunderte und Aberhunderte von Mädchen, die beneidend zu Ihnen aufschauen," warf er ein.

„Aufschauen!" wiederholte sie höhnisch.

„Die sagen würden, daß Sie so ziemlich alles hätten, was sich ein Mensch wünschen kann."

„Ich muß wohl ein sehr unzufriedenes und blindes Geschöpf sein, daß ich davon gar nichts merke," meinte sie hart.

„Jugend und Schönheit, Reichtum, Geist und Verstand —"

„Schönheit?" spottete sie. „Aber gleichviel. Die würde mir auch nichts nützen. Jugend und Reichtum ja; Geist? gerade genug, um einzusehen, was ich entbehre — ohne Sympathie, ohne Verständnis. Sagen Sie selbst, was habe ich denn von dem Leben, das mir bevorsteht? Wir haben uns redlich bemüht, uns

einander zu nähern, Mama und ich. Aber ich bin ihr unbequem, ich fühle es. Und manchmal verliere ich die Geduld — und dann bin ich unausstehlich." Er konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren bei diesem offenen Bekenntnisse. „Am liebsten möchte sie jetzt auf ein paar Monate zu Frau Neumayer ziehen, und da bin ich ihr wieder im Wege. Wir haben uns heute früh schrecklich darüber gestritten. Ich will nicht! Sie sind dort alle so freundlich zu mir, und das bringt mich erst recht in Zorn. Und dann ärgere ich mich wieder über mich selbst — und das ist der schlimmste Aerger, wissen Sie. Können Sie sich denn nicht vorstellen, daß man sich in den eingeschränktesten Verhältnissen unter Gleichgesinnten wohler fühlen kann als so? Was ist denn äußere Einschränkung, äußerer Mangel gegen den geistigen, der uns innerlich verödet? Sie können das gar nicht nachempfinden, denn Sie haben es nie durchgemacht. Sie treffen überall Freunde und Kollegen. Auch jetzt wieder in Griechenland werden Sie sich vermutlich mit Ihren archäologischen Genossen recht primitiv, aber sicher ganz gemütlich einrichten."

„Je nun, für bescheidene Ansprüche!" meinte er humoristisch. Nachdem das Eis einmal gebrochen war, ging die Unterhaltung ganz lebhaft von statten.

„Wo sind wir denn?" rief Isa, plötzlich stehen bleibend. Der Weg hatte ein Ende erreicht. Ringsum

blätterlose Büsche, vor ihnen glänzte feucht eine verregnete Ruhebank.

„Sie selbst schlugen diesen Seitenpfad ein," entschuldigte sich Philipp.

„Ich? Nun, wir sind auch nicht weit von dem rechten Weg entfernt und können, so weit ich in der Dunkelheit zu beurteilen vermag, sogar ein ganzes Stück abschneiden, wenn wir ein paar Schritte durch das Gebüsch gehen."

„Nein, da muß ich wirklich danken!" rief Philipp lachend. „Hier reicht mir der Schmutz nur bis an die Knöchel, wie es aber im Gebüsch ist, vermag ich bloß schaudernd zu ahnen. Sie haben gut reden. In einer halben Stunde oder eher können Sie alle Schäden heilen, aber ich, der ich in dieser selbigen Kleidung noch heute abend nach Berlin reisen muß!"

„Heute abend?"

„Oder in der Nacht."

„Da war es also der reine Zufall, daß wir uns noch einmal gesehen haben?" fragte sie nach einer Weile sinnend.

„Ja."

Nachdenklich schwiegen beide. Jetzt hatten sie die Hauptallee wieder erreicht. Es begann stärker zu regnen, und Isa spannte ihren Schirm auf.

„Darf ich?" fragte er, indem er ihr denselben abnahm, um ihn zu halten. „Es ist ein gut Teil

Egoismus dabei, ich habe nämlich selbst keinen Schirm bei mir. Wo wohnen Sie denn eigentlich?“ fragte er plötzlich, wie die ersten Villen vor ihnen sichtbar wurden. Es war ihm eben erst eingefallen, daß er sie in Gedanken nach dem Gymnasium hatte führen wollen.

Sie nannte die Straße.

„Da sind wir ja gleich da!“ rief er erschrocken.

„Ja, endlich!“ sagte sie. „Sie werden bald erlöst sein.“

Er antwortete nicht. So stand ihnen also der Abschied unmittelbar bevor, fünf Minuten vielleicht noch — und dann Lebewohl auf immer! Er hätte ihr noch so viel zu sagen gehabt — aber in fünf Minuten! Nicht mehr so viel — drei, zwei vielleicht. Und sie hatte gesagt, endlich! Und wie ängstlich entfernt sie von ihm ging, halb im Regen, nur besorgt, daß sie ihn ja nicht mit dem Saume ihres Gewandes berühre! O! kalt war sie und stolz und — Nein, lieber nicht! Wozu auch? Er hatte auch seinen Stolz, er wollte sich keiner Abweisung aussetzen. Zudem war ihm die Kehle wie zugeschnürt.

„Dort an der Straßenkreuzung, wo die große Laterne steht,“ sprach sie — ganz ruhig, ganz gleichmütig, nur ihre Stimme zitterte ein wenig — vor Kälte jedenfalls. Und die Laterne kam näher und näher, so sehr er auch, ohne es selbst zu wissen, die Schritte hemmte. Nun standen sie vor dem Thor.

„Ich danke Ihnen für Ihre Begleitung," sagte sie, „und ich wünsche Ihnen viel Glück. Wann werden Sie nach Griechenland reisen?"

Er hatte den Schirm zugemacht und hielt die Hand, die sie ihm reichte, krampfhaft in der seinen.

„Ich — ich — weiß nicht. Sie — könnten sich also vorstellen," brachte er plötzlich stoßweise vor, als ob sich die Worte ihm gegen seinen Willen enträngen, „daß man in Megalopolis glücklich leben kann — ohne — ohne —"

„Ohne stilvolle Einrichtung," lachte sie nervös, während der Regen in großen Tropfen auf sie herabklatschte. „Für jemand, der ohne Not bei solchem Regen —"

„Entschuldigen Sie," sagte er, „ich war ganz zerstreut." Aber er rührte sich nicht von der Stelle und ließ ihre Hand nicht los. „Wenn es — wenn Sie —" stammelte er wieder.

Da kam rasselnd eine Droschke herangefahren und hielt vor dem Hause, an dem sie standen.

„So kommen Sie mit mir, Isa," platzte er heraus — ganz unvermittelt — von der Angst gepackt, die letzte Minute ungenützt verrinnen zu sehen. Dazu drückte er ihre Hand so heftig, daß sie aufschrie. „Wollen Sie?"

„Ich? Ich!" rief sie. Jubel und Aufregung zersprengten ihr fast die Brust. Sie brachte kein

Wort weiter hervor, aber er hatte sie verstanden und zog sie, alles um sich vergessend, in überströmender Glückseligkeit an sein Herz.

„Pardon," sagte, sich an dem Paare vorbeidrängend, die erste der beiden Damen, die der Droschke entstiegen waren. „Um Gottes willen, Bella, was machst Du denn hier?" Es war Valerie.

„Ich — wir — ach, Mama!" In höchster Verwirrung warf sich das junge Mädchen an ihrer Mutter Brust.

Philipp, noch ganz berauscht von der Ueberfülle seines neuen Glückes, hatte für einen Augenblick Fassung und Rede verloren. Dann gewann sein Humor die Oberhand, und überwältigt von der Komik des ganzen Vorgangs, trat er im Dunkel der Hausflur auf Valerie zu, verneigte sich so tief, daß das Wasser, das sich auf Hut und Mantel angesammelt hatte, in grauen Strömen an ihm herabtroff, und sagte ganz zeremoniell:

„Gnädige Frau, ich erlaube mir, Sie auf diese etwas ungewöhnliche Weise um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bitten."

Diese Verlobung war sehr wenig nach Frau Valeriens Geschmack, weder an und für sich, noch besonders in dieser höchst eigentümlichen Form. Immerhin fand Erna Neumayer, welche dicht hinter ihr her gekommen war, daß sie verhältnismäßig recht gute

Miene zum bösen Spiel mache. Vermutlich infolge der Ueberrumpelung. Sie selbst war höchst choquirt. Wie eine Küchenfee und ihr Soldat hatten die beiden dagestanden. Der junge Mensch hatte eben leider noch immer keine Manieren zu allem andern, was an ihm auszusetzen war. Ihr mißbilligendes Staunen wuchs in den nächsten Wochen von Tag zu Tag. Nicht allein, daß Valerie — was nach Lage der Sache allerdings kaum anders ging — thatsächlich ihren mütterlichen Segen gab; sie söhnte sich sogar nach und nach mit ihrem Schwiegersohne ganz leidlich aus. Zugleich ließ sie ihn aber auch in allem seinem eigenen Willen folgen, und der war höchst bizarr! Jeder vernünftige Mensch würde doch gedacht haben, daß Doktor Orthmann als Gatte einer so reichen Frau irgend ein passendes Unterkommen im Lande suchen und finden würde. Statt dessen bestand er darauf, ohne alle Rücksicht auf die zukünftige Frau und die alleinstehende Schwiegermutter, sein Heim in einem Ort aufzuschlagen, wo es überhaupt gar keine richtigen Häuser gab und er solche vielmehr erst auszugraben beabsichtigte.

Die Ausstattung war ganz dem angemessen und bestand, wie Valerie versicherte, hauptsächlich in Konservebüchsen. Das Herz jeder rechten Frau mußte bluten bei dem Gedanken an die spärliche, schmucklose Wäsche und die einfachen Kleider. Zudem mußte

alles binnen vierzehn Tagen bestellt, angefertigt und verpackt sein. Der ganze Brautstand dauerte überhaupt nur vier Wochen. Und ein merkwürdiger Brautstand war's, ohne Verlobungsanzeigen, ohne Brautvisiten, voll fieberhafter Thätigkeit; der Bräutigam beständig unterwegs, er mit wissenschaftlichen Vorbereitungen beschäftigt, sie mit wirtschaftlichen. In den flüchtigen Stunden, die sie einander widmen konnten, kaum Zeit für Zärtlichkeit und ruhiges Genießen, hundert Fragen auf den Lippen, hundert Pläne im Kopfe für die Erbauung eines heimischen Nestes in der Fremde. Und dabei waren sie so vergnügt alle beide, fast ausgelassen lustig.

„Siehst Du," neckte Isa zuweilen, „nun macht Dir alles doppelte und dreifache Sorge. Ich fürchte, mein armer Freund, Du hast Dich übereilt. Wie oft hat mir ein gewisser Jemand versichert, daß er in seinem Berufe notwendig vollkommen unabhängig sein müsse."

Er blieb ihr die Antwort nicht schuldig.

„Das bin ich doch auch! Meine Frau muß hingehen, wo ich will, und thun, was ich will — ohne Widerrede. Ich konnte natürlich nicht ahnen, daß sich eine finden würde, die auf diese Tyrannei eingeht."

Ein andermal meinte sie, wenn sie sich alles richtig überlege, so komme es ihr fast vor, als heirate er sie aus Mitleid.

Da mußte er wirklich lachen.

„Auf diese Idee wird ganz gewiß außer Dir selbst kein anderer Mensch kommen," erwiderte er.

Wenig angenehm berührt von dem sonderbaren Treiben war der kleine Harry. Er vermißte es schmerzlich, daß er für einige Wochen nicht mehr die Hauptperson im Hause war, und rächte sich, indem er gelegentlich recht gewaltig unartig wurde, beinahe wie ein ordentlicher Junge, und nicht wie das verzärtelte Püppchen, das er eigentlich war.

Dem Doktor Gesenius teilte Philipp schriftlich seine Verlobung mit, er erhielt aber keine Antwort. Vielleicht daß der Brief ihn gar nicht erreicht hatte, denn Albert war, wie Philipp im Gymnasium hörte, noch immer abwesend.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Es währte fast zwei Jahre, ehe die Antwort auf diesen Brief eintraf. Sie war nach den Ausgrabungen von Megalopolis adressirt und lautete folgendermaßen:

„Lieber Orthmann!

„Wie viele Briefe von Dir einer Antwort harren, mag ich gar nicht zählen, und wenn ich Dir sagte, wie oft ich zu einer solchen angesetzt habe, würdest Du mir vielleicht kaum glauben. Oft warf ich die Blätter schon nach den ersten Zeilen weg, manchmal waren sie bereits zu Büchern angeschwollen, aber ich konnte mich zu deren Absendung nicht entschließen. Auch jetzt würde dies kaum der Fall sein, um so mehr, als Du seit Deiner Vermählung es selbst aufgegeben hast, des undankbaren Korrespondenten zu gedenken, wenn Du mir nicht durch Deinen Assistenten, Doktor Brincke, neulich direkte Grüße geschickt hättest. Ich kann es Dir nicht in Worten aussprechen, wie

mich dieser Besuch erfreut hat und wie sehr ich Dir für dessen Veranlassung danke. Der junge Mann, der Dich, wie er sagte, nur höchst ungern verlassen hat, konnte nicht genug Deine Erfolge rühmen. Vieles, was er über eure Ausgrabungen berichtete, war mir nicht neu, da ich es bereits in den Zeitungen und wissenschaftlichen Zeitschriften gelesen hatte, aber wie anders klingt es aus dem Mund eines Augenzeugen, und noch dazu eines so begeisterten!

„Ganz besonders interessant war mir, was er von eurer Lebensweise erzählte. Ich sehe sie vor mir, die elenden Stuben, die Deine Frau trotz der Schwierigkeiten, die die Beschaffung selbst nur der notwendigsten Bedürfnisse bietet, so wohnlich zu machen versteht. Ich glaube ihm auch, wenn er die Geschicklichkeit und Erfindungsgabe rühmt, mit denen sie eure Mahlzeiten abwechslungsreich zu gestalten weiß, und ganz besonders, wenn er hervorhebt, wie sie den kleinen Kreis gebildeter Männer, der sich alltäglich in anregendem Gespräch und heiterem Geplauder um euch schart, mit ihrer feinen Bildung und ihrem vornehmen weiblichen Takte leitet und lenkt. Nun ist ihr Leben so reich ausgefüllt von Arbeit und Thätigkeit, wie sie es nur wünschen konnte, sorgend für Dein leibliches Wohl und das Deiner Mitarbeiter, mit männlichem Verstand und weiblichem Zartgefühl allen Kranken beistehend, wie ein Wunderdoktor sogar von der länd-

lichen Bevölkerung der Umgegend in Anspruch genommen, das Haus offen haltend allen Reisenden, die im Dienste der Wissenschaft jene abgelegene Gegend durchstreifen oder voll Sehnsucht nach dem schönen Zeitalter, das längst untergegangen, Arkadiens Haine betreten. Könnte auch ich einmal, ein Wandersmann, mit dem Ränzel auf dem Rücken, an eure Thüre pochen? Würdet ihr mich gastfreundlich aufnehmen oder —

„Seid barmherzig und glaubt, daß es eine schlimme Krankheit gewesen sei, die mich damals befallen hatte. Ihr werdet die Vorkommnisse, in solchem Lichte betrachtet, milder beurteilen — und nicht allzu weit von der Wahrheit entfernt sein. Das denke ich jetzt, wo jene Zeit weit, weit hinter mir liegt, eine abgeschlossene Episode. Damals wollte ich es nicht zugeben. Ich sträubte mich mit aller Macht gegen die Versuche meiner Kollegen, mir zur Herstellung meiner Gesundheit einen Urlaub zu erwirken — den ich dann, als er mir angeboten wurde, nur allzu gern annahm! Unter der hingebenden Pflege meiner guten Mutter beruhigten sich meine Nerven und kräftigte sich meine Gesundheit so weit, daß ich mit dem neuen Jahre meine Unterrichtsstunden wieder aufnehmen konnte. Das war aber auch das einzige, dessen ich fähig war, und zugleich eine Heilung für meine noch immer kranke Seele.

„Vielleicht wunderst Du Dich, Orthmann, daß ich auf so alte und so unerquickliche Zustände überhaupt zurückkomme und sie nicht lieber mit dem Schleier der Vergessenheit zu bedecken versuche. Ich handle mit voller Absicht. Es liegt mir daran, daß ihr wißt, wie ich selbst jetzt über jene Zeit denke, daß wir nach Klarlegung derselben einen Strich unter sie machen und unsere Freundschaft, wenn Du mich ihrer noch für würdig hältst, von neuem beginnen. Du darfst es wagen, glaube mir. Im ebenmäßigen Geleise des Alltagslebens, unter dem sanften Walten meiner teuren Mutter, legten sich langsam — langsam die wilden Wogen. Sie haben allen trüben Schlamm hinweggespült, nun liegen sie ruhig und friedlich da, klar und durchsichtig, und wenn Du in die verborgenste Tiefe hinabspähtest, Du würdest kein unreines Fleckchen mehr entdecken. Ich habe den innern Frieden wieder erlangt, Ruhe ist in mir und um mich —

„Nein! das letztere zu behaupten, dürfte nicht ganz richtig sein. Die äußere Ruhe ist sehr mangelhaft. Sie wird zuweilen ganz erheblich gestört durch gar nicht leise Schritte und durch eine Stimme, die sehr kräftig und sehr gebieterisch durch das Haus schallt, die Stimme meines Sohnes. Seit einem Vierteljahr ist er bei mir. Seine Mutter ist leidend, ernstlich, wie es scheint. Der Arzt hat ihr für den Winter einen Aufenthalt im Süden verordnet und

verboten, daß der Junge sie begleite, denn er fing nachgerade an, ihr über den Kopf zu wachsen. Sie hatte schon Schritte gethan, ihn in einer Pension unterzubringen. Da legte mir meine gute Mutter den Gedanken nahe, Valerie zu bitten, sie möge uns das Kind überlassen. Wie ich sie für diese Anregung segne, und wie ich Valerie dankbar bin, daß sie darauf einging! Ihr würdet den Burschen nicht wieder erkennen. Von dem blondlockigen Zierpüppchen ist keine Spur mehr vorhanden, ein tüchtiger, derber Junge, dessen natürliche Wildheit vielleicht doppelt hervorgebrochen ist, weil sie so lange zurückgedämmt war. Neulich war ich Zeuge, wie er den Hans Starke, der drei Jahre älter ist wie er, gehörig durchbläute, weil dieser darauf bestand, ihn Harry zu rufen, er nennt sich nämlich jetzt Heinrich, auf gut deutsch Heinrich.

„Er und seine Großmama verstehen sich vortrefflich. Sie nimmt ihn sogar immer mir gegenüber in Schutz, wenn ich ärgerlich bin, daß er mir in der Schule nicht mehr Ehre macht. Er ist nämlich ein fauler Strick, und das Stillsitzen will ihm nicht behagen. Er ist auch noch sehr jung, und ich hoffe, daß es mit der Zeit besser wird. Ich wünsche nur, daß ich ihn behalten darf, auch wenn es seiner Mutter besser gehen sollte, wozu die Aerzte allerdings wenig Hoffnung geben. Ihr werdet darüber genauer unterrichtet sein als ich, der ich nur zuweilen durch Heinrich Nach-

richt erhalte — und das ziemlich spärlich. Er schreibt seiner Mutter unter Großmamas Beihilfe regelmäßig alle vierzehn Tage.

„Nun möchte ich Dir, ehe ich schließe, noch eine Neuigkeit mitteilen, die mich betrifft. Unser Konrektor, Doktor Kämpfe, ist als ordentlicher Professor für Kirchengeschichte nach Gießen berufen und ich bin an seiner Stelle zum Konrektor unseres Gymnasiums ernannt worden. Wie glücklich mich diese Wahl macht, kannst Du Dir gar nicht denken, nicht bloß der Stellung selbst wegen, sondern hauptsächlich als Beweis des Vertrauens, das man in mich setzt.

„Auch einer unserer gemeinschaftlichen Bekannten ist neulich durch Nacht zum Licht gelangt. Der Schelmenstreich des kleinen Randolph hat den Grundstein zum Glücke seines Lehrers gelegt. Berger fühlt sich nicht nur von seiner Thätigkeit vollkommen befriedigt, sondern er hat in dem Maße die Anerkennung seiner vorgesetzten Behörde zu gewinnen gewußt, daß man ihn nach dem wegen Kränklichkeit erfolgten Rücktritt seines Chefs zum Direktor des naturwissenschaftlichen Museums gemacht hat. Ich habe die letzten Herbstferien benützt, um Bergers einen Besuch abzustatten, wozu sie mich schon wiederholt aufgefordert hatten. Wie haben sich die beiden verändert, seitdem die Sonne des Glücks sie bescheint! Sie sehen um zehn Jahre jünger aus, wenngleich seine Haare fast

weiß und die ihrigen stark ergraut sind. Frau Gabriele ist der wandelnde Katalog des Museums, kein Tierchen, dessen Namen sie nicht wüßte, kein Ankauf, den sie nicht mit ihrem Gatten bespräche. An allem nimmt sie sachkundig teil wie sein Assistent. Er ist ganz stolz auf sie. Wie ich dort war, mußte ich immer an euch denken und konnte mir doch nicht Rechenschaft darüber geben, warum. Inzwischen ist mir's eingefallen. Ich glaube nämlich, daß Gabriele und Deine Frau viel Aehnliches haben, in ihrem Wesen meine ich, in ihrem Schaffen und Wirken, in ihrem Denken — nur daß an Gabrielens Wiege die Grazien nicht gestanden haben, während sie Deiner Frau das Patengeschenk der Anmut, gepaart mit Würde, auf den Weg gegeben haben. Sie erinnert mich an Arete, die Gattin des Phäakenfürsten:

‚Denn es fehlet ihr nicht an königlichem Verstande,
Und sie entscheidet selbst der Männer Zwiste mit Weisheit.'"

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Osterloh, Adele

Oberlehrer Gesenius Roman von [Adele] Osterloh

Stuttgart 1896

P.o.germ. 1765
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11818863-5